



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>

~~P 30~~

P 31

Göttingische gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band
auf das Jahr 1837.

Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Guth.

1907-1912

1912-1913

1913-1914

1914-1915

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

Den 2. Januar 1837.

Göttingen.

Statt einer Anzeige möge es beim Beginn dieses Jahrs gestattet seyn, einen Rückblick auf die Verdienste eines Mannes zu werfen, der für diese Blätter, seit ihrem nun bald hundertjährigen Bestehen, wohl die meisten Beiträge geliefert und überhaupt um ihre Begründung, Richtung und Erweiterung sich hoch verdient gemacht hat, nämlich Albrechts von Haller's.

Die Berühmterwerbung dieses Instituts sowohl, so wie der Göttingischen medicinischen Facultät, ja selbst der Universität, hängt zu eng mit diesem gefeyerten Manne zusammen, als daß gegenwärtiges Jahr, wo die durch ihn mit geschaffene Lehranstalt ihr Säcularfest begeht, begonnen werden sollte, ohne seinen Namen ein freundliches Erinnerungszeichen darzubringen.

Wo so viele Zeugnisse sprechen, da bedarf es

[1]

nur weniger Worte; eine flüchtige Glanze seiner hiesigen Wirkungskthätigkeit wird genügen, um den großen Naturforscher auch in seinem Werthe für diese Hochschule erkennen zu lassen.

Den 30. September 1736 zog Haller in Göttingen ein und verweltete 17 Jahre, innerhalb welcher Zeit er theils seine epochemachenden Schriften vollendete, theils ihre Bekanntmachung vorbereitete.

Es ist schwer zu sagen, was man an ihm mehr bewundern soll, ob die Mannigfaltigkeit der von ihm behandelten Gegenstände, die Einfachheit und Gründlichkeit der Untersuchung, die streng wissenschaftliche Haltung, die Unermüdlichkeit im Auffuchen des Materials, oder die Kraft der Beurtheilung, aus der fast unübersehbaren Masse der Thatfachen Uebersichten und Gesetze abzuleiten?

Für die Universität wie für die ganze gelehrte ärztliche Welt wurde er nicht nur durch das, was er that, sondern fast eben so sehr durch das, was er veranlaßte, Wohltbäter; für Unternehmung und Ausführung ein hohes Vorbild; ein sprechendes Zeugniß, was der Einzelne durch sich selbst vermag, wenn er, edler Zwecke voll, unverwandt seinem Ziele nachstrebt. Auch durch sein Beyspiel wurde bestätigt, daß die Menschen schweigend höheren Gesetzen sich fügen, wenn nur erst große Muster gegeben sind.

Nicht nur, daß er als Lehrer durch seine Vorlesungen eifrig wirkte und eine namhafte Zahl außerlesener Jünger erzog; nicht nur, daß er zur Förderung wahrer Wissenschaft und zum Ruhme der positiven Lehren die Stiftung der Societät veranlaßte, die Redaction der gelehrten

Ange-
ter,
er für
Bota-
pferm
dizin
gung

der thätigste Mitarbei-
lieb; nicht nur, daß
en, besonders für die
tete, anatomische Ku-
lerärgeschichte der Me-
durch die Berücksichti-
ichen Wissens den in-

neren nothwendigen Zusammenhang bewies; aus-
gezeichnete fremde Werke mit empfehlenden Wor-
ten und Zusätzen herausgab — auch die medici-
nische Theorie und die von ihr unzertrennliche
Praxis verdanken ihm treffliche Arbeiten. Haupt-
sächlich seine Lehre von der Irritabilität, von
der beschränkteren Lebensthätigkeit der Arterien;
von der Gefüßlosigkeit der Sehnen, Bänder und
der dura mater; seine Reihe von Versuchen
und Nachweisungen über das Athmen; über den
Einfluß der Nerven beym Kreislaufe des Blu-
tes; über die Entwicklungsgeschichte des Eyes;
über die Bildung der Knochen; über die Mißge-
burten; seine Beobachtungen über Lungenentzün-
dung, über Verkünderung, über Gallensteine,
über Leberabscesse, über die Krankheiten der gro-
ßen Gefäße und des Uterus, über den Kropf,
über angeborene Brüche und noch manche andere
legen dafür ein sprechendes Zeugniß ab.

Wie Herophilus im Alterthume für das
ganze Gebiet der Medicin, vorzüglich für Ana-
tomie und Physiologie als Auctorität und Quelle
angesehen wurde, so in der neueren Zeit Haller.
Und wie dieser aus der fernen Schweiz nach ei-
ner frisch gegründeten Universität des nördlichen
Deutschlands zog, so jener aus einem Winkel
des asiatischen Griechenlands nach dem neu auf-
blühenden Alexandrien, und beide verarbeiteten

dieselbe Wissenschaft, welche sie in einem unſicheren und ungeordneten Zustande vorfanden, auf eine eigenthümliche Weise zu einem wohlverbundenen Ganzen. — Haller's allgemeine Werke sind groß und bauernb wie seine heimatlichen Alpen, die er so herrlich selbst besungen, und von denen herab die lebendigen Ströme kommen; und wie in jener Luft sich der Athem von beengenden Schranken erlöst fühlt, so erkennt man in jenen Werken überall die Höhe und Freyheit gediegener Forschung, wo die kleinlichen Untersuchungen ausgeschlossen bleiben; und der Blick nur auf entscheidende Momente, auf das Sichere und Wahre hingeleitet und dabey fest gehalten wird.

Es konnte nicht fehlen, daß sowohl der Umfang seiner Kenntnisse als seine unermüdlche literarische Thätigkeit bey seinen Collegen und Nachfolgern einen Wettseifer erweckte, daß seine Wirksamkeit Maßstab, und seine Vorliebe für eigene Untersuchung und universalhistorische Bildung ein Sporn für Andere wurde. Schwerlich möchte im Ernste Jemand behaupten, daß er durch den Werth, welchen er auf den Reichthum des empirischen Wissens legte, die geistige Durchdringung, die freye Bewegung der Gedanken, die Speculation ausgeschlossen habe; nirgends findet sich davon eine Spur. Aus der ganzen Summe seiner Lebenserfahrungen entsprang die Ueberzeugung, daß durch das bloße Reden über die Natur deren Gesetze nicht begriffen werden, und daß dem, der die Fülle der Thatsachen kennt, die poetische Ansicht ihrer Erscheinungen, wenn er noch daran Gefallen finden sollte, unbegrenzt bleibe. Wie die Jünglinge im Platonischen Staate nichts lernen sollten, was sie

häufig wieder vergessen müssen, so wünschte er, daß nur solches mitgetheilt werde, was weder mit Zeitverlust überwunden, noch mit Einbuße des eigenen Friedens bereut werden müsse. Das bloß subjective Gefühl in Sachen der Wissenschaft, das damit zusammenhängende Träumen, jeder Mysticismus und alle mit Geräusch sich ankündigenden Ummälzungsversuche in der Medicin fanden darum in dem von ihm gebildeten Kreise nie oder wenigstens keinen dauernden Anklang. Dadurch, daß Quellenstudium, sowohl der Natur als der Meister der Kunst, gefordert wurde, blieb das flache Gerede ohne Beachtung und Einfluß. Das Bedeutende wurde weder erkannt, noch absichtlich ignoriert. Die Rücksichtnahme auf die englische Literatur, welche immer mehr zunahm, wurde durch deren Inhalt geboten; denn in keiner findet sich für die gesunde Empirie so viel zuverlässiger Stoff als in jener.

Durch die Gründung der Societät der Wissenschaften und durch ihr Hülfsgorgan, die gelehrten Anzeigen, deutete Haller an, welchen Standpunct ein gelehrtes Institut im Reiche der Wissenschaft einnehmen solle.

Von der Ansicht ausgehend, daß es hauptsächlich darauf ankomme, nur mit den ausgezeichneten, nicht Jedem zugänglichen Werken bekannt zu werden, und zu erfahren, was Eigenthümliches oder Neues darin niedergelegt sey, bestimnte er sie vorzugsweise (weit mehr als seine Vorgänger, Steinwehr, Treuer, Willig und Deder) für die Producte des Auslandes, ließ ihnen den bescheidenen Namen Anzeigen und übergab die Arbeit in der Mehrzahl der Fälle spruchfähigen Männern.

Wer prüfend auch diese seine Leistungen durchgeht, dem ergibt sich, daß er den Ärzten und Naturforschern die Aufgabe stellte, das Ueberlieferte zu achten, weiter auszubilden; das Wissen fremder Nationen zum eigenen umzugestalten; die Bestätigung einer gewonnenen Erfahrung seiner neuen Entdeckung gleich zu achten; immer auf die Stimme der Natur zu hören; einfach zu bleiben im Ausdrucke wie in der Handlungsweise; an den Versuch, an die Induction sich zu halten, und vor unbegründeter Annahme sich zu bewahren.

Haller's Wahlspruch: *Parta tuori*, blieb lange der der Georgia Augusta. Das geistige Erbtheil der Väter zu ehren ist Pflicht; daselbe aus Neuerungsucht leichtsinnig hin zu geben, wäre unverantwortlich. Jenes Wort hat besonders einen tiefen Sinn für den Arzt, der auf die Erfahrung angewiesen ist, und den schwer erworbenen Besitz bewahren und gegen unberufene Einmischung vertheidigen soll. Damit darf jedoch das Eingehen in jede Erweiterung und Verbesserung nicht ausgeschlossen seyn. Es wäre engherzig, bey einer einmahl gefaßten Ansicht unänderlich zu verharren; das Jahrhundert übt sein Recht.

Das Individuum kann seinen Character nie zu entschieden ausbilden und behaupten; allein das wissenschaftliche Institut sey und bleibe universell; es lebe nicht bloß mit der Anforderung einer bestimmten Zeit, sondern es stelle sich an die Spitze einer jeden, suche diese zu lenken; zu läutern. So allein bildet sich die innere Anerkennung jeder tüchtigen Regung und Bestrebung.

und es ist nicht möglich, daß Vornurtheile tiefe Wurzeln schlagen und sich vererben. Dann wird es nie dahin kommen, daß ein Stillstand eintrete, denn das Geistige ist schon dem Begriffe nach das Bewegte und Schaffende. Nur das Leben erhält sich frisch; Stillstand ist Fäulniß

Eine andere Stütze der practischen Arzneykunde, nämlich die pathologische Anatomie, hatte er gleichfalls nicht vernachlässigt, obgleich ihm die Gelegenheit nicht geboten war, das Ergebniß der Leichensectionen mit den Erscheinungen während der Krankheit zu vergleichen und daraus Normen des Krankheitsprocesses zu bestimmen. So berühmte übrigens die Namen der Aerzte sind, die zugleich mit oder nach ihm hier wirkten, wie Brendel, Röderer, R. A. Vogel, Schröder, Baldinger, J. P. Frank, Wrisberg, A. G. Richter, so hat doch keiner in diesem Gebiete ihn übertroffen.

Man kann mit Recht sagen, durch Haller werde nicht bloß eine einzelne Bestrebung oder besondere Richtung bezeichnet; nein, er verge-

genwärtigt eine ganze Zeit, er vertritt eine ganze Periode. In Beziehung auf die Universität darf behauptet werden, daß mit ihm die neue Schöpfung wie eine Minerva fertig aus dem Haupte Münchhausen's hervor trat.

Dieser große Minister war auch von Haller's Bedeutung für die neue Pflanzschule der Wissenschaft so durchdrungen, daß er Alles aufbot, um ihn zu fesseln, und ihn, nachdem er, aus Bürgerpflicht, seine Vaterstadt Bern wieder aufgesucht hatte, zur Rückkehr zu bewegen.

Haller vermochte nicht sich wieder von dort zu trennen; allein seine lebendige Theilnahme für das Gedeihen der Anstalt, und namentlich für die Wirksamkeit und ehrenvolle Stellung der Societät der Wissenschaften wie der gelehrten Anzeigen, hörte erst mit seinem letzten Athemzuge auf.

M.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. 3. Stück.

Den 5. Januar 1837.

Göttingen.

Am 24. December v. J. feyerte die Königl. Societät der Wissenschaften ihren Jahrestag zum 84sten Male.

Die Vorlesung hielt J. Mann, welche handelte: *tiarum metallurgicarum geologicas adjuvandas*, v. tig weitere Nachricht gegeben.

Herr Obermedicinalrath stattete darauf den Jahresbericht, aus welchem hier das Wesentlichste.

Das zu Michaelis wechselnde Directorium war von Herrn Hofrath Himly in der physischen, auf Herrn Hofrath Gauß in der mathematischen Classe übergegangen.

Der große Verlust, welchen die Societät durch den Tod zweyer verdienstvollen hiesigen Mitglieder, der Hofräthe Wendt und Schrader erlitten, ist schon früher in diesen Blättern anges.

[2]

zeigt. Ihnen war der auch mit der Societät verbundene, uns unvergeßliche Geheime Cabinetsrath Rehberg, der die letzten Jahre seines Lebens unter uns zubachte, voran gegangen.

Von ihren auswärtigen Mitgliedern sind verstorben: aus der physischen Classe, Ant. Lorenz de Jussieu, Prof. der Botanik zu Paris; Sir William Knighton, Baronet, vormals Leibarzt Sr. Majestät Georg IV. zu London; aus der mathematischen Classe, Johann Pond, Königl. Astronom auf der Sternwarte zu Greenwich;

und von ihren Correspondenten: Sir William Blizard, Prof. und Wundarzt am London-Hospital; Dr Fr. Agliotti, Arzt zu Venedig; Joh. Baptista le Chevalier, Administrator der Bibliothek der heil. Genoveva zu Paris; Florian Calbani, Prof. zu Padua; Friedr. Gottl. von Busse, Berg-Commissionsrath u. Professor der mathematischen und physischen Wissenschaften zu Freyberg; Conrad Leuzow, Prof. der Alterthümer an der Kön. Kunstacademie zu Berlin; Dom. Albert Azuni, Senator zu Nizza; Julius v. Klaproth, K. Russ. Hofrath in Paris; John Gilles, Ll. D. in London; Fr. Carl Rudw. Sidler, Schulrath und Director zu Hildburghausen.

*

*

*

Nun zu den von der Königl. Societät für das diesmahlige Anniversarium, so wie für die nächstfolgenden Jahre bestimmten beiderley Preisaufgaben.

Die von der physischen Classe aufgegebenen Hauptpreisfrage war:

Exhibere accuratam expositionem omnium secretionis organorum in plantis ad-

hic observatorum, ratione simul habitum partium secretarum naturae, nec non effectus, quem secretio generatim in vegetationis processu procreare possit.

Zur Beantwortung war nur eine Schrift eingegangen, mit dem Motto:

‘Miquit praesentia famam.’

In der Einleitung verbreitet sich der Verf. über den sehr schwankenden Begriff von Secretion und Excretion im vegetabilischen Lebensproceß und bemerkt, daß, da diese Functionen im Pflanzenleben so nahe an einander gränzen, in die nachfolgende Darstellung eine gewisse Unbestimmtheit komme, indem darin oft *secernieren* die Organe aufgeführt werden, die Andere dem Excretionsproceß angehörig betrachten. Nach der Meinung des Verfs ist an allen Organen der Pflanzen, welche am bestimmtesten zur Secretion dienen, Nichts von einem sog. drüsigen Bau zu beobachten. Ueberall wo solche Gebilde auf der Oberfläche der Pflanzen auftreten, finde man, daß die von ihnen abgesonderten Stoffe viel mehr zu den Excretionen als zu den Secretionen gehören. Wichtig sey daher eine sehr specielle Untersuchung der sog. drüsigen Structur. Nach der Ansicht des Verfs sind es Zellen, welche die verschiedenen Stoffe absondern, die bald im Innern des Gewebes der Pflanzen liegen, bald über ihre Oberfläche hinaus ragen. Diese hat man vorzugsweise mit dem Namen der Drüsen belegt.

I. Ueber die Organe der Pflanzen, welche Luft *secernieren*.

Die Secretion der Gasarten liegt noch sehr im Dunkeln. Nur durch die Analogie geleitet, stellt man eine große Anzahl Luft führender Drü-

auf die von Decandolle angegebene Weise, sondern von der innern Zellenwand der Blase, und wahrscheinlich von den Haaren, welche die innere Fläche bedecken, abgesondert. Auch über die schlauchartigen Blattanhänge der *Nepenthes destillatoria*, welche nach den Beobachtungen des Verfs im jugendlichen Zustande fast ganz mit Luft gefüllt sind, später aber bekanntlich Wasser enthalten.

II. Ueber die Organe der Pflanzen, welche Schleim, Gummi, Del, Balsam und Harze im Innern des Zellgewebes absondern.

Auch diese Organe entstehen durch ein Auseinandertreten der Zellenreihen, oder durch Erweiterung eines Intercellularganges, ohne daß dabei die Zellenmasse verletzt wird. Die Zellen, welche unmittelbar um diese Gänge liegen, oder vielmehr dieselben bilden, sind es, die der Absonderung des Stoffes vorstehen, welcher die Gänge erfüllt. Beleuchtung der verschiedenen Meinungen über die Harzgefäße. Mit der Harzsecretion verhält es sich wie mit der Secretion der Luft, daß keine eigenthümlich gebildete Organe dazu erforderlich sind, sondern die Zellen, welche das Vermögen besitzen, in ihrem Innern Luft zu schaffen, können auch Harze bilden und wenn sie diese nach gewissen Richtungen hin ablagern, so entstehen an diesen Stellen erweiterte Intercellulargänge, welche endlich zu der Größe und der eigenthümlichen Anordnung der Zellen kommen, wie sie bey ausgebildeten Organen der Art zu beobachten. Von den Harzgängen der Coniferen. Der Saft von *Rhus typhinum* sey kein Milchsaft, sondern ein flüssiges Harz. Von den Harzgängen in den Wurzeln der Umbellaten. Sie machen den Uebergang zu den Delgängen,

t wird. In dergleichen sie eine ähnl. und Balsamgänge, Die Schleim = einfacher als die Kanäle, die durch Arganges und besser Zellen gebildet von der außerordentlich, noch mit so res. n. Sie sind bald außerordentlich kle-

nem Querschnitt. Ueber die bekannten Gummigänge in den grünen Schalen der unreifen Früchte des Mandelbaums und in den Knospen der Linde; über die im Parenchym des Cactus alatus, bey den Malvaceen, den Samien.

III. Von den eigentlichen Drüsen der Pflanzen.

Aufzählung der Drüsen, welche keinen

Er unterscheidet aus der Oberfläche der Pflanzen im Innern des Pflanz-

Bei den äußeren zusammengesetzte und in gestielte und ungestielte Beobachtungen über welche die Stiele eine Verschiedenheit der Form und des Größ.

Der Form elliptische, kugelförmige, kegelförmige, welche Be-

immer mit denen von Ueber die nahe Verwandtschaften gestielten Drü-

fen und den Haaren der Pflanzen. Der Verf. führt die Organe, welche Guettard mit dem Namen der Glandes miliaires belegte, die man nachher aber Spaltöffnungen (Stomata), Poren, und später Hautdrüsen genannt hat, unter dem Namen der einfachen, ungestielten Drüsen auf, und sucht die bestrittene Meinung geltend zu machen, daß diese Organe eben so gut als Drüsen angesehen werden müssen, als die gestielten. Beyläufig darüber, daß das sog. Athemholen nicht allgemein bey den Pflanzen ist. Der Verf. bekennt sich zu der Ansicht, daß die Hautdrüsen bey ihrem Nebengeschäft, nämlich dem Öffnen und Schließen der darunter liegenden, Luft führenden Höhlen, die Natur der Drüsen besitzen, daß sie nämlich die Aushauchung der Wasserdämpfe und der darin enthaltenen Gasarten bewirken, welches man die Transpiration der Pflanzen genannt hat. Die zusammengesetzten Drüsen werden wie die einfachen aus bloßen Zellen gebildet; doch treten hierzu mehr oder weniger große Massen zusammen, die, gleich wie die einfachen Drüsen, eine mehr oder weniger regelmäßige, sphärische Form annehmen. Es finden Uebergänge zwischen einfachen und zusammengesetzten Drüsen statt, daher keine scharfe Gränze unter ihnen anzunehmen. Nur für die beschreibende Botanik ist nach dem Verf. die Unterscheidung von Wichtigkeit. Die zusammen gesetzten Drüsen sind zuweilen in ihrem Innern hohl, und dann sind sie mit einer secernierenden Substanz erfüllt. Ein auffallendes Beyspiel liefern die bekannten Del führenden Drüsen von *Dictamnus albus*, über deren Bau und Function der Verf. genaue Beobachtungen mittheilt. Interessante Beobachtungen über die merkwürdigen Drüsen auf der unteren Fläche der Blätter, und beson-

Blüthen des Ho-
mal über die leh-
i befindlichen Klü-
ver unteren Blatt-
diese Abtheilung
ie, welche durch
ut des Menschen
auszeichnen, wie
Der Verf. theilt
mit, wodurch er
on jenem Gegen-
dem er zeigt, daß
verursachen, Nehn-
n, Boasen; dage-
urens. Von ei-
i, für welche der
orschlägt, die na-
r Begonia, Ce-
. Ueber den Bau
en Drüsen, glan-
glandulae vesi-
n deren Zellen ein
on den Nectarien.
von Kurr bey,
rien durch bloßes

Zellgewebe ausgeführt werden, daß aber die Spi-
ralröhren oder sog. Gefäße dabey keinen unmit-
telbaren Einfluß haben. Es scheint ihm nicht
unwahrscheinlich zu seyn, daß die Nectar-Ab-
sonderung mit dem Befruchtungsacte in einem
innigen Zusammenhange steht, und daß dieser
Prozeß dazu bestimmt ist, eine Gleichmäßigkeit
in den Bestandtheilen der Pflanzen hervor zu ru-
fen, indem er die übermäßige Ausscheidung von
Kohle durch die Absonderung der ätherisch-flü-
gigen und harzigen Stoffe gleichsam compensiert.

IV. Ueber die Secretion besonderer Stoffe durch einzelne Zellen im Innern des Pflanzengewebes.

Zusätze zu den von Link bekannt gemachten Beobachtungen über die Absonderung eines gefärbten Saftes innerhalb des Zellengewebes der *Lysimachia punctata*. Ueber die Ablagerung eines salzigen Stoffes in den Zellen der *Mor-*
Arten
ähnli

V
oder
Z
nes x
Hrn
regt i
überz
von i
Luftg

eigenen Wände besitzen. Den von Schult für das in diesen Gefäßen Enthaltene gewählten, und von mehreren neueren Phytotomen angenommenen Namen, 'Lebenssaft', findet der Verf. mit Recht nicht ganz passend. Die Richtigkeit der Angaben von L. Treviranus über jene Gefäße wird von dem Verf. bestritten. Für diejenigen, welche nicht im Besitze eines guten Microscopes sind, um den Lauf des Milchsaftes zu beobachten, schlägt der Verf. eine Untersuchung der Verbreitung des Gefäßnetzes in den Blättern solcher Pflanzen vor, die, wie *Chelidonium majus*, einen gelben Milchsaft führen, bey denen die Erscheinung des Hin- und Zurückströmens des Saftes leicht und unzweydeutig zu erkennen. Ueber die freye Bewegung der Milchsaftkügelchen, woben der Verf. nachzuweisen sucht, auf welche Weise Hr Schult bey seinen Beobachtungen

über die Gestaltung des Milchsaftes getäuscht worden sey. Hinsichtlich der Bestandtheile dieses Stoffes lassen sich nach der Ansicht des Verfs drei Hauptgruppen unterscheiden, je nachdem Harz, neben welchem Gummi auftritt, oder Saoutschul, oder vegetabilisches Wachs, nebst einer großen Menge eines dem Faserstoffe ähnlichen Stoffes darin vorherrscht. Ueber die Färbung des Milchsaftes.

VI. Schluß.

Rückblick auf die Structur der secernierenden Organe und die Erscheinungen, welche die Secretion begleiten. Besonders auch über die Absonderung verschiedener Stoffe an der äußeren Oberfläche mancher Gewächse.

Zehn Tafeln mit sehr sauberen Zeichnungen, deren ausführliche Erklärung angehängt ist, begleiten die Abhandlung.

Bei dem großen Umfange und den außerordentlichen Schwierigkeiten der Aufgabe, war eine in allen Stücken befriedigende Lösung derselben nicht wohl zu erwarten. Obige Arbeit zeugt indessen von großem Fleiß; das Bekannte ist darin mit sorgfältiger Critik möglichst vollständig zusammengestellt, und durch eine bedeutende Anzahl neuer Beobachtungen, so wie durch manche eigenthümliche Ansichten bereichert. Wenn auch gegen diese hier und da etwas zu erinnern seyn sollte, so geht daraus doch ein nicht unbedeutender Gewinn für die Anatomie und Physiologie der Pflanzen hervor, in welcher Hinsicht die Wünsche der Societät erreicht sind. Einstimmig ist daher obiger Abhandlung, ob sie gleich mit keiner anderen concurrirt, und gegen die Regel deutsch verfaßt ist, der Preis zuerkannt.

Auf dem in der Sitzung entiegelten Zettel nannte sich als Verfasser der Preisschrift:

Dr. J. Meyen

Professor an der Universität zu Berlin.

Die öconomische Preisfrage:

‘Eine gründliche Prüfung der physikalischen und chemischen Eigenschaften des Basaltischen Bodens, nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt, und die Culturgewächse insbesondere.’

war unbeantwortet geblieben, daher die Königl. Societät beschlossen hat, diese Aufgabe für einen späteren Termin zu erneuern.

* * *

Die für die nächstfolgenden Jahre bestimmten Preisfragen sind folgende, und zwar zuerst für den Hauptpreis:

Für den November 1837 von der mathematischen Classe:

Adiumento copiae¹ satis magnae experimentorum idoneorum atque exactorum stabilire theoriam resistentiae corporum in aëre tam lente motorum, ut prae termino a potestate prima celeritatis pendente omnes reliqui pro insensibilibus haberi possint, et quidem talem, quae valorem numericum coefficientis celeritatem multiplicantis quatenus a figura superficiei resistentiam patientis motusque directione pendet, ex asse determinare doceat.

Ausführlicher ist diese Preisfrage schon in diesen Anzeigen von 1834 im 204. Stück bekannt gemacht.

Für den November 1838 von der historisch-philologischen Classe:

Cum de incunabulis et primis incrementis tragicæ poëseos viri docti jam satis disputasse videantur, ad absolvendam tragoediæ græcæ historiam nihil magis desiderari videtur, quam eorum tragicorum, qui eodem quo Aeschylus, Sophocles et Euripides tempore in scena floruerunt, et eorum qui insequentibus ætatibus usque ad Alexandrum Macedonem artem jam afflictam et ruentem sustentare, perfectior notitia. Quam ob rem Societas Sc. R. Göttingensis optat, ut horum tragicorum quod fuerit poëseos genus, qui peculiaris unius cujusque χαρακτήρ, quæ sæculi et hominum virtutes et vitia in carminibus eorum conspicua, ex antiquitatis iudiciis et tragædiarum, quas illi condiderunt, reliquiis, quantum fieri potest, demonstretur, et — quod maximi momenti esse videtur ad subtiliorem Atticæ literaturæ cognitionem — quam vim studia sophistica et rhetorica et alia poëseos genera, imprimis dithyrambicum, in illorum poësin exercuerint, studiose inquiratur.

Nun eine neue für den November 1839 von der physischen Classe:

Inter ea, quæ recentioribus temporibus in Mineralogia comperta habuimus maxime memorabile est, quod substantiæ quædam crystallinæ exstant, quæ chemice aequaliter constitutæ, in crystallisationibus diversorum systematum occurrunt. Sed fuerunt qui nonnulla de hoc Dimor-

phismo relata addubitant; neque diffiteri licet, conditiones hujus rei plane fere latere. Propterea Regia Societas scientiarum proponit quaestionem, ut

experientiae, quae hucusque de Dimorphismo qui dicitur substantiarum quarundam innotuerunt, critice recensentur, conditionesque unde haec res pendeat, explicentur.

Reg. Societas desiderat, ut in solvenda hac quaestione non solum naturales substantiae minerales, sed etiam alia corpora arte producta respiciantur, et ut crystallae experimentis paratae, documentorum instar una transmittantur.

Es gehört zu den merkwürdigsten neueren Erfahrungen in der Mineralogie, daß es gewisse crystallinische Substanzen gibt, welche bey gleicher chemischer Constitution in Crystallisationen von verschiedenen Systemen vorkommen. Indessen sind gegen einige diesen Dimorphismus betreffende Angaben Zweifel erhoben; so wie das, was dieser Erscheinung zum Grunde liegen mag, noch so gut wie ganz verborgen ist. Die Königl. Societät der Wissenschaften stellt daher als Preisfrage:

‘Eine critische Revision der bisher über den sogenannten Dimorphismus gewisser Substanzen bekannt gewordenen Erfahrungen, nebst einer Ausmittlung der Bedingungen, von welchen diese Erscheinung abhängig ist.’

Die Königl. Societät wünscht, daß bey Beantwortung dieser Frage nicht bloß

natürliche Mineralsubstanzen, sondern auch andere künstlich dargestellte Körper berücksichtigt werden, und daß die bey den Versuchen erhaltenen Crystalle als Belege der Angaben übersandt werden mögen.

Die Concurränzschriften müssen vor Ablauf des Septembers jedes Jahrs postfrey eingesandt seyn.

Der für jede dieser Aufgaben gesetzte Preis beträgt fünfzig Ducaten.

* * *

Die von der Königlichen Societät für die nächsten vier Termine aufgegebenen öconomischen Preisfragen sind folgende:

Für den Julius 1837:

‘Unter welchen Umständen, zumal bey welchen Boden- und Fruchtarten, ist die Knochendüngung mit Vortheil anzuwenden, und welches Verfahren hat sich dabey als das vorzüglichste bewährt?’

S. diese Anzeigen von 1836. S. 1140.

Für den November 1837:

‘Eine gründliche Untersuchung, auf welche Weise der Hansbau im Königreiche Hannover mit Nutzen zu erweitern, und unter Berücksichtigung der in anderen Ländern üblichen Verfahrensarten, wesentlich zu verbessern seyn dürfte.’

S. diese Anzeigen von 1836. S. 1141.

Für den Julius 1838:

‘Welchen Einfluß hat der gebrannte Thon bey seiner Anwendung zur Ver-

besserung der Aecker; wie ist seine Wirksamkeit zu erklären; und auf welche Weise und unter welchen Verhältnissen macht man davon den vortheilhaftesten Gebrauch?

Für den November 1838 ist folgende Preisfrage von neuem aufgegeben:

Der günstige Einfluß des durch Verwitterung des Basaltes und einiger anderer ihm nahe verwandter Gesteine gebildeten Bodens auf viele Gewächse ist zwar im Allgemeinen bekannt; aber noch nicht genügend sind seine physicalischen und chemischen Beschaffenheiten untersucht, und seine Einwirkungen auf die Vegetation nachgewiesen und erklärt. Die Königl. Societät verlangt daher:

‘Eine gründliche Prüfung der physicalischen und chemischen Eigenschaften des Basaltischen Bodens, nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt, und die Culturgewächse insbesondere.’

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder der vorstehenden öconomischen Aufgaben, beträgt zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, bis zu welchem die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der Kön. Societät postfrey eingesandt seyn müssen, ist für die auf den Julius ausgesetzten Preisfragen der Ausgang des Mayes, so wie hinsichtlich der für den November aufgegebenen, das Ende des Septembers.

Die obige Nachricht von dem Ableben unsers Correspondenten, des Directors Dr. Siedler in Hildburghausen, sehen wir uns veranlaßt, mit einem Zusatze zu begleiten, der für die Leser dieser Blätter nicht ohne Interesse seyn wird, der seine Versuche zu der Entwicklung der Herculanensischen Papyrusrollen betrifft, worüber wir im voraus folgendes zu bemerken haben. Während seines sechsjährigen früheren Aufenthalts in Italien, und wiederholtem Besuche von Neapel hatte er sich mit der Abwicklung jener Papyrusrollen, welches unter der damaligen Herrschaft von Murat mit größerer Freyheit geschehen konnte, beschäftigt, und glaubte ein Mittel dazu durch Hülfe eines Leims und einer Maschine gefunden zu haben, welches er an einer, wenn auch nur kleinen, Probe, wovon unten, an einer ihm mitgetheilten Rolle mit Erfolg angewandt hatte. Als einige dieser Rollen im J. 1814 als Geschenke nach Paris und nach London gekommen waren, legte er der hiesigen Societät d. W. seine Verfahrungsart, die auch als unschädlich für die Rollen anerkannt worden, mit jener Probe vor. Die davon mitgetheilte Nachricht, G. g. A. 1814. St. 200., veranlaßte, daß er im Jahre 1817 auf Befehl des damaligen Prinz Regenten, der sich für die Sache interessierte, nach London berufen ward, um an den dortigen neun Rollen einen Versuch zu machen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 7. Januar 1837.

Göttingen.

Beschluß der Nachricht über Hrn Dr. Sidler.

Er hat davon, und von dem Erfolge in einer eigenen Schrift, auf die wir den Leser verweisen müssen: Die Herculanenſiſchen Handschriften in England nach meinem, nach erhaltenem Ruſe, und nach Auftrag der Englischen Regierung im Jahre 1817 zu ihrer Entwicklung gemachten Versuche, von Dr. F. C. E. Sidler, mit einem Steinabdrucke die sieben erhaltenen Rollen vorstellend, 115 S. 8. (bey Brockhaus), Bericht abgestattet, und die Ursachen angegeben, weshalb die dortigen Versuche nicht den erwarteten Erfolg haben konnten, die theils in der Beschaffenheit der dortigen Rollen lagen, die zu den schlechtesten gehörten, theils in dem Benehmen der dortigen Comitte, zu der auch der Chemiker Sir Humphry Davis gehörte, der nachmals eigene Versuche durch chemische Mittel, die

[3]

aber gänzlich mislingen, wie aus seiner Biographie bekannt ist, in Neapel selber anstellte.

Daß jedoch bey besser erhaltenen Nothen die Methode des Hrn. Stiller zu dem erwünschten Ziele führte, bewies die oben erwähnte Probe, welche bisher, so viel Ref. weiß, nicht bekannt gemacht ist. Wir theilen diese hier mit, nach einem dem Ref., durch den die Sache zuerst an die hiesige Societät gebracht war, von dem Erfinder mitgetheilten sogenannten Facsimile, in welchem nur die gegen das Ende unterstrichenen, wenigen Buchstaben ungewiß sind:

Ζῶα δὲ κατ' ἐκείνην τὴν χώραν ἐστὶ, καὶ τόπος τις κοῖλος πρὸς μεσημβρίαν πληθύνων παντοίων τοῖς μεγέθεσιν ὀφείων, ἃν ἐνίας μὲν πεντεκαίδεκαπηχέας εἶναι οἱ περιναιετάοντες λέγουσι, ὥς χωρὶς κινδύνου θηρεύουσι, τροφήν αἰεὶ ἐτοιμὴν παρέχουσας. Τῷ δὲ ἔδνει ποττῷ χώρα παρῇκει κατὰ τὰς τῶν ποταμῶν ποικιλίας καλῇ, καὶ πρὸς νοτὴν ἀραδῇ. Τῇ δὲ προσισημένη παραλία νήσοι τέσσαρες ἐπικαίεται πετρεφαές (sic) μὲν καὶ μέλαιναί τιν' ὄψιν, στηλῶν δὲ παμμεγέδων ἔλην ἀβύσσουτον ἀποφαίνουσαι ἐρεψαι. ὅρος καὶ παρῇκει τὸ τῶν κυκλόπων ὀνομαζόμενον ἐκὸς τὰς ρίζας ὁμοίως κατὰ τὴν κορυφὴν πέτρας ἔχον ἀποτομάδας.

Es gibt aber auch (mancherley) Thiere in dieser Gegend, und eine hohle Schlucht nach Mittag ist ganz voll von Schlangen von jeder Größe, von denen einige funfzehn Ellen lang werden sollen, wie die Umwohnenden sagen, welche sie ohne Gefahr erlegen, indem sie ihnen eine steth bereite Nahrung geben. Diesem Volke gehbet auch ein klein bewässertter Sandstrich neben den Flüssen, der reich an Weiden ist. Von nother erwähnten Küste aber liegen vier Inseln gegenüber, die sel-

fig und schwarz von Ansehen sind, und eine natürliche Masse sehr großer Säulen darstellen. Auch liegt dort ein Berg, den der Cyclopes genannt wird, und vom Fuße bis zum Gipfel aus scharfen Felsen besteht.

Dieses

bar, weil e

Herculanensia

1400 Koller

und poetische

bern auch g

historische A

Werks aus d

freylich in d

indes in Sol

ferm Sta

Stande, auch

zu bestimmen

zehnten Buchs der Histor. animal., wo er von den großen Schlangen im indischen und rothen Meere spricht, hat im zweyten Capitel folgende Stelle:

Ἐν τῷ ἐννάτῳ τῶν περὶ Πτολεμαίων λόγων λέγει ΝΤΜΦΙΣ ἐν γῇ τῇ Τρογλοδύτιδι γένεσθαι ἔχεις ἀμαχον τὸ μέγεθος εἰ πρὸς τοὺς ἄλλους ἔχεις ἀντικρίνοιντο, εἶναι γὰρ πηγῶν καὶ πεντὰ καὶ δακά.

libe

Tri

geb

glic

Ma

racl

und

in.

also auch die ersten Ptolemäer bis auf den dritten, nach Suidas Berichte, umfaßte. Daß er erst im neunten Buch von diesen, wahrscheinlich dem

der die große
Alexandrien
dem Plane

statt eines
dem Werke
vir mit Ge-
r Bruchstück
dies jedoch
rd man bey
der Schlans-
eifel ziehen
des Rhym-
noch mit so
stoffenen —
des Gedan-
e Resultate
wenn man
ien zu las-
Manuscripte
hätte, um
bis bewil-
wahl seine
nur, daß
leicht daß
wo nicht
eten, zu

s mitge-
für diese
en Stoff
, oder
Kamkeit
so gut

4. St., den 7. Januar 1837. 29

wie verschlossenen, Schätze der Bormwelt zu richten.
In,

L e i p z i g.

Weidmann'sche Buchhandlung: Kurze Erklärung des Briefes an die Römer. Von Dr W,

Joh. sey größtentheils fertig und werde bald folgen.

Der Vf. spricht sich dann näher über die Art der Erklärung aus. Man werde schwerlich bestreiten, daß eine solche kurzgefaßte Erklärung des N. T., wie er sie hier vom Briefe an die Römer liefere, zweckmäßig und nützlich sey. Nicht nur dem an-

gehenden Exegeten und denjenigen, welche mit der so fruchtbaren neuern exegetischen Literatur nicht Schritt halten könnten, werde eine solche willkommen seyn; selbst der Mann von Fach werde gern einmal, wenn ihn das Studium der weitläufigen Commentare eines Frischke, Rückert, Reiche u. A. ermüdet habe, bey einer fruchtbaren gehaltvollen Kürze ausruhen.

Innerhalb der ihm vorgeschriebenen engen Gränzen habe er sich alle nur mögliche philologische Genauigkeit und Schärfe zum Gesetze gemacht, und eben so der Sacherklärung durch Andeutung des Wesentlichsten zu genügen gesucht. Für die Kritik des Textes glaube er auch das Nöthige gethan zu haben. Nur für die Geschichte der Gregese habe er wenig geleistet. Es sey immer üblich gewesen, besonders aber in neuester Zeit Lieblingsfache der Exegeten geworden, die verschiedenen Meinungen der ältern und neuern Ausleger anzuführen und zu classificieren. Aber man glaube nicht, welche Unrichtigkeiten in diese Angaben eingeflossen seyen. Oft sey es gar nicht möglich, eine Auslegung unter einen bestimmten Begriff zu bringen, und wenn man es thue, so laufe Willkühr mit unter; oft schienen auch die Sammler nicht genau nachgesehen zu haben. Der Verf. habe stillschweigend manche irrige Angaben verbessert, so weit seine Hülfsmittel gereicht, aber keine durchgängige Revision vorgenommen, noch auch Vollständigkeit beabsichtigt. Nur bey den wichtigsten Stellen habe er die verschiedenen Meinungen der vorzüglichsten Ausleger kurz angedeutet.

Schließlich wünscht der Verf., daß seine Arbeit dazu beitragen möge, die neueste Gregese vor zwey Abwegen zu bewahren, auf welche sie sich in der neuesten Zeit zu verirren drohe, nämlich

vor der philologischen Kleinmeißerey der Einen und dem neu aufgepflanzten Dogmatismus der Andern.

Daß nun ein Theologe, wie Hr Dr de Wette, seine gereiften Studien auch auf die Erklärung des N. T. wendet, kann nur jedem erwünscht seyn, der die Verdienste des Herrn Verfassers in anderen Fächern der theologischen Wissenschaft zu würdigen versteht, insbesondere aber denen, die sich selbst mit Liebe der Erklärung der neutestamentlichen Schriften zuwenden. Und dieß muß denn auch von der Erklärung des Briefes an die Römer gelten, trotz der Ueberszahl der Commentare, die schon erschienen ist und immer fort noch erscheinet. Der Hr Verf. hat aber nun, wie oben nach seinem Vorworte referirt ist, nach einem bestimmten Plane gearbeitet, und darnach aus den Maßstab, wie seine Leistung beurtheilt werden müsse, selbst verzeichnet. Wir werden nämlich das in Erwägung ziehen müssen, ob und wie weit der ganze Plan einer solchen Erklärung theils zum Besten derer, die das N. T. erst kennen lernen wollen, theils zum besseren Verständniß überhaupt, und somit zum Besten der Wissenschaft, mit Rücksicht auf die wirkliche Durchführung des Planes, wie sie in der Erklärung vorliegt, gebilligt werden könne. Siegt nun das Unterscheidende des Planes, nach welchem der Hr Verf. seine Arbeit angelegt, nur in der erstrebten Kürze, in sofern ja sonst alle anderen Ausleger das, was der Verf. außerdem als leistende Momente für seine Erklärung angibt, ebenfalls für sich in Anspruch nehmen werden, so gibt Ref. gern zu, daß eine solche kurze Erklärung für die, die erst das Studium des N. T. beginnen, recht zweckmäßig sey, Alles natürlich in dem Grade, in welchem die gegebne Erklärung das Richtige trifft. Und für dieses

letzte Moment bezeugt nun auch Ref. nach seiner hohen Achtung vor dem Verf. nur gern, daß meistens gewiß die richtigen Erklärungen ausgewählt, und so meistens das Resultat vieler Untersuchungen in dem kleinen Buche aufgenommen

versucht seyn, gegen, wie sie der Hr Verf. lie-
gung auf die Anfänger noch
, wie es nun in der Kurzen
lich geschieht, der Anfänger-
henden Ansicht nicht bekannt
dem eben mit der Bestim-
Kenntniß des Briefes wohl.
Aber anders ist es wohl nun
der Wissenschaft. Während

Ergeße allerdings mit gro-
ze mehr objectiv das Richtig
g brauchen wird, fordert die
wo Zweifel und Streit auch
ünde, und es liegt nun in
daß, wo die Kurze Erklä-

rung nur die Entscheidung nach irgend einer
Seite hinstellt, dieß entweder mehr oder weniger
grundlos angenommen werden muß, oder, sobald
nun doch eine Verhandlung mit Gründen ange-
stellt wird, dieß über den Plan hinaus und in
eine mehr ausführliche Erklärung übergeht. Nun
ist freylich jener Plan nicht unverbrüchlich, und
gar keine Grenze bestimmt, wie weit bey dem-
selben jede genauere Verhandlung ausgeschlossen
bleibe
daß e
tigste
glaut
auch
kläru
bey
der Verf. selbst angedeutet,
stellen wenigstens die wich-
ingen anführe, aber wir
t zu behaupten, 1) daß,
auf die vorliegende Gra-
t sehr schwer seyn dürfte,
e, die Wissenschaft wirk-

igen, während seine eigene Erklärung, vielleicht auch in Folge des ganzen Plans, gar oft ebenfalls ohne allen weiteren Grund, also mehr oder weniger unbegründet da steht. Allerdings ist gewiß oft nach dem richtigen Tacte des Verf. und seinem Geiste überhaupt, der, wie Ref. gern gesteht, durch Alles hindurch leuchtet, das Richtige gesehen, aber Ref. kann den Wunsch nicht unterdrücken, daß es dem Hn Verf. bey der Fortsetzung des exegetischen Handbuchs gefallen möchte, doch etwas ausführlicher zu Werke zu gehen, damit nicht allein der Anfänger, sondern auch die Wissenschaft von einem so ausgezeichneten Bearbeiter gefördert werde.

In der vorausgeschickten Einleitung handelt der Verf. zuerst von den gewöhnlichen historischen Vorfragen über Ort und Zeit der Abfassung, so wie über die Röm. Gemeinde, worüber seine

Anstehen aus seiner Einleitung hinreichend bekannt sind. Sehr richtig wird gewiß über die Veranlassungen des Briefes geurtheilt; nur über den Zweck, wenigstens die Ausführung des Hauptgedankens, können wir dem Verf. nicht bestimmen. Nach ihm soll Paulus seine Hauptlehre von dem allein seligmachenden Glauben nicht, wie im Br. an d. Gal., im Gegensatze gegen jüdenchristliche Irrungen, sondern bloß im Gegensatze gegen das Judenthum vortragen. Das Erstere ist wahr, aber das Zweite muß allgemein dahin bestimmt werden, daß er die Nothwendigkeit und das Heil des Christenthums gleicherweise gegen das Heidenthum, wie das Judenthum erweist, wie ja dann auch der Vf. in der Inhaltsangabe selbst darlegt, obgleich Paulus allerdings nachher sich vorzüglich, ja allein mit dem Judenthume beschäftigt. Dagegen ist die Angabe des Hauptinhalts gewiß sehr scharf und bezeichnend, nur möchten wir nicht C. VI — VIII. 'von den sittlichen Wirkungen der Rechtfertigung' überschreiben. Es ist wahr, es ist in diesem Abschnitte meistens von der Sittlichkeit der Christen die Rede, aber theils sind es doch jedesmahl ganz eigends motivierte Gedankenmassen, in denen jenes Allgemeinere, wie durch einen speciellen Gedanken hervor gerufen, auch immer in besonderer Beziehung verhandelt wird, theils läßt sich gar nicht Alles dahin ziehen, wie z. B. C. VII, B. 7 — 23. Gehen wir nun zur Erklärung selbst über, so thut Ref. wohl nur etwas ganz Natürliches, wenn er vorzugsweise auf solche Stellen eingeht, die er selbst anders erklärt hat, und in welchen Hr Dr de Wette mit mehr oder weniger Angabe von Gründen gegen und mehr oder weniger ausdrücklicher Rücksicht auf die Erklärung des Ref. verfahren ist. C. 7, soll $\alpha\lambda\eta\tau\acute{o}\varsigma$ I, 1.

bedeuten, daß V. eben so gut als die Iudäer be-
 rufen sey, aber dazu war ja in Rom gar keine
 Veranlassung. — E. 34 wird $\text{o}\delta\ \pi\alpha\rho\tau\omega\varsigma$ III,
 9. wieder erklärt 'ganz und gar nicht', Ref. er-
 klärt: 'nicht in allen Stücken'. Der Verf. gebe
 selbst zu, daß seine Erklärung 'nicht die natür-
 liche sey, weil (wie Ref. behauptet) $\pi\alpha\rho\tau\omega\varsigma$ $\text{o}\delta$
 stehen müßte', und daß die andere Erklärung
 allerdings die leichtere sey. Er meint, aber nun,
 diese natürliche und leichtere Erklärung sey un-
 passend, weil der Apostel im Folgenden gar nicht
 einschränkend spreche, sondern jeden Vorzug läug-
 ne. Aber hier steht der Verf. doch wohl nicht
 richtig. Nach der ganzen Argumentation unter-
 scheidet der Apostel zwischen dem äußeren, gleich-
 sam historischen Verhältnisse der Juden zum Chris-
 tenthume, was der Verf. den Vortheil der reli-
 giösen Erziehung nennt, und ihrem ethischen
 Verhältnisse zu demselben. In Bezug auf das
 Erstere räumt der Apostel III, 1. einen Vorzug
 ein. Mit III, 9 ff. geht er zu dem ethischen
 Verhältnisse über. Indem er nun da fragt, ha-
 ben wir einen Vorzug? kann er ja recht gut je-
 nes zwiefache Verhältniß wieder ins Auge fassen,
 und, seiner eigenen Argumentation getreu, in-
 dem er sagt: 'nicht in allen Stücken (jenen äuße-
 ren wohl)' nur seine frühere Behauptung wie-
 derholen. In $\text{o}\delta\ \pi\alpha\rho\tau\omega\varsigma$ ist dann zugleich die
 andere Seite: ihr ethisches Verhältniß mit ange-
 deutet, und der Vorzug darin abgeleugnet, und
 das beweist dann der Apostel in dem Folgenden.
 Die Erklärung des Verfs aber: 'der Vorzug, den
 er V. 1. gegeben, ist von ganz anderer Art,
 und gehört nicht hierher' — ist doch nur eine
 Behauptung ohne allen Grund, und bey seiner
 folgenden Behauptung: 'Hieße $\text{o}\delta\ \pi\alpha\rho\tau\omega\varsigma$ 'nicht
 in allen Stücken', so müßte ein beschränkter Vor-

zug auch in stichtlicher Hinsicht zugegeben werden", sieht man wieder nicht ein, wie das folgen sollte. Dies sind nur Behauptungen, aber keine Gründe nach der Argumentation des Apostels, und obige Darstellung erledigt sie doch wohl. S. 58.: fragen wir zu der Bemerkung des Verfs zu V, 14. 'verwickelt sich auch nicht durch einen Gegensatz gegen die herrschende Lehre (Röln.)' nur: war denn das Sterben durch eigene Schuld nicht ein Gegensatz gegen die herrschende Lehre? Und liegt denn nicht der Hauptpunct des Vergleiches darin, daß durch Adam (nicht bloß vermittelnd, sondern als absolute Ursache) der Tod gekommen ist, durch Christum das Leben? wie es vom Ref. weiter entwickelt ist. Auch hier erkennt Ref. nur eine kurze Behauptung von Seiten des Verfs an. S. 79. entscheidet der Verf. die Frage, wie $\delta \nu\omicron\mu\omicron\varsigma \epsilon\nu \tau\omicron\iota\varsigma \mu\epsilon\lambda\epsilon\sigma\iota\nu$ von dem $\nu\omicron\mu\omicron\varsigma \tau. \alpha\mu\alpha\rho\tau\iota\alpha\varsigma$ verschieden sey, so: 'das erste ist der Hang zur Sünde, der sich in der Bestimmbarkeit des Willens durch die Sinnlichkeit äußert, das zweyte die Sünde in ihrer Vollendung, der sündhafte Entschluß.' Ref. hat so erklärt: 'das erste seyen die Forderungen der Sinnlichkeit, in sofern sie sich in den angegebenen Fällen als körperliche Lüste äußern, der $\nu\omicron\mu\omicron\varsigma \alpha\mu\alpha\rho\tau\iota\alpha\varsigma$ dagegen die Sinnlichkeit selbst, als Princip', und bemerkt nun gegen den Verf.: kann denn wohl die Sünde in ihrer Vollendung, der sündhafte Entschluß, d. h. doch nur die einzelne That, ein $\nu\omicron\mu\omicron\varsigma$ genannt werden? Der $\nu\omicron\mu\omicron\varsigma$ ist ja immer eine Anlage, etwas Ruhendes, das einzelne Thaten hervorruft, der sündhafte Entschluß aber jedesmahl etwas sich neu Gestaltendes. Und wenn der würdige Vf. sagt: 'nur so erhält das $\alpha\iota\chi\mu.$ eine Bedeutung, und findet ein Fortschritt der Gedanken statt', so

werden sich wohl nur Anfänger durch solche Behauptung blenden lassen. Nach der Erklärung des Ref. kann allerdings die Summe der einzelnen Regungen wieder, in sofern sie gleichsam nur die äußere Erscheinung der Anlage, des Principis ist, was sie bedingt, ein *ῥῆμα* seyn, und diese Regungen nehmen den Menschen gefangen unter den Dienst des Principis, von dem sie selbst ausgehen. Ist so nicht auch Fortschritt, Bedeutung des *αἴχμ.* und die Unmöglichkeit der Erklärung des Verss vermieden? S. 90. wird die Erklärung des Ref. von der *ἡλικίᾳ* VIII, 20. von der ganzen Schöpfung, vernunftlos und vernünftig, nicht gebilligt, weil Sünde und Glauben und das Gericht über die Ungläubigen nicht erwähnt seyen. Ref. gibt zu, daß dieser Grund Beachtung verdient, vermißt aber die Durchführungs-Bey der schweren Frage von der Prädestination C. IX — XI. tadelt der Vers. den Ref., daß er es zu streng mit Paulus nehme. Aber auch der Vers. entschuldigt durchaus nur den Apostel, dessen er doch am Ende gar nicht bedarf, und was er dem Ref. zu bedenken gibt, hat dieser bereits selbst gesagt. Will aber der Vers. in Allem, was er sagt, etwa irgend wie eine Rechtfertigung der Prädestinationslehre gegeben haben, so hat Ref. diese nicht gefunden, und verwirft auch, mit der Kirche, jenes Dogma gänzlich, und der Vers. hat doch wohl auch die Gegensätze unversmittelt gelassen. Ueber die schwierige Stelle IX, 5. will der Vers. S. 102. nicht entscheiden, er argumentiert nur gegen einzelne Gründe. S. 17. wird *ἀποκαλύπτει* I, 18. genommen als Offenbarung: ideal: real: im Evang. und in der dadurch verkündigten und herbeigeführten neuen Ordnung der Dinge; aber darin offenbarte sich ja vielmehr

die Gnade, und nicht der Zorn Gottes, S. 22. wird διταίωμα I, 32. wieder von einem Naturgesetze erklärt ('Usteri, gegen ihn vergeblich Köln.'), aber διταίωμα heißt doch nur Dei decretum, wie es dann II, 26. erscheint. In wiefern aber in II, 14. ein Grund für die Ansicht Usteri's liegt, so daß der Verf. sagen dürfe: 'Es ist also doch von einem Naturgesetze die Rede', sieht Ref. nicht ein. S. 23. wird die Erklärung des Ref., der die Schwierigkeit II, 6 ff., daß Paulus sonst alles dem Glauben, hier alles den Werken zuschreibt, so löset, daß die Sittlichkeit erst aus dem Glauben komme, verworfen, und behauptet, der Ap. spreche hier nicht vom christl. Standpunkte aus. Spricht aber der Ap. wohl jemals anders, als von seinem christl. Standpunkte aus? Nach der Ansicht des Verfs müßte Paulus, wenn der Glaube nicht mit Tholud und dem Ref. zur Ebsung genommen wird, etwa sagen: den einen, so weit ihre Tugend zureicht, aber diese reicht freylich nicht zu, und muß erst durch den Glauben vollendet werden. Aber davon sagt der Ap. nichts, sondern er schreibt den guten Werken gleich τὴν δόξαν zu, was der Verf. selbst von der Seligkeit erklärt, folglich bleibt bey der Exfl. des Verfs der Widerspruch. Dazu kommt aber, wie schon bemerkt, daß P. nur von dem christl. Standpunkte aus spricht: er braucht wohl, wenn er gegen die Juden argumentiert, ihre Verweise, aber hier ist es wirklicher Lehrsatz. S. 25. wird zu II, 14. bemerkt: 'der angeblich zur Verflärung von B. 13. dienende Gedanke, daß auch die Heiden das Gesetz erfüllen und gerechtfertigt werden könnten (Köln.)', liegt nicht in B. 14. Aber der Hr Verf. müßte doch erst die Gesetze der griechischen Syntax umstoßen, ehe er jens

Bedeutung des *ὅτι* wird entkräften können, und ist am Ende mit sich selbst in offenem Widerspruche, da er S. 26. die vom Ref. gegebene (vorher erst bestrittene) Erklärung mit klaren Worten selbst so hinsetzt: 'Der Ausdruck steht nur

nige Beispiele der Art anführt. S. 8, wird κατὰ πνεῦμα ἀγιασμένη I, 4 erklärt: 'Soll hier nur die geistige Seite des Lebens mit dem Merkmale der Heiligkeit der Eigenschaft, theils als hervorgehender wirksamer Kraft bezeichnet. — Dann S. 9. bemerkt, 'Kölner' richtig: 'das rein Geistige, seine heilige Natur, die als eine heilige geschil-'. Was ist nun da für ein Unterschied? Was der Verf. vom Reinen der Eigenschaft u. s. w. hinzusetzt, versteht sich ja von selbst. Noch auffallender ist es bey der Erklärung von διαισθητική I,

17. Ref. hat erklärt: 'die Gerechtigkeit vor Gott, d. h. ein solcher Zustand des Menschen —, nach welchem er das göttliche Gesetz erfüllt, und so das Wohlgefallen Gottes hat.' Der Verf.: 'der vollkommene sittliche Zustand des Menschen, Angemessenheit seines Handelns zum menschlichen und göttlichen Gesetze, Freiheit von Tadel und Schuld.' Wir fragen nur, ist das der Sache nach nicht dasselbe, nur mit dem Unterschied, daß sich die Erklärung des Ref. mehr an Ausdruck, so wie an den Ideenreichtum anschließt? Und wie vermochte der Hr Vf. die Erklärung des Ref. so abzuwiegeln? 'Köllner verwirrt den Begriff mehr, als er ihn aufklärt' — ? Ref. dürfte ja nur anerkennen, daß, wie jeder Sachkundige der Vf. dieselbe Erklärung hat. Aber er will auch noch mehr, er könnte, wenn er dazu wäre, dem Hrn Vf. zeigen, in seiner Fassung jenes wichtigen Begriffs nicht treu bleibt, und außerdem Begriffe von Rechtfertigung und Gerechtigkeit vor Gott, sowohl nach dem Paulin. Lehramt als nach der Lehre der Kirche durchaus

Ähnliche Stellen sind S. 20. über *ἐν ταῖς ἐκδηλώσεσιν* I, 24. — S. 76. über den Gegensatz zu *μεν* VII, 13 u. s. w. So kann Ref. auch nicht einräumen, daß der Hr Verf., wie er in dem Vorworte ausgesprochen, für die Kritik des Textes das Nöthige gethan habe. Der Hr Verf. gibt in der Regel die Auctoritäten für sich an, wider gar nicht an, sondern meist nur die Bemerkung: die Auctoritäten seyen dafür, oder dawider, und selten auch nur innere Gründe.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 9. Januar 1837.

Leipzig.

Beschluß der Anzeige: Kurze Erklärung des Briefes an die Römer.

Daß nun für die Sache selbst dadurch nichts gewonnen wird, liegt am Tage: nur mit der Bestimmung für den ersten Anfang und eine cursorische Lectüre mag es zweckdienlich seyn. Aber, so wie Ref. gern ausspricht, daß so Manches, was in der Erklärung des Verfassers theils ungenügend, theils, wie das oft so apodictische Abfertigen anderer Erklärungen, missfällig erscheinen muß, gewiß nur seinen Grund in der Anlage des ganzen Buchs hat, so hebt er auch gern einige Stellen hervor, in denen der Geist des Bfs sich bewährt, und uns angedeutet wird, was derselbe bey einer größeren Ausführlichkeit und wirklich wissenschaftlicher Abwägung der streitigen Punkte leisten würde. Es gehören dahin die Erörterungen S. 9. 10. vom Sohne Gottes, über die *πρωτις*

[4]

§. 23, über *ἐν ᾧ*, II, 1, wo der Vf. das Rechte trifft, freylich ohne Angabe des Grundes, der hier auch zuerst vom Dr. Frißche in seinem Commentar gegeben ist; über *ἀγρόων* II, 4; §. 27, über *μεταξὺ* II, 15; §. 36, III, 20: über die Paulin. Vorstellung; über das *ἰλαστήριον* III, 25; so regt der Verf. auch Wichtiges an §. 38, 'Welcher ursachliche Zusammenhang zwischen Jesu Tod und der Erlösung von Sünde statt finde?' — §. 57 über das Ursachverhältniß der Sünde und des Todes mit dem Falle Adams; beachtenswerth ist die Erörterung §. 83 zu *ἐν ὁμοιωματι σαρκὸς ἀμαρτίας* VIII, 3. u. s. w.

Besonders billigt aber Ref. die dogmatische Behandlungsweise der Lehrsätze in dem wichtigen Briefe. Der durchgehende Character der Exegese ist hier dogmatisch = freye Beweglichkeit, doch auf wirklich biblischem Grunde, und dem Geiste des Vfs gemäß. Ref. kann nur, wie er auch sonst die dogmatischen Leistungen des würdigen Verfs hoch verehrt, sich der gegebenen Ansicht sehr befreundet erklären. Möchte der Hr Verf., da Alles, was von ihm kommt, bey seiner gesunden theologischen Ansicht, stets zu den besseren Erscheinungen der Zeit gehören wird, für die Fortsetzung des exegetischen Handbuchs den Wunsch nach größerer Gründlichkeit und Ausführlichkeit nicht unbeachtet lassen.

Röllner.

B a s e l.

In der Schweighäuser'schen Buchhandlung, 1835:
Tacitus' Germania. Text, Uebersetzung,
Erläuterung. Von Fr. Dor. Gerlach und
Wilh. Wackernagel. Erste Abtheilung.
Text. Ad optimorum codicum fidem emen-

davit notis criticis et varietate lectionis selecta instruxit Fr. Dor. Gerlach. XVIII und 30 Seiten in 8.

un
bd
B
ein
Pa
M
ster
ist,
die
au
C
erte
tes
fun
offe
zu
vari
cer
sche
und
M
arb

critischen Apparate, der nächstens im Drucke erscheinen wird, sorgfältig verglichen hatte. Bisher waren nur acht Handschriften der Germania bekannt; durch Maßmann's Bemühungen ist aber jetzt diese Zahl verdoppelt worden, und wird sich gewiß bey wiederholten Nachforschungen, besonders in England und Deutschland, noch bedeutend vermehren. Unter allen Urkunden der Germania ist der Münchener Codex der älteste, indem er nach dem Urtheile der Kenner aus dem 10. Jahrhunderte stammt; die übrigen hingegen

sind fast sämmtlich fünf Jahrhunderte jünger. Eine genaue Charakteristik derselben und eine Würdigung der neuesten Leistungen auf diesem vielbetretenen Felde der Germania liefert die lehrreiche Vorrede, welche in der Form einer an den Hrn Hofrath Dissen gerichteten Epistel dem Leser auch noch den Vortheil gewährt, den Hrn einen ausgezeichneten und würdigsten Lehrers kennen Studien zuerst durch gründliche Aufmunterung die, die er zeither mit so viel

kritische Ausgabe des Textes
ne deutsche Uebersetzung folgen
merkungen, welche besonders
historischen Theil der Schrift
es aber, was sich auf das

geistige Leben, auf die Sitten und Gebräuche, auf die Gesetze, religiöse Bildung und Staatseinrichtungen unserer Vorfahren bezieht, verspricht der Herausg. in einzelnen Abhandlungen ausführlich und zusammenhängend zu entwickeln, so daß selbst die systematische Ordnung, in welcher die einzelnen Gegenstände vorgeführt werden sollen, viel zur Beseitigung der Streitigkeiten beitragen werden, welche durch die einseitige Ansicht einzelner und hier und da zerstreuter Stellen entstanden sind. In dieser vaterländischen Rolle wird dann Wadernagel auftreten, von dem wir als von einem anerkannten Protagonisten dieses Faches nur Vortreffliches zu erwarten haben. Weit entfernt, daß nach den vielen, zum Theil sehr scharfsinnigen und geistreichen, Erörterungen über das Germanische Alterthum, wie es Tacitus darstellt, diese wichtige Quelle der Forschung bereits erschöpft seyn sollte, oder daß

es, wie ein neuerer Bearbeiter geurtheilt hat, gar schwer sey, noch etwas Neues darüber zu sagen, glauben wir vielmehr, daß man auf dem jetzigen Standpuncte der Sprachforschung, und bey den jetzigen Fortschritten der historischen Critik, der Quellenstudien und der Völkertunde, überhaupt noch von vielen Seiten den Germanischen Antiquitäten neues Licht zuwenden könne, wenn man nur die dazu nöthigen Kenntnisse besitzt, um diese neuen Seiten zu entdecken, und dann auch eine glückliche Combinationsgabe mitbringt und diese nicht etwa an lustigen Hypothesen vergeudet, sondern sie überall an die Wahrheit anzuknüpfen sucht. Eine strenge Prüfung der Quellen und eine besonnene Auswahl aus der vorhandenen Masse der Forschungen ist hier um so nothwendiger, da bereits Vieles, was durch die häufige Wiederholung in einer wissenschaftlichen Sprache in Umlauf gekommen ist, auf nichts Anderem beruht, als auf einer heillosen Vermischung aller Sprachen und Mythologien ohne Sonderung der verschiedenen Völkersämme und Berücksichtigung geschichtlicher Umstände. Obgleich wir nicht wissen, was für Quellen Tacitus in seiner Germania gefolgt ist (Cäsar, Livius und Plinius konnte er vor Augen haben, Cäsar führt er auch einmal an, aber als eigentliche Quelle können wir keinen dieser Schriftsteller feststellen), so wird doch seine Schrift für immer der Mittelpunct bleiben, von dem jede Untersuchung über den frühesten Zustand unserer Nation ausgehen, und auf den jede sonstige Nachricht zurück geführt werden muß. In Vergleich mit ihr haben alle übrigen Urkunden nur einen relativen Werth, und sind von jeher einem vielseitigen Misbrauche ausgesetzt gewesen. Bey der gänzlichen Unbekanntschaft mit der Sprache der

alten Bewohner Deutschlands mußte indeß selbst einem Tacitus und seinen Vorgängern noch Vieles entgehen, oder als Veranlassung zu Mißgriffen dienen, die bey den vielen Namen und bey der großen Verschiedenheit der Sitten, Religion und Staats Einrichtungen einem Römer fast unvermeidlich waren, besonders einem solchen, welcher das Volk, was er beschreibt, nie selbst in der Nähe beobachtete, sondern nur aus Schriften anderer Römer (Griechische Autoren über Deutschland sind noch weit unzuverlässiger) und vielleicht auch aus mündlichen Nachrichten seiner Zeitgenossen kannte. Und wie schwer ist es, unter solchen Umständen nach Verlauf so vieler Jahrhunderte, die innere Wahrheit irgend einer Aussage zu begründen, oder verdächtig zu machen, namentlich mit Hülfe solcher Urkunden, die aus einer Zeit stammen, wo der überwiegende Einfluß neuer Elemente, des Christenthums, des Rechts und neuer Regierungsformen eine gänzliche Umwandlung herbey geführt hatte! Ein hoher Grad von historischer Critik ist aber überall bey ihm sichtbar, indem er die einzelnen Angaben, die er in schriftlicher oder mündlicher Ueberlieferung vorfand, unter gewisse allgemeine Gesichtspuncte zu bringen sucht. Dadurch hat freylich auch Manches wieder bey ihm den Schein von Allgemeinheit gewonnen, was bey genauerer Prüfung nur individuell und Ausnahme seyn kann. Um uns hierüber in Gewißheit zu setzen, bedürfen wir noch andere Hülfsmittel, woraus sich die schriftlichen Nachrichten ergänzen lassen, und die zum richtigen Verständniß derselben ungemein viel beitragen. Vor allen Dingen gibt hier die Sprache in sehr vielen und wichtigen Puncten die sicherste und befriedigendste Auskunft, wo wir uns von allen anderen Seiten verlassen sehen.

Bei der historischen Benützung derselben gelten die Wörter und grammatischen Formen dem Forscher als bloße Thatsachen, bey denen er ihm zur Pflicht gemacht wird, sich nicht aus einem gewissen, durch geschichtliche Zeiten Kreise zu entfernen.

Gränzen nicht genau, so läßt auf einem höchst unsicheren stilles Chaos von etymologischen zu verfallen, aus dem keine Deutlichkeit läßt man sich durch die Zeit in dem Wane und den Sprachen zu der Annahme Abstammung der einen aus da doch die allgemeinen Grundsätzen Seele, oder auch die Eindeutigkeit, den ein ständlicher Gehör oder die Empfindung jener Ähnlichkeit führen mit innerlich bedingt ist, und die Flüsse nur verschieden modifizieren können nur sichere Analogie mende Beispiele und eine Sichtigkeit in den Formen und neuen vollgültigen historischen wie dieser z. B. in den Germanischen Sprachen vorliegt, die sich auch noch durch andere Verhältnisse als verwandt und zusammen gehörig anknüpfen.

G. H. B.

Leipzig.

Karl August Böttiger, eine biographische Skizze von dessen Sohne, Dr. A. W. Böttiger, Hofrath und Prof. der Gesch. zu Erlangen etc. 1837. 8. 140 S. (bey Brockhaus). Gewiß

wird mit der Erscheinung dieser Schrift ein Wunsch erfüllt. Der ganze Werth des Mannes, dem sie gewidmet ist, wird erst nach seinem Tode fühlbar durch die große Lücke, die in dem Kreise unserer Literatur entstand, und nicht so leicht gefüllt werden. Denn wo wäre es einer so vielseitigen Bildung, Empfänglichkeit für alles Große in Kunst und Literatur, noch gleich in der Mittheilung seiner Kenntnisse verbände? Wir denken seiner vielfachen Wirksamkeit späterem Alter dargestellt, wie Jeder des Sohnes erwarten dem Vater schuldigen Pietät, fungen, die nur den Verdacht würden erregt haben. Die Herausgabe aus einer Schrift von den zahlreichen Freunden, denen auch der Verfasser dieser nicht ungelesen bleiben wird: hohes Interesse, freylich zunächst den Mann, den sie betrifft; deren Verhältnisse in unserer Literatur, wie es wohl nicht anders seyn konnte bey einem Gelehrten, der wohl die mannigfaltigsten und ausgebreitetsten literarischen Verbindungen hatte. Wir halten es daher für überflüssig, mehr zu sagen, zumal da sie uns noch eine ausführliche Biographie aus der Feder des Verfassers erwarten läßt, der wir mit Begierde entgegen sehen. Das vorgelegte Bild ruft das Andenken des Verewigten auf das lebhafteste ins Gedächtniß zurück.

In.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. 7. Stück.

Den 12. Januar 1837.

Göttingen.

Noch vor dem Schlusse des verfloßenen Jahrs, am 19. December, entschlief nach längerem äußeren Leiden der Inspector unsers Botanischen Gartens, Herr Abraham Fischer, im zwey- undfunfzigjährigen Alter. Wir glauben nur eine Pflicht der Dankbarkeit zu erfüllen, indem wir durch diese Zeilen das Andenken eines Mannes ehren, der, ohne Anspruch auf literarischen Ruhm, nur seinem Berufe lebend, das einst von Haller gegründete Institut, an dem er mit warmer Liebe hing, unter der Direction des verewigten Schrader, der ihm nur einige Wochen im Tode voran ging, durch seine unermüdete Thätigkeit zu seiner jetzigen Höhe erheben half, auf der es, wenn gleich an Umfang und äußerem Glanze vielleicht von anderen übertroffen, doch in wissenschaftlicher Rücksicht, nach dem Urtheile der Kenner, den Vergleich mit keinem anderen zu scheuen braucht. Sanft ruhe seine Asche!

[6]

E b e n d a s e l b s t.

Die Vorlesung, welche der Hofrath Hausmann in der Versammlung der Kön. Societät der Wissenschaften am 24. December v. J. hielt, handelte: de usu experientiarum metallurgicarum ad disquisitiones geologicas adjuvandas. Wir theilen im folgenden das Wesentlichste von ihrem Inhalte mit.

Zwey Mittel gibt es, welche vor Allem dazu geeignet sind, sichere Fortschritte in der Geologie zu bewirken, und sie zu bewahren, daß sie sich nicht in leeren Hypothesen verliere. Daß eine derselben besteht in der genauen Beobachtung der Veränderungen, die noch jezt unter unseren Augen mit der Erdoberfläche vorgehen; das andere in der sorgfältigen Benützung der Erfahrungen, welche uns durch Kunst eingeleitete Processe darbieten. Die Ueberzeugung von der Wichtigkeit des ersteren dieser Mittel rief die Preisfrage der Kön. Societät hervor, welche in dem classischen Werke des Herrn von Hoff, 'über die durch Ueberlieferung nachgewiesenen Veränderungen der Erdoberfläche', eine so genügende Beantwortung gefunden. Der Wunsch, durch den Gebrauch des zweyten jener Hülfsmittel einige Beyträge zur Erklärung geologischer Erscheinungen zu liefern, hat die Bemerkungen veranlaßt, welche von dem Hofrath Hausmann bereits vor zwanzig Jahren der Kön. Societät vorgelegt wurden (Gött. gel. Anz. von 1816. 50. St.), so wie die weitere Ausführung derselben, welche den Gegenstand dieser Abhandlung ausmacht.

Die Ansichten in der Geologie haben in neuerer Zeit große Veränderungen erlitten, aber un-
streitig durch die Benützung der großen Fortschritte der Physik und Chemie eine festere Grund-

lage gewonnen, als ihnen früher zu Theil werden konnte, wiewohl es eben so kurzichtig als vermessen seyn würde, die geologischen Theorien, welche sich gegenwärtig den größten Beyfall erworben haben, für unverbesserlich, und ihre Begründung für so sicher zu halten, als die mancher physischen Theorien, die sich einer mathematischen Stütze erfreuen. Eine besonders große Veränderung ist mit den geologischen Ansichten dadurch vorgegangen, daß das Reich des Neptuns, welches sich durch Werner, zumal in Deutschland, weit ausgebreitet hatte, sehr an Macht verloren hat; wogegen die Herrschaft des Plato, welche eine Zeitlang durch die große Ausdehnung des Wasserreichs schwankend zu werden schien, nicht allein ihre frühere Stärke wieder erlangt, sondern noch größere Macht als vormals gewonnen hat. Je ausgebehnter der Einfluß ist, den man gegenwärtig dem Feuer bey der Bildung und Umbildung unseres Erdkörpers zuschreibt, um so wichtiger muß es erscheinen, seine Wege genau zu verfolgen, und die Art und Weise zu erforschen, wie es verändernd auf andere Dinge einwirkt. Dazu gewährt die Metallurgie ein sehr vorzügliches Mittel, indem die Prozesse, welche in den Schmelzöfen vorgehen, von Allem was das Feuer unter der Leitung der Kunst bewirkt, die größten und mannigfaltigsten Erscheinungen darbieten.

Unter den großen neuesten Entdeckungen der Chemie dürfte kaum eine von größerer Wichtigkeit für die Geologie seyn, als die Auffindung der metallischen Grundlagen der Erden und Alkalien; und eben der große Naturforscher, dessen Name ganz besonders an jene Entdeckung geknüpft ist, Humphry Davy, hat auch nicht unterlassen, eine glückliche Anwendung davon auf

die Theorie der vulcanischen Phänomene zu machen. Er bemerkte, daß wenn man sich die Metalle der Erden und Alkalien, von denen das Kalium bekanntlich die Eigenschaft besitzt, mit Wasser sich augenblicklich zu entzünden, in Verbindung mit den eigentlichen Metallen in großen Massen unter der Erdrinde vorhanden denke, und einen Zutritt von Luft und Wasser annehme, die Wirkungen des unterirdischen Feuers und die Bildung lavaartiger Steinmassen erklärlich seyen. Diese Annahme, welcher auch andere ausgezeichnete Naturforscher ihren Beyfall gegeben haben, läßt sich auf die Bildung des ganzen Theils der Erdrinde übertragen, der aus Massen zusammenge-
 setzt ist, denen man gegenwärtig gewiß mit vollem Rechte einen feurigen Ursprung zuschreibt. Diesem gemäß erscheint die Entstehung der so genannten Plutonischen und Vulcanischen Massen der Erdrinde als das Resultat eines um den ganzen Erdkern verbreiteten, im Allgemeinen von Außen nach Innen fortschreitenden Drydationsprocesses.

Es ist wohl nicht zu verkennen, daß die genauere Erdörterung dieser Theorie für die Geologie von größter Wichtigkeit ist, weil sie die Grundlage aller übrigen geologischen Ansichten und Erklärungen bildet, und den Proceß der Erde betrifft, der nicht allein auf die allmähliche Umformung ihrer Oberfläche, sondern auch auf mannigfaltige andere Verhältnisse den größten Einfluß gehabt hat und fortdauernd ausübt. Wenn man jene Theorie annimmt, so muß man als Bestandtheile der ursprünglichen Masse des Erdkörpers nicht bloß die eigentlichen Metalle und die Metalle der Erden und Alkalien, sondern auch so genannte Metalloide, namentlich Schwefel, Kohlenstoff, Chlor, Fluor annehmen,

deren Reactionen auf die metallischen Substanzen bey dem großen Umbildungsprocesse gewiß nicht ohne Einfluß waren. Es redet für die erwähnte Theorie sehr, daß die oxydierten Substanzen des unter dem Einflusse des Feuers gebildeten Theils der Erdrinde hauptsächlich solche sind, deren Grundlagen die größte Verwandtschaft zum Sauerstoff besitzen, vorzüglich Erden und Alkalien; wogegen die größere Masse derjenigen Stoffe, denen eine weniger nahe Verwandtschaft zum Sauerstoff eigen ist, namentlich die größere Anzahl der eigentlichen Metalle und zumal die sogenannten edlen, theils im regulinischen Zustande, theils mit Metalloiden, vorzüglich mit Schwefel vereinigt vorkommen. Es verdient dabey besonders beachtet zu werden, daß unter jenen oxydierten Substanzen manche sich befinden, deren Metalle die Eigenschaft besitzen, dem Wasser Sauerstoff zu entziehen, welches namentlich auch von dem Eisen und Mangan gilt, deren Oxyde zu den Substanzen gehören, die neben mehreren Erden und Alkalien am verbreitetsten in der oxydierten Rinde der Erde sich finden. Es zeigt sich ferner, daß die im nicht oxydierten Zustande in der Erdrinde vorhandenen Substanzen hauptsächlich in mehr und weniger beschränkten, von der allgemeinen oxydierten Hauptmasse gesonderten Räumen und zum Theil unter solchen Verhältnissen vorkommen, daß man anzunehmen berechtigt ist, daß ihre Versetzung in jene Räume sowohl der Zeit, als auch dem Gange nach abweichend von der Bildung der sie umschließenden Hauptmasse war. Dabey darf nicht übersehen werden, daß wenn man das Vorkommen der oxydierten und nicht mit Sauerstoff verbundenen Substanzen der Erdrindemassen einander gegenüber stellt, von den Producten des allgemeinen

Drybationsprocesses diejenigen unterschieden werden müssen, welche späteren, partiellen Umbildungsprocessen zunächst ihre Entstehung verdanken, wohin namentlich viele, besonders auf Erze, Steine und metallische Substanzen durch unmittelbare Einwirkung der Luft oder dergleichen von Verbindungen hervor gegangen

ten betrachtet, aus dem Einflusse des Feuers entstehen, so verschiedenartig doch keine, welche in der Zusammensetzung sind in dieser Erde, Talkerde, Eisen- und Manganerde, Kiesel- und Thonerde, Honerde folgt zu. In der That stehen dagegen heraus ergibt sich zum Allgemeinen die aus welcher die ge-

nannten Substanzen durch den großen Drybationsproceß der Erdrinde entstanden.

Vergleicht man die sog. Plutonischen Gebirgsarten mit den Vulcanischen, von denen sich jene entschieden als die früher gebildeten darstellen, so erkennt man in ihrer Zusammensetzung eine Hauptverschiedenheit, welche darin besteht, daß in einem großen Theile der letzteren ein ungleich bedeutenderer Gehalt an Eisenoxyd und ein weit geringerer Gehalt an Kieselerde vorhanden ist als in denen, welche die Hauptmasse der ersteren bilden. In den Plutonischen Gebirgsarten zeigt

sich das große Vorkommen der Kiesel-erde nicht allein in dem sehr allgemeinen Vorkommen des Quarzes, sondern auch in der großen Verbreitung der höheren, der Bi- und Trisilicate. In den vulcanischen Gesteinen kommt dagegen der Quarz selten als wesentlicher Gemengtheil vor; neben den höheren Silicaten treten zuweilen in nicht unbedeutender Menge das Eisen geht in verschiedenen Ständen nicht allein in größerer Verbindung der Silicate ein, sondern auch weit allgemeiner und in weit größerer Menge als in diesen, theils für sich als *Dryd-Drydul* und *Dryd*, theils in Verbindung mit Titansäure ausgesondert. Wenn man nun annehmen darf, daß der *Drydationsproceß* der Erdrinde im Ganzen von Außen nach Innen fortschreitet, daß mithin die später gebildeten Gebirgsarten durch *Drydation* einer Masse entstanden sind, welche ursprünglich weiter von der Oberfläche entfernt war als die, woraus die früher entstandenen hervorgegangen, so scheint daraus zugleich zu folgen, daß in der Zusammensetzung des ursprünglichen Erdkerns das Eisen von Außen nach Innen zunimmt. Dasselbe würde dann auch von anderen Metallen, die am häufigsten auf Gängen vorkommen, gelten, weil man berechtigt ist, den größten Theil derselben für später gebildet zu halten, als die Gebirgsmassen, worin sie sich befinden. Obige Wahrnehmung würde sich indessen auch mit der Annahme reimen lassen, daß die dem *Drydationsproceß* unterworfenen Masse des Erdkerns ursprünglich nicht sehr verschieden zusammen gesetzt gewesen, daß aber die leichter oxydierbaren Bestandtheile zuerst besonders in oxydierte Substanzen umgewandelt seyen, und daß der *Drydationsproceß* die dem Sauerstoffe

weniger nahe verwandten Stoffe in demselben Grade mehr ergriffen habe, je weiter er fortgeschritten. Uebrigens wird, mag man für die eine oder die andere Erklärung stimmen, dadurch einem Einwande gegen die Davy'sche Theorie begegnet, daß nämlich, wenn die Masse des Erdkerns hauptsächlich aus den Grundlagen der Erde

besteht, solche ein gewisses Gewicht haben, welches über die mittlere Dichte der Erde

hinausgeht. Proceß ist besonders eine Vergleichung der verschiedenen Rinde vorgehenden unseres Erdkörpers

durch die Erscheinungen der noch thätigen Vulkanen in Drydationsprocessen geschehen. In der Darstellung des Eisens aus dem Roheisenminern durch den Reducirungsproceß in Hohöfen gewonnen, das Eisen in Verbindung außerdem in Vereinigung von verschiedenen anderen Metallen, namentlich Mangan am häufigsten, von Erden, unter denen sich findet, und von Kohlen, Schwefel und Phosphor

phosphor nicht selten angetroffen werden. Um aus diesem Roheisen möglichst reines Eisen zu gewinnen, läßt man es in verschiedenartigen Vorrichtungen einsmelzen, und behandelt das Eingeschmolzene unter Einwirkung von Gebläse oder eines natürlichen Luftstromes auf solche Weise, daß die atmosphärische Luft mit dem Roheisen in möglichste Berührung kommen, und durch seinen Sauerstoffgehalt die Drydierung und dadurch

die Abscheidung der mit dem Eisen verbundenen, fremdartigen Stoffe bewirken kann. Von diesem entweicht ein Theil, namentlich der Kohlenstoff, in Gasgestalt, wogegen ein anderer Theil verschlackt. Obgleich der Sauerstoff der Luft zunächst mit den Stoffen sich verbindet, welche eine größere Anziehung zu ihm haben als das Eisen, so ist es doch unvermeidlich, daß von diesem in so überwiegender Menge vorhandenen Metall ein Theil zugleich mit oxydiert und in die Schlacke übergeführt wird. Es ist indessen eben so begreiflich, daß das Verhältniß, in welchem die verschiedenartigen Bestandtheile des Roheisens während der Dauer des Processes von dem Sauerstoff ergriffen werden, sich verändert, und daß daher die sich erzeugende Schlacke anfangs einen verhältnißmäßig größeren Antheil von Erden, zumal von Kiesel-erde, aufnimmt als später, wogegen sie vom Eisenoryd-Drydul immer mehr empfängt, je weiter der Proceß fortschreitet. Daß in der Schlacke sich immer mehr anhäufende Eisenoryd-Drydul bleibt nicht ohne Rückwirkung auf den Proceß der Reinigung des Eisens, indem es Sauerstoff an den Kohlenstoff abtritt, wodurch ein Theil des oxydierten Eisens wieder reducirt und mit der übrigen Eisenmasse vereinigt wird. Je mehr diese sich der Reinheit nähert, um so mehr entfernt sie sich von dem flüssigen Zustande; und indem unter angemessenen Manipulationen die Theile des Eisens sich zu einer Masse vereinigen, welche von der während des Processes gebildeten Schlacke mehr oder weniger umgeben ist, geht jene Masse allmählich in den Zustand über, in welchem sie gestattet, durch gehörigen Druck in beliebige Formen gebracht zu werden.

Vergleicht man nun diesen Hergang mit der vorhin bezeichneten Theorie von der Bildung der

geg. Plutonischen und Vulcanischen Gebirgsarten; so ist eine große Analogie nicht zu verkennen. Abweichungen liegen hauptsächlich nur darin, daß in der Masse des Erdkerns, aus welcher jene Gebirgsmassen entstanden sind, eine größere Mannigfaltigkeit von Bestandtheilen, und ein anderes quantitatives Verhältniß angenommen werden muß, als im Roheisen vorhanden zu seyn pfle-

--- daß bey der Einleitung und Unterhalt-
großen Umbildungsprocesses des Erd-
ter ohne Zweifel eine Hauptrolle spielt,
ey dem Eisenfrischprocesse der Sauer-
st es hauptsächlich ist, welcher die
bewirkt. Das über letzteren zuvor
e macht es klar, wie bey der Dryda-
Oberfläche des Erdkerns ein Theil der
le eine Umänderung erleiden konnte,
n anderer davor geschützt blieb. Je-

ner Proceß zeigt, daß, obgleich die atmosphärische Luft hauptsächlich nur die Oberfläche der Roheisenmasse berührt, doch die dem Sauerstoffe näher als das Eisen verwandten Stoffe auch im Innern allmählich sich von demselben trennen. Etwas ähnliches wird man auch bey dem an der Oberfläche des Erdkerns vorgehenden Drydationsproceß annehmen dürfen, indem auch hier, wenn dem Sauerstoffe nahe verwandte Stoffe sich mit ihm verbinden und dadurch von den nicht oxydierten Stoffen getrennt werden, ein Ersatz derselben aus der darunter befindlichen Masse erfolgt. Die Schlackenbildung bey dem Eisenfrischprocesse lehrt, daß aus derselben Masse zu verschiedenen Zeiten Schlacken von ganz verschiedener Zusammensetzung entstehen können. Indem sie aus einer Masse hervor gehen, welche mehrere auf verschiedenen Stufen der Verwandtschaft zum Sauerstoffe stehende Bestandtheile enthält, so fin-

den sich in der früher gebildeten Schlacke die Dryde, deren Basen dem Sauerstoffe näher verwandt sind; in größerer Menge, als in den später erzeugten. Ein ähnliches Verhältniß ergibt sich, wie früher bereits erwähnt worden, aus einer Vergleichung der Plutonischen und Vulcanischen Gebirgsarten. Man kann sich also ihre successive Entstehung vorstellen, ohne genöthigt zu seyn, eine große Ungleichheit in der Vertheilung der in dem Erdkerne enthaltenen Stoffe anzunehmen. Die Analogie läßt sich aber noch weiter verfolgen; denn selbst in der Zusammensetzung der bey dem Eisendarstellungsprocesse entstehenden Schlacken findet sich eine große Aehnlichkeit mit der Natur mancher Vulcanischer Gesteine, die nicht allein in dem bedeutenden Eisengehalte, sondern besonders auch in einem gewissen Silicate liegt, welches für jene eigenthümlich, und dessen Repräsentant ein sehr gewöhnlicher Begleiter Basaltischer Gesteine ist. Die Schlacken, welche in der ersten Periode des Eisenfrischprocesses sich erzeugen, die so genannten Rohschlacken, bestehen hauptsächlich aus Verbindungen der Kiesel Erde mit Eisenorydul und einigen anderen in geringerer Menge vorhandenen Basen, die sich mehr oder weniger den Verhältnissen einfacher Silicate nähern, und nicht selten kommt eine crystallisirte Schlacke mit einem festen Verhältnisse der Bestandtheile vor, welche hauptsächlich aus einem einfachen Silicate des Eisenoryduls besteht, und sowohl im stöchiometrischen Verhältnisse der Mischung, als auch hinsichtlich des Crystallisationensystems mit dem Chrysolith oder Olivin übereinstimmt. In Ansehung der Bestandtheile findet zwischen der crystallinischen Schlacke und dem Olivin darin ein Unterschied statt, daß unter den Basen bey jener das Eisen-

oxydul, bey diesem dagegen die Talkerde vorwaltet. Bekanntlich substituieren aber beide einander als Basen, und häufig kommt in der crystallisirten Schlacke neben dem Eisenoxydul Talkerde vor; so wie im Olivin stets ein bedeutender Gehalt von Eisenoxydul sich findet. Die nahe Verwandtschaft zwischen dem Olivin und der crystallisirten Schlacke hat durch die Auffindung des Hyalosiderites, der ebenfalls in einer Basaltischen Steinart vorkommt, und hinsichtlich seiner Mischung in der Mitte zwischen jenen beiden Körpern steht, indem in ihm beynabe gleiche Theile von Eisenoxydul und Talkerde vorhanden sind, eine schöne Bestätigung erlangt.

Nach dem Versuche, metallurgische Erfahrungen des tief unter der Erdoberflächigen feurigen Processes zu benutzen, gewagt erscheinen, auf einem Tage liegenden Producte zu untersuchen, um metallurgischer Prozesse Bildung jener zu gründen.

In der Erdrinde, auf welcher der unterirdische feurige Proceß einen Einfluß ausgeübt, erkennen wir theils solche Producte, welche ihm ihre Bildung allein verdanken, theils auf andere Weise entstandene Massen, welche entweder durch die mitgetheilte Hitze, oder durch die unmittelbare Einwirkung von Feuerproducten mehr und weniger verändert worden. Der Zustand, welcher demjenigen vorherging, in welchem wir jene Producte des feurigen Processes gegenwärtig erblicken, konnte ein dampfförmiger, ein tropfbar-flüssiger, oder ein brey- oder teigartiger seyn. Vulcanische Eruptionen lassen die von ihnen zu Tage geförderten Massen in diesen verschiedenen Zuständen erscheinen; und wir sind wohl berechtigt anzunehmen, daß andere Massen,

deren feuriger Ursprung nicht zu bezweifeln, deren Bildungsweise uns aber übrigens verborgen ist, ebenfalls in dem einen oder anderen jener Zustände waren, bevor sie in den ruiden übergingen, woben jedoch nicht übersehbare, daß der Zustand, in welchem in ihre jetzige Lage gelangten, gewiß derer als derjenige war, in welchem ihrer Entstehung besanden. Es würdige Forschungen wichtig seyn, w stimmte Merkmale auffinden ließen,

gewinnung. Zuweilen ist die Entscheidung schwer, ob die eine oder andere Art des Ueberganges erfolgte; denn ähnliche Arten des Aggregatzustandes können auf beiderley Weise entstehen, namentlich Crystalle. Mit Sicherheit erkennt man aber den früheren, geschmolzenen Zustand, wo getropfte, stalaktitische Formen, oder deutliche Spuren des Geflossenseyns sich zeigen. Bey dem unmittelbaren Uebergange der Dämpfe in den ruiden Zustand entsteht, zumal wo die Verdichtung sehr rasch erfolgt, oft ein lockerer, pulver-

förmiger oder flodiger Aggregatzustand, wie man es bey dem Absätze des weißen Arseniks in den Gistfängen der Röstlöfen, an den Zinkblumen die Nation entstehen, wahrnimmt.

Erfahrungen zur näheren Erleuchtung der großen Sublimationsprocesse der Mineralkörper anwendet, darf nicht übersehen, daß ähnliche Erscheinungen, häufig auch auf dem sog. nassen Wege, ganz ohne Einwirkung des Feuers entstehen, daher sie nur dann über den Gang der Bildung Aufschlüsse geben können, wenn zuvor über die Art derselben im Allgemeinen entschieden worden.

Untersuchung der sogenannten Ofensfaltige, durch die Hitze der Schmelzöfen verwandelte Körper kennen lehrt, veranlaßt werden, dem Sublimat der Erde eine weitere Ausdehnung zu lassen, als man sonst vielleicht geneigt wäre. Eigenschaften von Hüttenproducten lassen, daß gewisse Körper, deren Zustand entweder gar nicht, oder Sicherheit bekannt war, aus solirigiden übergingen. Konnte diese Hitze des Schmelzöfen geschehen, so war dann eine Dampfildung durch die Wirkung des Feuers des unterirdischen Schmelzbeerdes möglich?

In Eisenhohöfen dringt nicht selten Kohlen in Spalten der Masse ein, woraus das Gefüge besteht, welche Erscheinung nichts Merkwürdiges hat. Es findet sich aber auch zuweilen Eisen im Innern eines gefritzten Sandsteins, theils gangförmig, theils eingesprengt, ohne die mindeste Spur eines Zusammenhanges mit Spaltenausfüllungen, so daß nur die Annahme zu-

läßig erscheint, daß es im dampfförmigen Zustande in den durch die Gluth erweichten Sandstein eingedrungen ist. Dies durch eine sehr lichte, beynah aus, ist äußerlich hin und wieder angelassen, hat ein körnige, und ist so ductil, daß es in Camellen aushämmern läßt Silicium und Kohlenstoff. Bemerkung in Begleitung jenes Eisens ist angetroffen wird. Uebrigens ist Vorkommen eine auffallende Art, wie gewisse Metalle und Silber und Kupfer, auf Gänge Nebengestein eingesprengt sich dem Vorkommen des gediegenen Silbers zu Kongberg in Norwegen.

Ueber die Verhältnisse, unter welchen Kiesel-erde in den Massen der Gesteine ausgeblasener Hohöfen gefunden wird, hat Herr Bergrath Koch die genauesten Aufschlüsse gegeben (Beiträge z. Kenntniß crystallinischer Hüttenproducte. S. 34 — 40). Das Vorkommen derselben läßt sich in manchen Fällen nur erklären, wenn man ein Eindringen in Dampfform annimmt. Dafür redet besonders auch die oben bemerkte Begleitung des im Innern von Gesteinssteinen sich findenden Eisens, so wie die erst später zu erwähnende Berggesellschaftung mit Titan und Graphit. Herr Koch hat bereits darauf aufmerksam gemacht, daß man nicht wohl daran zweifeln könne, daß die Kiesel-erde aus Silicium hervor gegangen, auf dessen Reduction aus an Kiesel-erde reichen Eisenminern in der höchsten Temperatur des Hohofens erfolgte. Zum Theil verband sich das Silicium mit Eisen, und zwar sowohl mit dem Roheisen, als auch mit dem

zuweilen sich bildenden Frischeisen, und wurde dadurch vor Drydation geschützt. In Dampf- form drang es aber auch, zum Theil mit dampf- förmigen Eisen und Kohlenstoff, in das Innere von Gestellmassen, und ging hier entweder un- mittelbar durch Drydation in Kiesel-erde über, oder erst, nachdem es zuvor in den geschmolze- nen Zustand zurückgekehrt war, welches die kug-elförmigen und nierenförmigen äusseren Gestal- ten, die ihnen entsprechenden schalenigen Absonde- rungen, so wie die concentrischen Richtungen der Fasern beweisen.

Das bekannte Vorkommen von Titan- Crystallen in Eisenhohofen-Producten gehört zu den interessantesten Erscheinungen, welche diese dar- bieten. Die Verhältnisse, unter welchen die Ti- tanwürfel in Höhlungen von Schlacken-, Rohei- sen- und Frischeisen-Massen, zuweilen von Kiesel- erde begleitet, theils im Gestellraume, theils so- gar unter demselben sich finden, sind oft von solcher Art, daß ein früherer dampfförmiger Zu- stand nicht wohl bezweifelt werden kann. Das Eindringen von Dämpfen nach unten, wird durch den Druck der im Gestelle befindlichen, ge- schmolzenen Massen erklärlich.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 14. Januar 1837.

E b e n d a s e l b s t.

Fortsetzung der Anzeige der Vorlesung des
Hn Hofraths Hausmann.

Auch bey der Graphit-Bildung, welche die
Erzeugung des grauen Roheisens begleitet, glaubt
der Hofrath Hausmann den dampfförmigen
Zustand annehmen zu dürfen; denn das Vorkom-
men jenes crystallinischen Körpers, den man nach
Karsten's Untersuchungen für reinen Kohlenstoff
zu halten berechtigt ist, zeigt sich auf solche Weise,
daß man sich ihn nicht wohl in einem anderen
Zustande unmittelbar vor dem crystallinischen den-
ken kann. Bekanntlich ist der Kohlenstoff auf
verschiedene Art in dem grauen Roheisen vorhan-
den, nämlich theils in chemischer Verbindung mit
dem Eisen, theils als Graphit damit gemengt.
Daß die im flüssigen Roheisen enthaltene Men-
ge von Kohlenstoff, die das Eisen nicht chemisch
zu binden vermag, im Momente des Erstarrens
und zum Theil schon, während das Eisen noch

[6]

flüssig ist, dampfförmig sich ausstößet, und aus diesem Zustande unmittelbar in den crystallinischen übergeht, scheint dadurch bewiesen zu werden, daß der Graphit nicht allein im Innern, sondern auch auf der Oberfläche des Roheisens sich zeigt — gleich den auf dem Eise aus dem aufsteigenden Wasserdampfe gebildeten Schneecrystallen —; daß seine Crystalle an den Schlacken die das Eisen im Ofen bedecken, und selbst in Blasenräumen derselben angetroffen werden, und daß der Graphit sogar zuweilen im Innern der Gießmassen, und hier zuweilen mit solchen Körpern, z. B. mit Kieselgerde, sich findet, von denen man ebenfalls annehmen darf, daß sie im dampfförmigen Zustande eingedrungen sind. Der Graphit zeigt sich um so ausgezeichnete crystallinisch ausgebildet, je langsamer die Abkühlung von Statten ging, und je freyer der Raum, und je geringer der äußere Druck war. Die größten Crystalle finden sich in Blasenräumen des Roheisens, auf seiner Oberfläche, und besonders an Schlacken. Je langsamer das Roheisen erkaltet, um so deutlicher erscheinen seine Schuppen, wogegen bey schneller Abkühlung, z. B.

wird,
In
lich.
i. Ei.
aber
hau
le. er
hume
trisch
Nan
men
welch
dass

8. St., den 14. Januar 1837. 67

[6]*

men annahmten; wogegen Andere unmittelbar aus
 n in den crystallinischen Zu-
 zu seyn scheinen. Mit dieser
 der Blasenräume in manchen
 die durch Infiltration, wel-
 n unzweydeutig zeigt, in Feis-
 Die Bildung eines großen
 namentlich der Erze führens-
 den, hat viele Analogie mit den Ausfüllungen
 der Blasenräume der Mandelsteine, und wirklich
 findet nicht selten ein wahrer Uebergang zwischen
 den Ausfüllungsmassen einzelner Kugeln und
 Mandeln, und der Bildung von Gangmassen
 statt. Die Art des Wechsels unter verschiedenen
 Gangfossilien den Hauptbegränzungsflächen pa-
 rallel, die bestimmte Ordnung jenes Wechsels,
 welche sich oft sowohl in der Ausfüllung über-
 haupt, als auch in einzelnen Drusenhöhlen zeigt;
 die Art der Bekleidung des einen Fossils durch
 ein anderes; der Anflug an den nach unten ge-
 kehrten Theilen von Crystallen, und manche an-
 dere Erscheinungen lassen sich nur dann genügend
 erklären, wenn man sich denkt, daß die Mineral-
 substanzen im dampfförmigen Zustande in die
 Gangräume gelangten. Die mannigfaltigen Ge-
 stalten, welche die Gangfossilien angenommen ha-
 ben, lassen sich auch aus dem Erfolge der Ver-
 erklären. Amorphe und
 konnten entweder unmittel-
 durch ihre Abkühlung her-
 em sie zuvor in den tropf-
 übergegangen waren; sta-
 aus letzterem. Wie die-
 r, das Haar-, Drathförmig-
 lche besonders bey gewissen
 gebiegenen Metallen, namentlich dem Golde,
 Silber, Kupfer, auf den Gängen sich zeigen,

durch ein Hüttenproduct, die sog. Kupferbaare auf dem Kupfersteine genügende Erklärung erhalten, hat der Hofrath Hausmann bereits bei einer früheren Gelegenheit (*Specimen crystallographiae metallurgicae*. S. 12.) gezeigt.

Es findet nicht bloß im Allgemeinen eine Analogie zwischen gewissen, -durch Dämpfe entstandenen Hüttenproducten und der Bildung mancher Erzgänge statt, sondern es zeigt sich auch zuweilen eine so vollkommene Aehnlichkeit, daß man verleitet werden könnte, Stücke aus Schmelzöfen mit Stuf wechseln. Als Belege Schmelzherde und verblasener Defen der dienen, welche in der ten Masse Gänge von kaum meßbarer (mehrerer Zolle, mit A gen, Verwerfungen, u eigenthümlichen Beschaffenheiten enthalten.

Die Erscheinungen an den unter den Hüttenproducten sich findenden Dampfgebilden lassen den wesentlichen Unterschied zwischen den durch Sublimation gebildeten Gängen und gangförmigen Ausfüllungen von Spalten durch Massen, welche im geschmolzenen Zustande in dieselben gelangten, erkennen. Erzgänge sind von ganz anderer Natur als Granit-, Porphyr-, Grünstein-, Basalt-Gänge. Aber auch hinsichtlich der Ganggebilde der ersteren Art wird man durch Betrachtung von Hüttenproducten auf einen Unterschied geführt, der darin besteht, daß Dämpfe sich entweder in bereits vorhandene, und durch ihre Einwirkung vielleicht mehr oder weniger erweiterte Absonderungsräume oder Spalten zogen, oder daß sie in eine lockere oder erweichte Masse

eindringen. In Spalten des Gemäuers der Schächte oder des Heerdes von Schmelzöfen dringen die verschiedenartigsten Dämpfe ein; bilden, indem sie sich verdichten, theils Ausfüllungen, theils Auskleidungen, und stellen sich dann besonders oft in Crystallen dar. Dahin gehören die ausgezeichneten Crystallisationen von Zinkoxyd aus Eisenhohöfen, welches zuweilen von Würfeln von Chlorkalium begleitet ist; dahin ist das Vorkommen von Bleeglanz, Zinkblende, arsenichter Säure zu zählen, welche Spalten im Gemäuer von Silber-, Blei-, Kupfer-Schmelzöfen gangförmig ausfüllen. Daß unter gewissen Umständen auch Silicate auf bilden können, zeigt das Vorkommen von Feldspatzen, unter den Ofenbrüchen zu Sangerhausen, auf welche neuerlich wieder gelenkt worden ist, in dem Hofr. Hausmann im vierten Stücke der norddeutschen Berg- und Hüttenkunde

S. 86. beschrieben worden. Dieselben Körper, auf diese Weise sich finden, bringen auch in anderen früher erwähnten, dampf-Rassen ein, welche entweder, wie eine oder eine lockere Heerdmasse, eine Consistenz haben, oder wie u. a. Sand, durch die Gluth in einen erweichten Zustand worden, und setzen sich darin in Gangen, welche bald mit Einsprengungen, einzelnen Nestern, bald mit verästelten Gangen ähnlichheit haben; welche Erscheinung ganz besonders zur Erläuterung der Bildung mancher nicht zusammenhängender, nesterartiger Gänge dienen kann, welche entweder Erze führen, oder auch bloß aus sog. Gangarten bestehen.

Zum Studium geschmolzener Massen und der daraus hervor gegangenen rigiden Körper bieten die metallurgischen Prozesse die mannigfaltigste Gelegenheit dar; und da die Gebirgsarten von feurigem Ursprunge zum großen Theile aus Silicaten zusammen gesetzt sind, so ist Untersuchung der Schlacken, die aus Silicaten bestehen, ganz besonders geschlüsselt über die Bildung jener zu unter diesen Silicaten, wie Mitsch gezeigt hat, sogar mehrere vorkommen in ihrer Mischung wie in ihrem äußeren Verhalten mit Fossilien übereinstimmen, welche für die Zusammensetzung der so genannten massigen Gebirgsarten besonders wichtig sind, hat sehr dazu beygetragen, die Ansicht von dem feurigen Ursprunge derselben fester zu begründen, und ihr allgemeineren Beyfall zu verschaffen. Aber abgesehen von den in den Mischungen liegenden Analogien, kann auch das Studium des Aggregatzustandes der Schlacken, die Kunde von der Bildungsweise jener Gebirgsarten fördern.

Wenn Silicate aus dem geschmolzenen Zustande in den nachdem die Untersuchung erfolgt, entweder in der flüssigen und weniger oder in der rigiden und mehr gehen. Beide einander gerade entgegen ist die Mischung der Körper was in den rigiden nicht Zeit gelassen zusammen zu treten. Gefolge befinde sich die Festigkeit trat, der gemeinen 2

Abkühlung gelangt dagegen sowohl die chemische, die Bestandtheile nach bestimmten Verhältnissen ordnende Anziehung, als auch die eng damit verknüpfte Crystallisationskraft zur Thätigkeit, und zwar um so ausgezeichnet, je allmählicher die Abkühlung erfolgt. Nach Verschiedenheit der Mischung bildet sich dann entweder nur eine crystallinische Substanz aus, oder es entstehen verschiedene Substanzen, die von einander chemisch und crystallinisch gesondert sind. Ist die Mischung nicht von der Art, daß das Ganze in eine einfache oder zusammen gesetzte crystallinische Masse aufgeht, so sondert sich ein crystallinischer Körper, oder es sondern sich deren Mehrere in der glasigen Masse aus. Auf der Gränze zwischen dem Glasigen und dem deutlich crystallinischen Aggregatzustande steht der steinartige, in welchem die crystallinische Bildung eine verworrene, undeutliche ist; wodurch auch zuweilen eine Grundmasse gebildet wird, welche einzelne, ausgezeichnetere crystallinische Körper einschließt.

Diese verschiedenen Modificationen des Aggregatzustandes der Silicate stellen sich in den von verschiedenen Hüttenprocessen erfolgenden Schlacken in großer Mannigfaltigkeit dar. Daß aber die vollkommen geschmolzenen, reinen Schlacken am gewöhnlichsten glasig erscheinen, darf nicht befremden, da sie am häufigsten an der Luft, oft auf kalten, oder feuchten Grundflächen schnell erstarren. Sobald aber Umstände vorhanden sind, welche einen allmählicheren Uebergang aus dem geschmolzenen in den rigiden Zustand begünstigen, so tritt auch eine der Mischung der Schlacken entsprechende crystallinische Ausbildung hervor; wobei eine große Verschiedenheit in der Crystallisationstendenz der verschiedenen Schlacken nicht zu verkennen ist. Eine porphyrförmige Aus-

sonderung einzelner crystallinischer Partieen, die nicht selten sphärisch sind, und vollständig ausgebildeter Crystalle, kommt oft bey verschiedenartigen Eisenhohofen-Schlacken vor. Der von Hrn Koch beschriebene Kieselerschmelz findet sich unter den Hohofen-Schlacken der Eisenhütten am Harz in seinen, den Crystallen des Nephelins ähnlichen, regulär sechsseitigen Prismen in einer vollkommen glasigen Grundmasse porphyrisch förmig ausgesondert; und etwas ganz Aehnliches stellt auf Eisenhütten anderer Gegenden eine in der Isoklas-Form crystallisierte Schlacke dar. Zu den ausgezeichnetsten Producten dieser Art gehört auch der so genannte Avanturino, ein durch Kupferorydul und Antimonoryd gefärbtes Glas, in welchem höchst zarte regulär sechsseitige Tafeln von sog. Kupferglimmer, einer Verbindung von 3 Aeq. Kupferorydul und 1 Aeq. Antimonoryd ausgesondert liegen; welches Gebilde zuweilen auch an Schlacken vom Gahrmaachen des Kupfers sich zeigt. Diese Erscheinungen zeigen etwas ganz Analoges von der Aussonderung von Feldspath-Crystallen in der Obsidian-Lava. Es ist damit zugleich ein Beweis für die Richtigkeit der Meinung dargeboten, nach welcher die mehrsten Crystalle in den Laven nicht unabhängig von ihnen gebildet und durch ihre Masse nur eingehüllt, sondern durch eine Ausscheidung aus denselben bey ihrem Erstarren erzeugt werden.

Weit häufiger als jene Aussonderung einzelner Crystalle kommt die sog. steinartige Beschaffenheit der Schlacken vor, bey welcher die Durchscheinheit so wie der Glasglanz verschwunden und höchstens ein Schimmer auf den Bruchflächen erscheint, die, statt vollkommen muschellich zu seyn, gewöhnlich unvollkommen muschellich, uneben oder

blättrig sich darstellen, und durch letztere Beschaffenheit oft der mehr crystallinischen, strahligen Textur sich nähern. Solche Schlacken sind manchen, dichten, innig gemengten Gebirgsarten, z. B. dem sog. Aphanite, dem dichten Basalte, zu vergleichen, so wie der Grundmasse mancher Porphyre, z. B. der Eunit-, Klingstein-, Wechstein-, Perlstein-Porphyre. Von feinerer Art ist oft die langsam erstarrende sog. Leisten- oder Gossenschlacke der Eisenhöfen; auch findet sich diese Beschaffenheit nicht selten im Innern einer größeren, auswendig gläserigen Schlackenmasse. Besonders merkwürdig ist die Entglasung von Eisenhöfen-Schlacke durch sehr langsame Abkühlung in den Halben zwischen allmählich ausglühendem Coals-Klein, wie sie u. a. auf der Königshütte in Schlesien vorkommt. Die entglasete Schlacke hat oft große Aehnlichkeit mit Porzellanjaspis und pflegt auswendig grau, inwendig dunkelblau zu seyn.

Unter den mannigfaltigen Schlacken kommt keine häufiger crystallisirt vor, als das oben bereits erwähnte Eisenoxydul-Silicat, welches, wie der Hofrath Hausmann im Specimen crystallographiae metallurgicae zuerst gezeigt hat, nicht bloß bey den Processen der Gewinnung des geschmeidigen Eisens und Stahls, sondern auch bey Kupferhütten-Processen sich erzeugt. Auch unter den Eisenhöfen-Schlacken finden sich zuweilen solche, welche ganz und gar crystallinisch, theils blättrig, theils strahlig sind. Auf diese Weise stellt sich der Rieselschmelz, eine Schlacke von dem stöchiometrischen Verhältnisse des Pyroxens, und in den äußeren Kennzeichen manchem Dipside täuschend ähnlich, so wie eine Schlacke, welche hauptsächlich aus ei-

nein Bisilicate von Kalt besteht, und daher in der Mischung dem Wollastonite ähnlich ist, dar.

Am seltensten kommen Schlacken vor, welche den aus verschiedenen krystallinischen Fossilien gemengten Gebirgsarten analog sind, bey welchen die Bestandtheile der geschmolzenen Gesamtmasse sich nach den bestimmten Verhältnissen der Mischung bey dem Erstarren gesondert haben, und wobey das Ganze in die verschiedenartigen festen Verbindungen

Eine Bildung dieser Art einer Eisenhohofen = Schlacke von Kiesel = Schmelz in einer Masse einer pyroxenartig ausgesondert liegen, eine Aehnlichkeit mit der Hrn Geheimenrath von Nephelin = Dolerit krystallinischen Schlacken findungen, in welchen Crystalle frey ausgebildet sind, welche die Analogie mit Drusen anderer aus Silicaten Gebirgsarten zeigt.

Vergleichen wir nun im Allgemeinen die Erscheinungen an den aus Silicaten bestehenden Schlacken mit den analogen, massigen Gesteinen, so muß es auffallen, daß unter den Plutonischen Gebirgsarten die krystallinische Bildung ganz überwiegend ist, indem das Crystallinische = Körnige am meisten vorherrscht, das Porphyrartige und Dichte weit nachstehen, das Glasige aber so gut wie ganz fehlt; wogegen bey den Vulcanischen Massen das vollkommen Crystallinische weit mehr zurücksteht, das Porphyrartige eben so wie das Dichte im Ganzen viel allgemeiner erscheint, und

auch das Glasige nicht selten vorhanden ist. Dazu kommt noch der andere Unterschied, daß den Plutonischen Gebirgsarten im Ganzen größere Gleichförmigkeit des inneren Gefüges eigen zu seyn pflegt, als den Vulcanischen. Hier zeigt sich also wieder eine weit größere Analogie zwischen den Producten unserer Schmelzöfen und den Gebilden des großen unterirdischen Ovens, als zwischen jenen und den frühern Ugnissen des letzteren, welches aus dem Vergleich über die Schlackengebilde leicht zu erhellen ist. Offenbar sind die Plutonischen Gebirgsarten unter Umständen gebildet, welche die Abkühlung sehr langsam von Statten gehen ließ; und da ihre Massen zum Theil von sehr großem Umfange sind, so konnte die Abkühlung, im Ganzen einen gleichförmigeren Gang nehmen, und daher auch größere Uebereinstimmung des inneren Gefüges herbey führen. Nach den äußeren Begrenzungen lassen die Plutonischen Massen am häufigsten den Einfluß rascherer Abkühlung wahrnehmen. So erscheinen Granit und Syenit auf ihren Gränzen oft porphyrtartig; so hat der grobkörnige Granit zuweilen eine feinkörnige, in Hornfels übergehende Schale. Die Vulcanischen Gebirgsarten erlitten dagegen, und zwar um so mehr je neuer ihre Bildung, eine raschere Abkühlung; auch haben ihre Massen gewöhnlich einen weit geringeren Umfang. Daher bemerkt man bey ihnen oft in kleinen Räumen eine auffallende Verschiedenheit des inneren Gefüges; daher z. B. bey gangförmigen Doleritmassen oft das Innere crystallinisch ist, wogegen nach Außen die Masse dicht erscheint.

Noch ein anderer Umstand scheint auf die vorherrschende crystallinische Bildung der Pluto-

nischen Massen zu seyn, nämlich Kiesel-erde. Es ist aus einer Silicate bei der Krystallisationstendenz der Quarze und Feldspathe von Kiesel-erde, doch in crystallinischer Form, dem dann die feinsten Quarze aussonderten. Kiesel-erdegehaltiges Gebirgsarten Vermischen Individuen in die Bildung ein, was zwischen und Pyroxen genommen wird. Auch auch bey sehr feiner Erde, wodurch Grit- und Quarz wurde.

Kehren wir nun zurück, nämlich um dadurch gewisse Erscheinungen anzuzeigen. Form und wie bey der glasigen der gemeinen wesentlich verschieden ist, die Amorphie angehört. Amorphie ist die Umstände entstehen, den sehr ausgeprägten Oberflächen und kommt aus Schlacke, z. B. Prozessen vor. C

is sog. Ma
seyn, oder
, Lavaströ-

n amorpher
r Prismen.
gegenseitige
b vorstellen,
s sich besin-
ge Stellung
gezogene Ei-
Diese Abson-
kann, sich
en zeigt, die
ren Zustand
zeichnet an
sich an ihrer
er genetische
das regulär
gleich erken-
benachbarter
rismen ent-
sche sich un-
ömen, wie
verschiedener
im Großen

Eine besondere Beachtung verdient die Blasenbildung in den Schlacken, weil auch hinsichtlich dieser die vollkommenste Analogie mit dem sich zeigt, was an manchen Vulkanischen Gesteinsarten, und vorzüglich an den Lavaströmen wahrgenommen wird. Das Blasige hat bey je-
nen wie bey diesen einen doppelten Grund, in-
dem es entweder von Dämpfen und Gasen her-
rührt, die bey der Bildung der geschmolzenen

Masse von dieser aufgenommen wurden, oder durch eine Dampfbildung bewirkt worden, welche einem zufälligen Hinzukommen von Feuchtigkeit zuzuschreiben. Von einer Blasenbildung der ersten Art war früher schon die Rede, als das Vorkommen von Eisen und Graphit in den Blasenräumen einer Eisenhohofen-Schlacke beschrieben wurde. Wo der letztere Grund des Blasigen vorhanden, zeigen Schlacken sowohl als Lavaströme die meisten Blasen da, wo sie eine feuchte Fläche auf, welche auf Feuchtigkeit einwirkt. Schlacken an denen auf gegossen wird, welche zuweilen dick ist, der sich Lava, wenn das Meeress, in die Blasen der Bewegung einigen Masse gelangt, zugleich durch den Druck zuweilen abgeplattet werden, und durch die Lage der längeren Achse ihrer dem Ellipsoidischen genäherten Gestalt die Richtung des Stromes noch im erstarrten Zustande erkennen lassen, eben so entsteht durch das Langziehen einzelner Partikeln bey einer glasigen Schlacke sowohl als bey dem Bimsstein das Fadige, welches nicht mit dem Faserigen, einer Modification crystallinischer Absonderung, verwechselt werden darf. Noch eine andere hierher gehörige Erscheinung, welche mit dem sog. gesponnenen Glase ähnlichen Entstehungsgrund hat, kommt bey glasiger Schlacke vor, nämlich ein lockeres Gewirre von höchst zarten Glasfäden. Es bildet sich zuweilen in den

Formen von Eisenhohöfen, wenn der Wind sich stößt, und durch die auf solche Weise bewirkte entgegengesetzte Luftströmung viele Schlackenflügelchen in die Form getrieben und lang gezogen werden. Zuweilen erzeugt sich bey Vulcanischen Eruptionen etwas Aehnliches; namentlich hat man auf der Insel Bourbon im J. 1821 einen aus äußerst feinen Glasfäden bestehenden Aschenregen beobachtet.

Man wird annehmen dürfen, wie früher bemerkt worden, daß der feurige Proceß der Erde auch auf Gebirgsmassen anderen Ursprungs einen verändernden Einfluß ausgeübt hat. Auch in dieser Beziehung kann das genauere Studium der Hüttenproducte lehrreich seyn. Abgesehen von dem Einflusse den die Entwicklung von Dämpfen und das Emporsteigen geschmolzener Massen auf die Lage derjenigen Massen haben mußte, welche das Gewölbe des großen Schmelzherdes bilden, hat theils die Hitze, theils das Einbringen fremdartiger Substanzen, Veränderungen darin hervor bringen können. Die Metallurgischen Processe veranlassen Erscheinungen, welche mit jenen große Aehnlichkeit haben.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

Den 16. Januar 1837.

Göttingen.

Beschluß der Anzeige der Vorlesung des Hn
Hofraths Hapmann

Zu den b
welche die H
welche davon
unstreitig die
(Gött. gel. An
Erweichung de
bey den Eise
Schwedens als
daß die Kohle
Veränderungen
Kalksteine wah
scheinungen,
flöße vorgega
würden sich r
man nicht ein
annehmen dür

[7]

Erfahrung sehr begünstigt wird. Wenn im Eisenhohofen der Druck der im Gesteckraume befindlichen geschmolzenen Massen die Erhaltung der Kohlensäure im Kalksteine bewirkt, so geschah bey den Kalköfen dasselbe durch den Druck des bedeckenden Meeres.

Die Hitze der Schmelzöfen bringt in den Steinen, und anderen Massen, welche ihre inneren Räume einschließen, oft dauernde Veränderungen hervor, welche denen vollkommen gleichen, welche sich an Gebirgsgesteinen zeigen, welche auf die eine oder andere Weise mit Massen in Berührung gekommen sind, welchen man einen feurigen Ursprung beylegt. Thonschiefer, der zur Füllung hinter dem Kernschachte eines Eisenhohofens der Hütte zum Magdesprunge im Anhaltischen diente, hatte durch die lange Einwirkung der Hitze, ohne in Fluß gerathen zu seyn, ein kiesel-schieferartiges Ansehen bekommen, sehr ähnlich dem Gestein, welches sich oft in der Nähe von Diabas zeigt, da wo diese Gebirgsart mit Thonschiefer in Berührung ist. Früher sind schon die Veränderungen beschrieben (G. g. Anz. v. 1816. S. 490. 493.), welche Sandsteine im Gemäuer des Schachtes oder im Gesteck von Schmelzöfen durch die Gluth erleiden. Das Gestein geht in eine mehr und weniger gefrittete Masse über, wobey die Körner um so mehr verschwinden, je weiter die Frittung fortschreitet. Bey geringerem Grade erscheint der Bruch matt, bey höherem bekommt er einigen Schimmer. Das Gestein wird zugleich spröde und klingend, oft ganz den Quarzfritten ähnlich, welche in manchen Gegenden, z. B. bey Dransfeld und Cassel, in der Nähe des Basaltes sich finden. Hat der Sandstein ursprünglich eine gelbe oder rothe Farbe, so geht diese gewöhnlich verloren, welches durch

die Umwandlung des Eisenorydhydrates oder Eisenorydes in Dryd-Drydul bewirkt zu werden scheint. Da wo in den im Sandsteine vorhandenen Lagen von Thon oder Mergel das Eisenoryd mehr angehäuft war, sind durch die mehrere Concentration des Eisenoryd-Dryduls Streifen oder Bänder von schwarzer Farbe von gefrittetem Ansehen entstanden. Außer diesen Veränderungen zeigt sich bey Gesteinstainen nicht selten die schon oft erwähnte Absonderung in prismatische Stücke. Diese ganze Reihe von Erscheinungen stellt sich zuweilen bey Fildsandssteinen dar, an Stellen, wo die Masse durchseht werden, Kuppe bey Schwege, an unweit Eisenach, am Wilgen. Selten schreitet die Umwandlung so weit fort, daß eine Masse daraus wird, wie es man einmahl an Steinen des ausgeblasenen Eisenhohofens am Harze gefunden. Die Umänderung läßt sich von da, wo sich noch Korn und gelbliche Farbe des Sandsteins zeigt, in eine völlig dichte, gefrittete, graue Masse, und aus dieser in eine löcherige, crystallinische Masse verfolgen, deren Zellen von kleinen crystallinischen Tafeln von perlgrauer Farbe, Perlmutterglanz und einem deutlichen Blätterdurchgange ausgekleidet sind, welche vor dem Löthrobre leicht mit einigem Aufwallen zu einem Glase schmelzen. Die crystallinischen Schuppen haben Aehnlichkeit mit Glimmer. Diese Erscheinung ist in geologischer Hinsicht von hohem Interesse, indem sie für die in neuerer Zeit aufgestellte Vermuthung, daß aus Conglomeraten und Sandsteinen, unter der Einwirkung von Hitze crystallinische Gesteine werden können, sehr

zu sprechen scheint. Mag zu jener Umbildung der Sandstein allein das Material dargeboten haben, oder vielleicht aus der Asche der Kohlen Kali hinzugekommen seyn, wodurch die Schmelzbarkeit vermehrt und die Bildung eines crystallinischen Silicates befördert worden, so wird jene Erscheinung auf jeden Fall für ein Analogon von demjenigen gelten dürfen, was mit manchem Conglomerate, oder mit manchem Sandsteine vorgegangen, wo die Gluth im geschmolzenen Zustande empor gestiegener Massen Einwirkung darauf gehabt.

Daß Körper, welche durch die Hitze der Schmelzöfen in Dämpfe verwandelt worden, in diesem Zustande zuweilen in Steine und andere Massen eindringen, mit denen sie in Berührung kommen, ist schon oben gelegentlich bemerkt. Die Beschaffenheiten der Massen werden dadurch zuweilen gänzlich verändert. Als Beispiele für diese Art von Umwandlung verdient Folgendes erwähnt zu werden. Die aus buntem Sandstein bestehenden Sohlen der Schmelzöfen auf den Oberharzischen Silberhütten, werden zuweilen von Bleyoxyd-Dämpfen ganz durchdrungen, wodurch der Sandstein eine citronengelbe Farbe erhält. Zum Theil lassen sich die Quarzkörner noch unterscheiden; zum Theil hat sich aber ein Bleyoxyd-Silicat gebildet, welches hin und wieder geschmolzen und blasig erscheint. Sandstein aus der untersten Schicht des Kernschachtes über den Formen eines im J. 1823 zu Glend am Harze ausgeblasenen Eisenhohofens, hatte durch das Eindringen von dampfförmigem Graphit, der in Pulverform sich darin abgelagert, nicht allein ein schwarz gesprenkeltes Ansehen erlangt, sondern auch die ursprünglich feste Masse desselben war in dünne wellenförmige, leicht von ein-

ander zu wende Lagen aufgetrieben. Solche Erfahrungen machen es sehr wahrscheinlich, daß ganze Gebirgsmassen hin und wieder durch das Eindringen von Dämpfen eine veränderte Beschaffenheit erlangt haben. Sollte nicht das Eisenoxyd, welches Gebirgsmassen durchdringt, in welchen Rothe

Dampfform in die nicht auch das Be zuweilen ganze G in einzelnen Mass die eben erwähnte

Daß geschmolzene andere, früher gel haben, diese nicht von ihnen sich v Eindringung verdr durch gewisse me Das Eindringen i masse des Treibose hat Nichts Auffall besitzt. Es ist die wenn von einem fere Erdmasse sich bringen. Merkmal che der Hofrath

dem vorderen Theile des Gestelles eines ausgeblasenen Eisenhohofens der Steinrenner Hütte am Harze wahrgenommen. Gänge von einem mit der Eisenfrischschlacke übereinstimmenden Eisenoxydul, Silicat durchsetzen in verschiedenen Richtungen den durch die Hitze veränderten Sandstein. Die nach den Seiten sich verästelnden Gänge sind von verschiedener, wohl bis zu einem halben Zoll sich erweiternder Stärke, und offenbar durch das Eindringen der geschmolzenen Masse in Spalten des Sandsteins entstanden. Hin und

wieder sind Blasenräume darin vorhanden, die zum Theil mit Crystallen jenes Silicates ausgekleidet erscheinen. Der Sandstein ist im Ganzen mürbe, wird aber gegen die Gänge allmählich fester und gefrittet. Die unmittelbare Begrenzung der Gänge bildet in verschiedener, zum Theil nur wenige Linien, zum Theil aber mehrere Zoll betragender Ausdehnung eine durch Eindringung des Eisenoxydul-Silicates gänzlich umgeänderte, feste Masse von gefrittetem Ansehen und grünlich grauer Farbe, worin sich die einzelnen Quarzkörner des Sandsteins noch unterscheiden lassen. Der umgeänderte Sandstein ist theils von der Gangmasse scharf gesondert, theils mit derselben verschmolzen. Diese Verhältnisse zeigen eine auffallende Analogie mit den Erscheinungen, welche an mehreren Orten den Granit begleiten, da wo er, wie am Harze, mit dem Grauwackengebirge in Berührung ist. Der Hornfels, welcher den Granit umgibt und oft eben so innig mit ihm als mit der Grauwacke verbunden ist, scheint durch Eindringung von Granitmasse in das angrenzende Gebirgsgestein entstanden zu seyn. Oft findet die innigste Verschmelzung statt, oft sind aber auch einzelne Gemengttheile sichtbar, und entschiedener Granit verästelt sich in die innig gemengte Masse. In demselben Grade, in welchem das Crystallinische des Granits verschwindet, tritt die Conglomerat-Natur der Grauwacke deutlicher hervor.

Diese Parallele veranlaßt, am Schlusse dieser Untersuchung noch auf etwas aufmerksam zu machen, was sich auf den ganzen Inhalt derselben bezieht. Das Widerstrebende, welches die Vergleichung so kleiner Erscheinungen als die der Hüttenprocesse, mit den colossalen Gebilden dar

Erdrinde für Manche haben dürfte, verschwindet, sobald man sich nur klar macht, daß nicht die absolute Größe es ist, welche dabey in Betracht kommt, sondern nur die relative. Ein Bleyglanzgang in dem Schachtsteine eines Schmelzofens von einigen Linien Stärke, hat verhältnißmäßig eine ungleich größere Mächtigkeit, als bey den mächtigsten Erzgängen unserer Gebirge vorkommt; und wenn eine Sandsteinmasse von einem Cubicfuß Inhalt von einer geschmolzenen Masse von einem halben Zoll Stärke durchsetzt wird, welche seitwärts durch Eindringung das anstoßende Gestein auf eine Entfernung von einigen Linien bis zu mehreren Zollen verändert hat, so ist diese Umänderung eine sehr viel bedeutendere als die Granits unseres & Grauwackengebirge nun in einem & durch Dämpfe, oder ten durch geschmolzen werden konnten, Aehnliches erfolgen können, wenn aus dem Schmelzherde der Erde Dämpfe und geschmolzene Massen emporstiegen? Und so möge man sich hier an den Ausspruch des Seneca erinnern, den man bey geologischen Forschungen stets im Andenken haben sollte: *Magna ista, quia parvi sumus credimus. Multis rebus non ex natura sua, sed ex humilitate nostra, magnitudo est.*

F l o r e n z.

Dalla tipografia Pezzati, 1834: Notizia intorno alla famosa opera istorica d'Ibnu

Khaldùn filosofo africano del Secolo XIV.
Del conte cavaliere Jacopo Gråberg di
Hemsö. — 58 S. in 8.

G e n u a.

Dalla tipografia Pellas, 1834: Specchio geografico, e statistico dell' impero di Marocco; del cavaliere conte Jacopo Gråberg di Hemsö. — 364 S. in 8.

Obgleich diese beiden Werke des jetzt in Florenz lebenden ehemaligen schwedischen und sardinischen Consuls im Reiche Marocco und zu Tripoli, nach Uebersetzungen bereits in unsern Blättern gewürdigt sind, das erste J. 1835. S. 366, das zweyte S. 541 desselben Jahrganges: so scheint es doch nützlich, auch auf diese in vieler Hinsicht besseren Urschriften aufmerksam zu machen. Die Schrift über Ibn-Chaldun erschien englisch in den Abhandlungen der Londoner asiatischen Gesellschaft, aber mit Sinnfehlern, welche in dem italischen Drucke vermieden sind. Noch ungünstiger stellt sich die deutsche Uebersetzung des zweyten Buchs gegen die Urschrift, welche nicht nur von den Fehlern jener frey ist, sondern auch durch bedeutende Zusätze, Abbildungen und eine große Karte des Reichs Marocco so wesentliche Vorzüge vor ihr voraus hat, daß eine neue Uebersetzung dieses Werks für den Fall zu wünschen ist, wenn das italische Buch, wovon wir nicht genau unterrichtet sind, in Deutschland schwer zu erhalten wäre.

S. 1. Z. 10. v. u. lies von Haller.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. 11. Stück.

Den 19. Januar 1837.

Göttingen.

In der Dieterichschen Buchhandlung: *Mechanischen Gewerkszeuge. Physiologische Untersuchung von Carl Weber, Professor in Göttingen. 1. Heft mit 17 Tafeln. Göttingen. 1836. XXVI und 426 S.*

So wichtig und interessant die Untersuchung der Bewegungen des menschlichen Körpers ist; so sind doch die darauf verwandten Bemühungen meist erfolglos geblieben. Dieses Urtheil ist besonders häufig und mit vielem Grunde von den Bemühungen der so genannten Natromathematiker des 18. Jahrhunderts ausgesprochen worden, welche die Hoffnung erregt hatten, daß durch sie dem menschlichen Geiste der Blick in das Innere der wunderbaren Werkstätte des menschlichen Körpers

[8]

pers geöffnet werden würde, gleich wie durch die glänzenden Entdeckungen Galilei's, Keppler's und Newton's die Einsicht in das Weltensystem begründet worden war. Gegenwärtig ist man, belehrt durch die Erfahrung, von solchen früher gehegten allzu großen Hoffnungen zurück gekommen, und man magt es nicht mehr, den Versuch zu machen, bis zu einer mathematischen Theorie dieser Bewegungen vorzudringen, sondern beschränkt sich darauf, von jenen Bewegungen so viel zu sagen, als die unmittelbare Erfahrung zu rechtfertigen scheint. Wenn aber auch die meisten Bewegungen im menschlichen Körper der Art sind, daß keine Hoffnung da ist, sie je unter einfache allgemeine Gesetze zu bringen; so gibt es doch auch einige der wichtigsten, von denen man dieses Urtheil nicht unbedingt auszusprechen Recht hat. Wenn man den Zweck einer Maschine kennt und sich von der Regelmäßigkeit ihres Ganges überzeugt hat; so hält man sie einer genaueren Untersuchung werth und hofft dadurch ihr Wesen vollständig zu ergründen, d. i. man hofft, daß man die Gesetze ihrer Wirksamkeit vollständig werde darlegen und auf einfache Grundsätze zurück führen können. Solcher durch die Einfachheit des Zweckes und regelmäßige Wiederkehr ausgezeichneten Bewegungen, welche denen jener Maschine gleichen, sind nun mehrere auch im menschlichen Körper vorhanden, z. B. die regelmäßigen und fortwährend sich wiederholenden Bewegungen des Athmens, und die des Pumpwerks, wodurch das Blut fortbewegt wird, des Herzens, und die zum Zwecke der Schallherverbringung in wunderbar regelmäßiger Aufeinanderfolge sich wiederholenden Bewegungen der Stimmwerkzeuge. Hierher gehört auch der Men-

chanismus der Werkzeuge, wovon jeder nicht nur den Zweck kennt, sondern auch weiß, wie regelmäßig und wie lange ihre Bewegungen fortbauern und sich wiederholen können. In solchen Fällen muß es gelingen, auch im menschlichen

Bewegungen und klar zu
 sigkeit der Maschine, i
 schine treiben
 ben einer Ha
 niß ihrer B
 die Mühle t
 und geschied
 gung aller d
 selbst und n
 teit des Arb
 ten, wichtig
 unmöglichen
 Aufmerksamk
 gezogen und
 durch ernstl
 glückliche B

Die bissh
 der menscli
 characterisier
 obachtung

suche und Messungen gründen, ohne welche in diesem Gebiete der Forschung gar nicht fort zu kommen ist. Dieses gilt nicht bloß von den älteren, wie von Aristoteles, Galen, Fabricius, Cassendi und Borelli, sondern auch von den neueren, wie von Barthez und Gersdy. Sie gleichen einander alle durch eine ganz unbestimmte Allgemeinheit in ihren Ideen, durch

die am Ende gar nichts gewonnen wird, weil sie, wenn sie sich auch wegen ihrer Unbestimmtheit mit den eben so unvollkommenen auf dem bloßen Anblicke gehender und laufender Menschen beruhenden Beobachtungen vereinigen lassen, eben darum keiner schärferen Prüfung durch bessere Versuche fähig sind. Es geht hieraus augenscheinlich hervor, daß man auf dem Wege, den man bisher eingeschlagen hat, zu klaren Begriffen von den Bewegungen des menschlichen Körpers bey dem Gehen und Laufen weder gelangt ist, noch auch gelangen konnte. Zur Bezeichnung eines Weges, den die Verff. des vorliegenden einzuschlagen versucht haben, möge die Schrift selbst dienen, wo darüber gegeben wird.

Seite 421:

Ge und Mannigfaltigkeit der Bewegungen: Gehen und Laufen, wenn man Theile des Körpers zugleich betrachtet, um bey dem bloßen Anblicke die wesentlichen, die nothwendigen zu unterscheiden, von denen Gehen und Laufen nur zufällig begleitet wird, oder die selbst fehlerhaft und schädlich sind. Um diesen Zweck zu erreichen, ist man gezwungen, von bloßen Beobachtungen zu Versuchen zu schreiten, d. h. statt sich auf den Anblick gehender und laufender Menschen im Allgemeinen zu beschränken, muß man die Hülfsmittel benutzen, die wir zusammen gesetzten Körper in ihre einzelnen Theile zerlegen und die Theile einzeln untersuchen; ferner muß man in die Ursachen der Bewegungen, in die Verhältnisse, bloß von außen, wie z. B. durch die

Kraft der Schwere, gerathen können. Man muß endlich bey dem Gehen selbst Zeit und Raum und Massen und Kräfte messen, und muß dieselben Versuche vielfach wiederholen, um die Messungen, die man nicht alle auf ein kann, successive zu gewinnen; und die Versuche vielfach variiren, was bey diesen Bewegungen vom Variablen zu sondern und für Gesetze der Abhängigkeit zu suchen. der Erfahrung, der in neuerer Zeit anderen Theilen der Naturwissenschaft, besondere auch in anderen Theilen der Physiologie eingeschlagen worden ist, haben wir in dem experimentalen Theile dieser Schrift versucht und dadurch eine viel umfassendere, erfahrungsmäßige Grundlage für die Betrachtung des Gehens und Laufens gewonnen, als unsere Vorgänger.

Auf diesem Wege der reinen Erfahrung, mit Benutzung aller Mittel, die wir zu experimentalen Forschungen besitzen, würde es möglich seyn, durch Genauigkeit und Beharrlichkeit zu einer wirklich vollständigen und klaren Kenntniß der Bewegungen des Gehens und Laufens zu gelangen, wenn der Genauigkeit der Versuche und Messungen nicht durch die Natur der Sache allzu enge Schranken gesetzt wären. Dazu würde erforderlich seyn, daß man die Versuche und Messungen so oft man wollte, immer mit gleichem Erfolge wiederholen könnte. Weil nun aber bey dem Gehen und Laufen an eine vollkommen überein stimmende Wiederholung der Versuche und Messungen unter den in und außer dem Körper stets wechselnden Verhältnissen nicht zu denken ist; so ist es unmöglich, auf dem Wege des Experiments allein zu den Gesetzen dieser Bewe-

gungen zu gelangen. Da es aber viel leichter ist, ein Gesetz, wenn es schon aufgestellt ist, durch Versuche und Messungen zu prüfen und zu bestätigen, als es, wenn es ganz unbekannt ist, durch Versuche und Messungen zu finden; so erkennt man daraus den Vortheil, den eine theoretische Betrachtung der Sache gewähren kann, wenn sie in der Art angestellt wird, daß sie zu einem solchen Gesetze führt, und wie unentbehrlich diese Hülfsleistung der Theorie gerade in unserm Falle sey, um in das Chaos der verschiedenen Beobachtungen Ordnung zu bringen. Auch diesen Weg der Theorie haben wir im theoretischen Theile dieser Schrift betreten, und die Resultate, zu denen wir darauf gelangten, haben uns als ordnende Principe bey der Zusammenstellung unserer Versuche und Messungen gedient.

Der erste Theil dieser Schrift ist einer allgemeinen Darstellung der Lehre vom Sehen und Laufen gewidmet und hat den Zweck, auf alles aufmerksam zu machen, was für das Sehen und Laufen von Wichtigkeit ist, und dadurch ein richtiges Urtheil und eine klare Uebersicht in allen Einzelheiten specieller anatomischer und physiologischer Forschungen über die Sehwerkzeuge, wie die folgenden Theile sie enthalten, zu begründen. Es war angemessen, darin alles aufzunehmen, was sich in Worten, ohne Rechnung, ausdrücken ließ, selbst manche Resultate theoretischer Forschungen, wenn sie für Experimentatoren brauchbar und nützlich waren. Der Zweck dieser Darstellung ist also ein untergeordneter, und dieser Theil selbst dient bloß als Vorbereitung für die folgenden, in denen die eigentlichen Untersuchungen der Reihe nach vorgetragen werden. Bey der Ausarbeitung dieses Theils hat

daher hauptsächlich das Bedürfniß den Festsaden abgegeben, und es wäre unzweckmäßig gewesen, demselben ein allzu systematisches Gepräge zu geben, wodurch die wahren Zwecke nur versteckt worden wären. In dieser allgemeinen Darstellung folgt nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die Einrichtungen im menschlichen Körper; welche auf das Gehen und Laufen abzuwickeln, eine Beschreibung der Bewegungen, welche ein Bein während zweyer auf einander folgender Schritte macht, sodann Betrachtungen der Bewegungen des rechten und des linken Beins, welche während eines Schrittes gleichzeitig erfolgen, ferner Betrachtungen über die Kräfte, welche bey'm Gehen auf den Rumpf wirken; endlich, in der Darstellung über das Laufen, nach einigen allgemeinen Betrachtungen über das Laufen, Erörterungen über den Gellauf und über den Sprunglauf im Einzelnen.

Der zweyte Theil gibt eine Reihe anatomischer Untersuchungen über die Gehewerkzeuge. Wir wollen uns hier darauf beschränken, auf die verschiedenen Methoden und Hülfsmittel, welche auf diese Untersuchung verwandt worden sind, aufmerksam zu machen, so wie die wichtigsten Resultate, die aus ihnen hervor gegangen sind, aus einander zu setzen. Es war zuvörderst nöthig, das Knochengestell des Rumpfes, die Stellung des Beckens und die Gestalt der Gelenke der Gehewerkzeuge genauer als bisher kennen zu lernen. Ein sehr einfaches Mittel hat sich hierbey vorzüglich zweckmäßig bewiesen, nämlich das, den Körper, oder einzelne Theile desselben, während noch die knöchernen Theile ihre wahre naturgemäße Lage haben, mit Gips zu umgießen, und den erstarrten Gipsblock sodann nach einer

vorgeschriebenen Richtung zu durchsägen. Man kann auf diese Weise die wahre Lage aller Theile im Innern des Körpers nicht allein sich selbst unmittelbar vor Augen legen, sondern man kann

hier Knochendurchschnitte machen, und durch selbst in den Besitz derie man sich beruft. Es dem der Schrift beyge- der Abbildungen solche ganzen Wirbelsäule mit n wichtigeren Gelenken nommen worden. Ein em beym Becken in An- l, um von seiner Stel- niß zu erhalten. Die gleicher Zeit den senk- zontalen Abstand der es unteren Randes der den Angaben zusammen ene beiden Punkte ver- d. i. die Neigung des ausganges berechnet wer- ig dieser Messungen bey i sie einen Mittelwerth lens, der sie in Stand szustellen, daß es nahe einem aufrecht stehenden ser Lage haben sie die und des Hüftgelenks zu durch senkrechte Längen-

und Querdurchschnitte dargestellt. Wir erwähnen auch noch die Mittel, durch welche der Umfang der Drehungen, deren die einzelnen Gelenke fähig sind, ermittelt worden ist. Die Kenntniß des Umfanges der Drehungen war nicht allein

an sich wichtig für die Betrachtung des Gehens und Laufens, weil dabey so sehr verschiedene Lagen des Körpers vorkommen, die nur durch den Umfang jener Drehungen erklärt werden, sondern die Messung desselben hat auch als Mittel gedient, die Wirkungen der einzelnen Bänder zu erkennen und zu unterscheiden, indem sie wiederholt angestellt worden sind, während nach und nach mehrere Bänder durchschnitten wurden, wodurch jener Umfang sich sehr veränderte. Weil es sehr schwer ist, den Drehpunct der Gelenke genau zu finden; so kam es darauf an, eine Methode der Untersuchung anzuwenden, wobey man die Kenntniß des Drehpunctes nicht bedarf. Die meisten dieser Messungen ließen sich so anstellen, daß die Drehungsebene mit einer Horizontalebene zusammen fiel, z. B. der Oberfläche eines Tisches parallel war. Alsdann wurde eine mit Kreißbogen versehene Magnetnadel in ein Stück Holz eingelassen, das sich auf der Tafel verschieben ließ und zwey verticale Kanten darbot, die mit zwey voraus bezeichneten, hervorspringenden Knochenpuncten eines jeden der beiden durch das Gelenk verbundenen Körpertheile in Berührung gebracht wurden, und der Stand der Magnetnadel in beiden Fällen beobachtet. Wurden diese Messungen an jenen beiden Körpertheilen bey verschiedenen Lagen des Körpers wiederholt; so ergab sich daraus der Umfang der Drehung unabhängig von der Kenntniß des wahren Drehungspunctes. In manchen Fällen mußte die Messung so eingerichtet werden, daß die Drehungsebene vertical war; alsdann vertrat ein mit Kreißbogen versehener Senkel die Stelle der Magnetnadel. Durch Verbindung des Gebrauchs der Magnetnadel mit dem Gebrauche des Senkels

konnten bey unveränderter Lage des einen Gliedes sowohl die horizontalen als verticalen Drehungen des damit durch Gelenke verbundenen anderen Gliedes zugleich gemessen werden. — Ferner führen wir an, wie die Lage des Schwerpunktes des ganzen Körpers und des Rumpfes gefunden wurde. Es wurde nämlich ein horizontales Bret auf eine scharfe horizontale Kante aufgelegt, so, daß es im Gleichgewichte war; dann wurde der Körper darauf-gelegt und so lange verschoben, bis das Bret, nahe im Gleichgewichte, von der horizontalen Lage langsam nach der einen Seite überschlug. Hierbey wurde auf dem Brete mit Hülfe eines rechten Winkels die Stelle bezeichnet, bis zu welcher der Kopf reichte. Darauf wurde der Körper umgekehrt auf das nämliche Bret gelegt (der Kopf auf die Seite, auf welcher vorher die Füße lagen) und der nämliche Versuch wiederholt. Der Schwerpunkt des Körpers liegt in gleicher Entfernung von den beiden bezeichneten Stellen und mißt man den Abstand der letzteren und halbiert ihn, so erfährt man den Abstand des Schwerpunktes vom Scheitel. — Bey Untersuchung der Gelenke ist auch ein eigenthümliches Mittel angewendet worden, um von der Bildung der für diese Gelenke wichtigen Synovialhäute eine vollständige Kenntniß zu erlangen. Es wurden nämlich alle Theile dieser viel verzweigten, überall in sich selbst geschlossenen Haut zugleich durch Injection mit erstarrender Flüssigkeit sichtbar gemacht. — Wo es möglich war, sind außerdem überall genaue Bestimmungen durch Messung und Wägung erlangt worden.

Als Resultate dieser anatomischen Untersuchungen heben wir hauptsächlich hervor, daß bey

der natürlichen aufrechten Stellung des Körpers der Atlas, auf welchem der Kopf balanciert, das Promontorium, welchem der Schwerpunkt des ganzen Körpers sehr nahe liegt, der Mittelpunkt zwischen beiden Schenkelköpfen, auf denen der Rumpf balanciert, die Mitte der Drehungsaxe beider Kniegelenke und beider Fußgelenke alle vertical über und unter einander liegen. — Ferner aus der Untersuchung über das Becken hat sich ergeben, daß die Lage desselben eine ganz andere ist, als sie gewöhnlich dargestellt wird. Nägele's Untersuchung über das weibliche Becken hat dadurch eine Erweiterung erhalten, in dem, was er vom weiblichen Becken nachgewiesen hat, auch auf das männliche Anwendung findet. Wie bedeutend der Irrthum gewesen sey, in dem man sich befunden hat, ist an dem sonst classischen Albinschen Skelette vor Augen gelegt, indem in einer davon gegebenen Copie die Verbesserung angebracht und die vorgenommene Drehung des Beckens durch Winkel genau bezeichnet ist. In Folge dieser veränderten Stellung des Beckens erhält auch das Rückgrath eine veränderte naturgemäßere Lage. Die genauere Kenntniß der Lage des Beckens beym aufrecht stehenden Menschen gibt über manche Verhältnisse des Hüftgelenks Aufschluß. Es ergibt sich nämlich daraus, daß das Ligamentum teres vom Schenkelkopfe aus nicht, wie man zeitlich annahm, vorwärts, sondern seitwärts und in verticaler Ebene zum Pfannenrande herab steigt, was für die Kenntniß seiner Verrichtungen von Wichtigkeit ist. Die Incisura acetabuli, an dessen Rande jenes Band fest ist, liegt eben darum an der Pfanne zu unterst, und kann darum als Merkmal benützt werden, woran man

kennt, ob ein Becken richtig oder falsch aufgestellt ist. Es ergibt sich ferner, daß das Hüftgelenk, eben so wie das Kniegelenk, bey aufrechter Stellung sich der gestrecktesten Lage sehr nahe befindet. Außerdem hat sich noch ergeben, daß das Hüftgelenk (wahrscheinlich alle freyen Gelenke, die wie Kugelgelenke nach allen Richtungen drehbar sind) einen luftdichten Verschluss hat, wodurch bewirkt wird, daß, wenn auch alle die Gelenke umgebenden Muskeln und Bänder völlig erschlaßt sind, die beiden im Gelenke an einander gränzenden Körpertheile doch schon durch den Luftdruck zusammen gehalten werden, und insbesondere, daß, wenn das Bein vom Rumpfe frey herabhängt, die Bänder und Muskeln, welche vom Rumpfe zum Oberschenkel führen, ganz erschlaßt seyn können und die Luft das Bein doch schwebend erhält, indem die Größe der Gelenkflächen so abgemessen ist, daß der Druck der Luft auf diese Fläche dem Gewichte des Beins nahe gleich ist, und folglich das Bein für sich allein frey schwebend erhält. — Aus der Untersuchung des Kniegelenks hat sich ergeben, daß (wahrscheinlich bey allen Charniergelenken, im Gegensatz zu den Kugelgelenken) feste Bänder an den Endpunkten der Drehungsaren angewachsen sind, und indem sie die drehbaren Theile verbinden, sich bey der Drehung radienförmig bewegen. Bey den wahren Charniergelenken, wie bey dem Ellenbogengelenke, bleiben dabey die mit den Knochen verwachsenen Endpunkte dieser Bänder in immer gleicher Entfernung von einander und folglich auch immer gleich gespannt, wodurch sie geeignet sind, in allen Lagen die beiden im Gelenke an einander gränzenden Körper fest zusammen zu halten. Bey der wunder-

bare
 cheß
 beyge
 sonde
 erfüll
 bey
 boge
 tig
 allen
 dem
 figt,
 über
 die
 den
 sucht.
 in di
 der
 wir
 eigen
 Gese
 ten
 bey
 2
 Unte
 zwey
 einen
 oder
 gestel
 als
 ein
 Zeich
 Mitt
 um
 schwi
 die
 außen

man unter diesen
 gedauer des Beins
 lische Angabe mit der
 te beyrn schnellsten
 enschen von gleicher
 , so ergibt sich das
 diese Schrittdauer
 wingung gleich ist.
 erade so, als wenn
 ten Gehen, wie ein
 Schwere getrieben,
 Schritte, nachdem es
 nacht hat, in dem
 ht werde, wo das
 n Boden gehoben
 daß das Bein selbst
 während es den
 dern an ihm hängt,
 und nur durch die
 ig der Muskeln, be-
 so mehr wahrschein-
 amerem Gehen eben
 i Unterschiede, daß
 Schritte auch wohl
 lschwingung machen
 sboden nieder gefest
 tere Bein von dem
 r übergehen die an-
 en, welche zur Prü-
 Vermuthung ange-
 zweyte Thatsa-
 Gehen die Schritte
 die größte Spann-
 Diese Thatsache ver-
 bey jedem Schritte
 ogenblick komme, wo

das hintere Bein gleichzeitig aber so möglichst weisondern vielmehr rade senkrecht stel von selbst, war beiden Füßen, d groß ist, wie we das eine möglichst hinten ausgestreckt. Alle schließen die ein gleichschönlich linie durch ein v gefälltes Perpend dritte Thatsac von denen der R bey m schnellsten C zontalen Bahn s immer in fast gl hintragen. Diese als wenn die Kra mende Bein zu v das wenn sie n Kräfte in eine h Kraft zutlegt wird des Körpers aufh und was darauß.

was man zur Begründung einer Theorie nöthig braucht, nämlich ein Princip, aus der Lage der Theile die Kräfte, von denen sie bewegt werden, zu berechnen, und die Kenntniß des Zustandes der Theile in einem bestimmten Augenblicke, der als Anfangspunct betrachtet werden darf. — Außer den zur Bestätigung dieser Säge dienenden Versuchen und Messungen erwähnen wir beyspielsweise einige andere Resultate,

zug sind, um als Prüfsteine
 ie zu dienen, weil dieselbe ei-
 id für sie darbieten muß. 3.
 r einer Schwingung des frey
 ins ist die kürzeste Dauer

Sehen. — Ferner dieselbe
 rößte Schrittdauer beyh Gyl-
 nigen Laufen, wo die Beine
 estreckt, sondern senkrecht auf-
 gesetzt werden. Viel größer ist dagegen die Schritz-
 dauer beyh Sprunglaufe, d. h. demjenigen Lau-
 fen, wo die Beine erst möglichst weit nach vorn
 ausgestreckt werden, ehe man den Boden mit ih-
 nen berührt. — Ferner, je größer die Schritts-
 dauer, desto kleiner die Schrittlänge beyh Ge-

ie Schrittdauer beyh Gyllaus-
 nt, so groß oder klein auch

— Ferner, die verticalen
 rkungen des Rumpfs beyh
 so groß wie beyh Sehen &c.
 e und Methoden betrifft, mit
 chen diese Messungen ausge-
 verweisen wir auf die Schrift

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

D r u c k f e h l e r .

S. 56. 3. 10. v. o. statt Untersuchung ließ Un-
 tersuchungen.

— 63. — 5. v. u. st. auf dessen l. dessen.

— 66. — 4. v. u. st. Einschüssen l. Einschlüssen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.
Den 21. Januar 1837.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige: Mechanik der menschlichen Gewerzeuge.

Der zweite Abschnitt
Untersuchung des Gehens u
die Begründung einer Theo
Laufens, gemäß den eben a
gen. Wir enthalten uns
Bergliederung dieser Theorie
uns, diejenigen Formeln anz
nur näherungsweise gelten,
Uebersicht über alle beym Ge
kommenden Verhältnisse gewähren.

1) Formeln für das Gehen:

$$hh + pp = ll$$

$$\tau - t = - \tau \cos \frac{t}{T} \pi$$

$$h = \frac{a\tau\tau}{(1 + \frac{\tau}{T} \pi)^2}$$

[9]

2) Formeln für den Gillauf:

$$(h + s)^2 + pp \frac{tt}{\tau\tau} = ll$$

$$2\tau = \frac{1}{2}T + t$$

$$s = \frac{1}{2}g \frac{t}{\tau} (\tau - t)^2$$

$$h = att \left(1 - \frac{2s}{3h}\right) \cdot \frac{T}{T + \pi t}$$

3) Formeln für den Sprunglauf:

$$(h + s)^2 + pp \frac{tt}{\tau\tau} = ll$$

$$2\tau = T + 2t$$

$$s = \frac{1}{2}g \cdot \frac{t}{\tau} (\tau - t)^2$$

$$h = att \left(1 - \frac{2s}{3h}\right).$$

Formeln bezeichnet l die Länge eines, T seine Schwingungsdauer, g , τ die Schrittdauer, t den ittdauer, wo ein Bein aufsteht die Höhe des Schenkelkopfs über m Anfange des Schrittes, π das halben Peripherie zum Halbmessraum für die Zeiteinheit, a eine Unterschied der Höhe des Schenkelkopfes über dem Fußboden in zwey verschiedenen Augenblicken eines Schrittes. Aus den Formeln für das Gehen ergibt sich zur Vergleichung mit der Erfahrung folgende Tabelle der zusammen gehörigen Werthe der Schrittänge und Schrittdauer für $T = 0''7$, $l = 0''95$, $a = 34,65$, die wir mit den S. 274 mitgetheilten Beobachtungen zusammenstellen:

berechnet		beobachtet	
$\tau =$	$p =$	$\tau =$	$p =$
0"350	0 ^m 700	0"377	0 ^m 790
0,414	0,611	0,399	0,736
0,422	0,600	0,429	0,724
0,432	0,585	0,461	0,712
0,446	0,564	0,502	0,668
0,465	0,533	0,538	0,648
0,494	0,484	0,576	0,625
0,542	0,395	0,604	0,564.

Es ist bey dieser Vergleichung zu berücksichtigen, daß die Länge des Fußes zur Vergrößerung der Schritte um fast 0^m140 beytrug, worauf in der Rechnung keine Rücksicht genommen worden ist.

B r a u n s c h w e i g .

Bay Nieweg. Di
Lehranstalt, oder die t
Herzogl. Collegii
schweig, nach Zweck,
unter Mitwirkung ihrer
dem Vorsteher derselben
Professor der Mathematik
und 90 Seiten. 1836. 8.

Unter den Ländern, worin die öffentlichen Unterrichtsanstalten blühten, nahm das Herzogthum Braunschweig stets eine ehrenvolle Stelle ein. Die Universität Helmstedt, obgleich ihrem Umfange nach zu den kleineren Deutschlands gehörend, leistete doch sehr viel zur Beförderung der Aufklärung und der Wissenschaften, und das Collegium Carolinum zählte stets ausgezeichnete Namen unter seinen Lehrern. Eine schlimme Epoche trat mit der westphälischen Gewalttherrschaft ein,

welche die erstere ganz aufhob, die letztere in eine Militärschule verwandelte. Mit der Rückkehr des angestammten Fürsten wurde zwar das Collegium nach seinen wesentlichen Theilen wieder hergestellt, aber die Frage wegen der Universität blieb bis auf die jüngsten Zeiten unerledigt. Erst als die neu organisierten Braunschweigischen Landstände beisammen waren, kam sie zur Discussion und Entscheidung. Bekanntlich wurde nach dem Antrage der Regierung bestimmt, daß die Wiedererweckung der Universität unterbleiben, dafür aber das Collegium Carolinum zu einer technischen Academie erweitert werden sollte. Gewiß war dieser Beschluß zeitgemäß, da die neue Gründung einer Universität, jetzt, wo die benachbarten größeren so reich ausgestattet sind, mit vielen Schwierigkeiten und unsicherem Erfolge würde zu kämpfen gehabt haben, dagegen eine polytechnische Anstalt, welche den Ansprüchen der Gegenwart genügt, in einer Stadt von dem Gewerbfleiß und der Handelsthätigkeit wie Braunschweig, die ersprießlichsten Folgen für sie und das übrige wohlhabende und gewerthätige Land haben mußte. Um zugleich auch die anderweitigen noch vorhandenen Mittel und Bedürfnisse zu berücksichtigen, wurde beschlossen, die hundert des Collegiums, das hierdurch eine philosophische Facultät vorzuziehen und außerdem noch eine Merzteilung daran anzuknüpfen. So das Collegium Carolinum eine aber durch ihre innere Organisations-
 Ganze verbundene, Anstalt vorzulegen. Diese Schrift gibt uns nun von der politischen Theilen neu begründeten polytechnischen Abtheilung dieses

Instituts ausführlichen Bericht. In der Einleitung (S. 1 — 8) sind enthalten 'einige Angaben über die Gründung, ursprüngliche Bestimmung und die gegenwärtige Einrichtung des Collegii Carolini.' Es werden in Beziehung auf die 'technische Abtheilung' folgende Punkte erörtert: für wen sie bestimmt ist, welche Aufgabe sie sich stellt, und wie sie dieselbe zu lösen gedenkt, was sie voraussetzt (S. 9 — 29). Sodann wird der Lehrplan im Einzelnen dargelegt, nach den Rubriken: I. Allgemeine vorbereitende Wissenschaften und Künste, A) mathematische Wissenschaften, B) Naturwissenschaften, C) Künste. II. Fachwissenschaften, A) des Gewerbtreibenden im engeren Sinne, B) des Pharmaceuten, C) des Landwirths, D) des Architecten. Nach dem mitgetheilten Schema werden in jedem Semester gegen 30 Vorlesungen (mit denen der beiden anderen Abtheilungen zusammen 46) gehalten. Ein Verzeichniß der Lehrer (13) nebst einer kurzen Biographie eines jeden, macht den Beschluß.

Wenn man den Unterrichtsplan aufmerksam durchgeht, so gelangt man zu der Ueberzeugung, daß er mit vieler Umsicht entworfen ist, und wenn man überlegt, wie viele practisch-technische Fächer hier vorkommen, von welchen jedes seine Räume, Sammlungen und Hülfsmittel erfordert, so muß man gestehen, daß, wenn die Ausführung der Ankündigung entspricht, diese Anstalt in einem großartigen Sinne unternommen sey, und daß die Resultate derselben von wohlthätigem Einflusse nicht bloß für ihre nächste Umgebung, sondern auch für das gemeinsame Vaterland seyn werden.

L o n d o n.

(Published by the author) An inquiry into the history, authenticity and characteristics of the Shakspeare Portraits, by Abraham Wivell, portrait painter.

Wohl sind wenig Portraits auch in Deutschland, als das von Shakspeare. In dieß begreiflicher Weise in noch umfange der Fall seyn; wie denn des vorliegenden Buchs 167 Ku- oder minder bedeutender Englischer er kurzen Critik ihres Verdienstes in während in Deutschland nuriginalabbild des Dichters sich durch verbreitet hat, nämlich das zuerst in seinen British heads her- jezt im Besitze des Herzogs von findliche Brustbild, ist es in Eng- vers; dort muß man nach der Un- neuen Kupferstiches sehen, und vornehme Besizer streiten um den ten Portraits. Da sich diese streitigen Portraits, genau erwogen, unter einander meist so unähnlich sehen, wie ihre Besizer, und da der Verf. — selbst ein geachteter Portraitma- ler — durch seine Kunst- und Handwerksverbin- dungen hinter die unverschämten Fälschungen kam, mit denen einzelne seiner Kunstgenossen die Reichen und das leichtgläubige Englische Publi- cum noch täglich hintergehen: so hielt er es für Pflicht, eine artistisch-historische Untersuchung über das echte — vielleicht die paar echten Por- traits seines großen Landsmanns anzustellen. Das Resultat dieser Untersuchung liegt nunmehr in dem angezeigten Buche vor, das zur vollständi-

gen Erläuterung mit 21 Kupfertafeln begleitet ist. Die Mühe und Beharrlichkeit, mit welcher der Verf seinen Zweck verfolgt hat, erregt in der That Verwunderung. Es kam darauf an, bey jedem bedeutendern Bildniss von Besitzer zu fragen, oft bis in die Buden der Auktoren, die Versteigerungsprotocoll. Von zwey Dingen hierbe-
wunderung, das andere (der) Sinn der Engländer für jedes wissenschaftlichen Gegenstand, auf zwey Ausnahmen, 1. den Zutritt zur genauesten her als echt ausgegebene dem Besitzer jedesmahl Möglichkeit vorher anzeigt fragliche Portrait für u werde erklären müssen.

Selbstverleugnung von S

dieser Bilder genannt werden darf, so erstaunt dagegen der Leser mit Unwillen über die hier abgedruckten brieflichen Eingeständnisse einer gewissen Classe unbedeutender Maler, wie oft sie alte verdorbene Portraits unbekannter Personen so lange abgeschliffen und wieder übermalt haben, bis ein Shakespearkopf daraus geworden, durch welche Umwege sie ihr Machwerk an irgend einen reichen Mann gebracht, und in welcher Sammlung sich dasselbe als ein bewundertes Original jetzt befinde. Nachdem der Verf. solcher Gestalt die Liste der bisher für echt gehaltenen Shakespeare-Portraits schon bedeutend verringert, so schlägt er zur Ermittlung des ältesten und ähnlichsten Portraits den Weg der Vergleichung mit denjenigen Bildnissen ein, die den

großen Dichter unbestritten vorstellen und zugleich kurz nach seinem Tode angefertigt wurden. Daß Shakspeare selbst kein Portrait von sich besessen habe, ist sehr wahrscheinlich, weil er sonst ohne Zweifel in seinem bekannten Testamente darüber, wie über manche andere Andenken, verfügt haben würde. Allein in der Dreieinigkeitskirche des Driß, wo Sh. starb und beigesetzt wurde, zu Stratford upon Avon befindet sich noch jetzt das steinerne Monument, welches das Brustbild des Dichters, im Stile der damaligen Zeit, in gewöhnlicher Kleidung und folglich ohne Anzeichen einer etwanigen Idealisierung darstellt. Man weiß, daß dies Monument gleich nach Shakspeare's Tode ihm von Dr. Hall, seinem Schwiegersohne, gesetzt wurde. Es war von Anfang her bis zum J. 1793, wo es absichtlich überweist wurde, mit Oelfarbe im natürlichen Colorit angemalt. Der Verf. bezeugt die Tüchtigkeit der Arbeit in Kopf, Gewand und Händen, und allerdings kann nach dem mitgetheilten Kupferstiche niemand das Bestreben einer portraitmäßigen Behandlung verkennen. Wie sehr aber weichen diese Gesichtszüge von jenem viel verbreiteten Houbrakenschen Bilde ab! Viel näher schon kommen ihm die Formen jenes höchst seltenen, und hier getreu nachgestochenen Kupferstichs von Martin Droeshout, welcher zuerst in der Folioausgabe von Shakspeare's Werken vom J. 1623, also nur 7 Jahre nach S.'s Tode, erschien. Diesen Kopf und das gedachte Grabmahl betrachtet daher der Verf. mit Recht als den Schlüssel bei der Prüfung aller übrigen Portraits unsers Dichters. Beide zeichnen sich durch die auffallende Bildung der hohen Stirn aus, die gleichsam wie ein für sich selbst abgeschlossenes Gebäude über

dem ernstfreundlichen Gesichte sich erhebt. Es mag nicht unbemerkt bleiben, daß es zugleich die Stirn von Ariost, Cervantes und von Goethe ist. Mit diesem Maßstabe werden nun die bedeutendsten der bisher bekannt gewordenen Portraits gemessen, ihre vermeinte Echtheit widerlegt, oder nach Umständen in Zweifel gestellt — bis die Reihe an ein, bisher wenig beachtetes Bild, im Eigenthume eines Hn Geo. Nicol kommt, das durch eine sinnreiche Verbindung einzelner Anzeichen über seinen Ursprung die Aufmerksamkeit im hohen Grade fesselt. Dieses Bild, ein lebensgroßer Kopf in Del auf Holz gemalt, ward schon im J. 1794 entdeckt und damals öffentlich besprochen. Allein obwohl hinten auf dem Bilde die Worte von alter Hand zu lesen waren: 'Gul. Shakspear 1597. R. N.', so machten doch die bekannten, damals kurz vorher erst aufgedeckten Irrendischen Betriegerexen mit Reliquien von Shakspeare das Publicum mißtrauisch, und die Sache fand die Würdigung nicht, der sie jetzt unser Verf. unterzogen hat. Die beiden oben erwähnten Vorbilder, von denen der Verf. ausgeht, waren immer nur Portraits, die nach des Dichters Tode angefertigt worden; wie wichtig mußte daher ein Bild erscheinen, von dem man mit Gewißheit hätte sagen können, es stelle Sh. vor, und sey zu seinen Lebzeiten gemalt! Der Verf. unterzog daher dieses Bild und seine Rückchrift der sorgfältigsten Prüfung. Nach der darauf angegebenen Jahreszahl 1597 mußte Sh. damals 33 Jahre alt seyn; ein Alter, dem das Portrait völlig entspricht. Auch weicht es in seinen Grundzügen wenig von denen des älteren Mannes auf dem Grabmahle zu Stratford ab. Es zeigt ferner eine völlig schwarze Kleidung und

Mantel mit batistischem Halskragen, wie in Trauer; und wirklich hatte das Jahr vorher (1596) Sh. einen zwölfjährigen Sohn durch den Tod verloren. Eine genaue Untersuchung der Inschrift auf der Rehrseite des Bildes ergab, daß sie, wie von dem Maler selbst, mit dem Pinsel und mit einer dunkelgrauen Oelfarbe, in den eigenthümlichen Schriftzügen der damaligen Zeit aufgetragen ist. Wichtiger aber als alles dies war das Ergebnis, daß die anscheinende Signatur des Künstlers, die Endbuchstaben, die man früher R. N. gelesen hatte, ein R. B. vorstellen. Das mitgetheilte Facsimile läßt darüber keinen Zweifel. Nun ist es aber eine alte in England verbreitete Sage, deren Grund zwar unbekannt, die aber selbst in Granger's biographical Dictionary aufgenommen ist, 'daß Robert Burbage Shakespeare nach dem Leben gemalt habe.' Wer aber war dieser R. Burbage; war er ein Maler von Profession, oder besaß er sonst so viel Kunstgeschicklichkeit, daß man seinen Bildnissen trauen durfte? Daß Burbage ein gleichzeitiger Schauspieler mit Sh. war, ist bekannt; daß er aber auch mit diesem in genauer Verbindung gestanden haben müsse, erhellet aus dem Umstande, daß er zugleich mit Sh. ein gemeinsames Theaterprivilegium von König Jacob I. erhielt. Indessen — war er ein Maler, der vielleicht die Palette mit dem Cothurn vertauscht? Die Englische Malerschule kennt seinen Namen nicht, und doch ist das in Frage befangene Bild tüchtig, wenigstens gut gemalt. Auch hier war es dem Scharfsinne des Verfs vorbehalten, eine merkwürdige Spur zu entdecken. Ein wenig bekannter Dichter nämlich, John Davies, hat 1605 ein moralisches Gedicht im Drucke heraus gegeben,

worin er sich S. 215. über die Eitelkeit und die Uebertreibungen der damaligen Schauspieler ereifert. Doch fügt er eine Ausnahme bey. Es heißt daselbst: *Players, I love you and your qualitie, As ye are men that pass time not abus'd; And some I love for painting, poesie, etc.* und merkwürdiger Weise sind die letzten beiden Worte am Rande des Blattes mit der erklärenden Note bezeichnet: 'W. S — R. B.' — Es kann kaum bezweifelt werden, daß diese Buchstaben William Sh. und Robert Burbage zu lesen sind, und zwar der erste als Dichter, der zweyte als Maler.

noch, daß das Bild zwar sorgfältig gemalt ist, jedoch nicht die Vollständigkeit, die den vollendeten so daß Burbage, wenn er nicht aus dem Haus aus war, allerdings wohl Grund gehabt haben mochte, seinen Erwerb besser auf der Bühne, als vor der Staffeley zu suchen. Und er schließt mit der Ueberzeugung, daß er unter Zusammenstellung aller dieser Umstände die Echtheit des Nicolischen Portraits, die Aehnlichkeit und Gleichzeitigkeit mit seinem Originale, so wie den Namen seines Urhebers zur Evidenz dargethan habe. Den Beschluß macht eine Nachweisung von Betriegerereyen, die mit angeblichen Portraits von Sh. immer noch von Zeit zu Zeit getrieben worden sind, und Anklang im leichtgläubigen Publicum gefunden haben; so wie endlich eine Untersuchung über die viel bestrittene Frage, wie Sh. selbst seinen eigenen Namen geschrieben habe? Indessen mögen hier wohl sämtliche Annahmen gleichen Anspruch auf Richtigkeit haben, und mit Documenten belegt werden können. In dem council book of the corporation of Strat-

ford, wo John Shakspeare, des Dichters Vater, Mitglied des Gemeinderaths war, fand sich dessen eigenhändig geschriebener Namen 166 mal, allein auf vierzehn verschiedene Arten buchstabiert, die hier mitgetheilt werden und durch alle Abweichungen von Shakesper bis Sharpeare gehen. Zeitungsnachrichten zu Folge hat dieses Buch die Wirkung gehabt, daß eine Gesellschaft zusammengetreten, an deren Spitze selbst allerhöchste Personen stehen, um das Grabmahl zu Stratford von seiner Ueberweisung zu befreien und die ursprüngliche farbenmäßige Ausmalung derselben wieder herzustellen.

Bl.

C a l c u t t a.

Von dem dort erscheinenden Journal of the Asiatic Society of Bengal haben wir wieder zwey Monatsstücke, von April und May 1836, erhalten, aus denen wir einiges, das auch deutsche Leser interessiert, mittheilen wollen. Das Aprilstück beginnt mit einer Nachricht von den Stämmen, welche die Gebirge der N. O. Gränze von Bengalen bewohnen, und die bisher zu den unbekanntesten gehörten. Der Einsender, H. Maccosh, verdankt dieselbe dem Agenten der Compagnie in Assam, dem Capitain Jenkins, und dem Major White. Daß der Compagnie in dem letzten Frieden mit den Birmanen abgetretene Assam stößt, hier unmittelbar an China und das Reich der Birmanen, so daß die Britten jetzt die Nachbarn von beiden geworden sind. Der letzte Britische Posten von drey Compagnien Truppen steht zu Subbia am Burramputra mit zwey Canonenböten

auf diesem Strom, der von der Bergkette, die Assam von China trennt, herunter kommt, die auch mehreren großen Flüssen, welche theils die jenseitige Halbinsel Indiens, theils China bewässern, wie namentlich dem Iravaddi und dem Tantsse Kiang ihren Ursprung gibt. Assam ist daher schon durch seine Lage ein wichtiges Land, aber nicht weniger durch seine Beschaffenheit und seine Producte. Das Klima ist sehr gemäßigt, den Europäischen Constitutionen angemessen, der Boden ist sehr fruchtbar, und das Ganze könnte ein großer Garten werden für die Production von Baumwolle, Seide, Caffe, Zucker, und besonders auch Thee, der bekanntlich hier wild wächst und so sehr jetzt die Aufmerksamkeit der Britten auf sich zieht. Die Bergkette ist von mehreren Stämmen bewohnt, die theils China unterworfen sind, theils Britische Oberherrschaft anerkennen, theils aber noch ihre Unabhängigkeit behaupten. Die bedeutensten darunter sind die Miris, die sich unter Britischen Schutz begeben haben, gegen ihre mächtigen Feinde, die Abos, die durch die Bereitung von Gift, dessen sie sich im Kriege und auf der Jagd bedienen, gefährlich sind. Sie wohnen in Dörfern. Durch ihr Land geht die Straße nach Tibet, die von Pilgrimen besucht wird, und wovon die Stationen angegeben werden. Als das gesittetste Volk werden die Kanghai genannt. Sie wanderten erst seit etwa 60 Jahren in das Land ein. Sie sind Buddhisten, und gehören zu den wenigen Stämmen die eine Schrift haben. Sie lesen und schreiben das Birmanische. Die zahlreichste und mächtigste Völkerschaft aber ist die der Singphos, die lange Zeit der Schreck der Nachbarn waren. Sie stehen unter zwölf Ober-

hauptsächlich, welche sämmtlich den Schutz der Engländer sich erbeten haben, aber keinen Tribut bezahlen. Sie haben eine eigene Sprache, und begraben ihre Todten. In ihrem ganzen Lande wächst der Thee wild, und schon deswegen ist es für die Britten von großer Wichtigkeit. Außerdem aber wird durch ihr Land der Handel mit China getrieben. Die Chinesischen Kaufleute kommen mit ihren Waaren auf Mauleseln in zehn bis zwölf Tagen über das Gebirge, nach einem Orte Cadmow, dem Stapelplatze des Handels mit den Birmanen, der an dem Irrawaddistrome liegt, auf dem die Waaren in Booten weiter gefördert werden. Man sieht daraus, von welcher Erheblichkeit der Besitz des Landes Assam für die Engländer ist, oder doch werden kann, wenn erst Straßen dahin gebahnt sind. Freylich werden neben ihren Handelsverhältnissen auch die politischen mit China und dem Birmanenreiche verwickelter, und wer mag im voraus bestimmen, wohin dieses weiter führen kann?

Ueber die Baumwollen-Spinneren, Webereyen und Färbereyen in Nepaul; von Dr. Campbell. Sie stehen hinter den Indischen zurück, und noch mehr hinter denen von Tibet.

Für die Naturgeschichte liefert H. Hodgson mehrere Beiträge; neue Falkenarten, die auch abgebildet sind, und mehrere Säugethiere von Nepaul, wie die dortige wilde Ziege *capra quadrimammis*, da sie vier Zitzen hat; den *cervus Elephantoides* u. a.

Das Mayheft gibt die Uebersetzung einer Tibetischen Inschrift durch Hrn. Rörds, der unsern Lesern schon aus früheren Artikeln bekannt ist. Sie enthält Anrufungen an die Gottheiten (die Radshufur) für den Statthalter Hu, der

dem Tempel Geschenke gemacht hatte. — Nachrichten über Indo-Scythische Münzen in Cabul gefunden, durch Hrn Andell, worüber von anderer Hand wird Bericht gegeben werden. — Nachrichten über fossile Knochen die auf der Insel Perim, in dem Golf von Cambay, gefunden sind, durch Hrn v. Hügel. Der größte Theil davon gehört dem Mastodon latidens. Von den Zähnen sind auch die Abbildungen beygefügt. Auch in anderen Gegenden sind noch ähnliche Ausgrabungen veranstaltet.

Ein Vortrag des Präsidenten John Wilson in Bombay gibt interessante Nachrichten über die Arbeiten der dortigen Gesellschaft, die sich besonders mit Erklärung der zahlreichen Alterthümer daselbst, und der Auffindung von Sanskritschriften beschäftigt.

Hn.

H a n n o v e r.

Von dem neuen Hannoverschen Schulfreund, herausgegeben von F. G. Schläger, Pastor Primarius zu Hameln, haben wir bereits das dritte Stück des zweyten Jahrganges vor uns liegen. Die zwölf darin enthaltenen Aufsätze, unter denen wir besonders den über die Schulversäumnisse als Krankheit mancher Volksschulen empfehlen, haben sämmtlich practische Beziehungen, und entsprechen dadurch den Zwecken die durch sie erreicht werden sollen. Wenn wir gleich nicht über dieselben ins Einzelne gehen können, so ist die Fortdauer dieser Zeitschrift doch eine erfreuliche Erscheinung, da sie einen Beweis von der Theilnahme gibt,

welche das Publicum dem so wichtigen Gegenstande schenkt, dem sie gewidmet ist. Wir wünschen und hoffen, daß diese zugleich fortbauern und wachsen möge.

Von demselben so thätigen Verfasser haben wir eine Predigt erhalten: Christus macht die Tauben hörend, und die Sprachlosen redend, welche wir ihres wohlthätigen Zweckes wegen, da sie zum Besten der Taubstummen-Anstalt zu Hildesheim gedruckt ist, nicht unerwähnt lassen können. Vorangeseht ist eine kurze Geschichte dieser Anstalten, und der zu Hildesheim insbesondere, die den Wohlthätern derselben sehr angenehm seyn wird. Sie ist dem, auch um die Literatur durch die Fortsetzung des Jöcherschen Gelehrten-Lexicons so verdienten Herrn Domprediger Dr Rotermund in Bremen zu seiner funfzigjährigen Amtsfeyer gewidmet, wovon die Beschreibung bereits aus öffentlichen Blättern bekannt ist.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

Den 23. Januar 1837.

G ö t t i n g e n.

Der sechste Januar
welchem vor funfzig Jahren
unserer theologischen Fac-
ultätsrath und Abt Dr Dav
Ritter des Guelphen-Ordens
als öffentlicher Lehrer der
malß auf der Universität zu
von welcher er als ordentl
Theologie im Jahre 1810 auf
ward, und seit diesem Zeitp
vollen Wirkungskreis zugleich als Lehrer und Ges-
schäftsmann auf derselber
hat. Der Jubilar hatte
Feyer verboten, aber d
sprach sich darum nicht u
Glückwünschen aus, di
dargebracht, und mit Rührung von Ihm ange-
nommen wurden. Früh am Morgen weckte ihn

[10]

ein Gesang der hiesigen Singacademie unter der Leitung ihres Directors Hn Dr Heinroth. Gleich darauf begrüßten ihn die Zöglinge des hiesigen Waisenhauses, dessen Curator Er ist, mit Aufsingung eines auf das Fest bezüglichen Gesanges und geistlicher Lieder.

Eine Deputation seiner Zuhörer, Hr Stud. Theol. Bartels an der Spitze, überreichte Ihm mit ihrem Glückwunsche, ein deutsches, mit einem Lorbeerkränze umwundenes, Gedicht.

Demnächst erschienen die Mitglieder der theologischen Facultät, und übergaben Ihm, Ihm glückwünschend, eine werthvolle Ausgabe der Hebräischen Bibel, nebst den Glückwunschschreiben der theologischen Facultäten zu Breslau, Marburg, Gießen, Halle, Jena, Kiel, Rostock, so wie von Tübingen.

Der Akademische Senat stattete seinen Glückwunsch durch eine Deputation ab, bestehend aus den Hrn Hofrathen Bergmann, Langenbeck und Müller, und überreichte zugleich das Festprogramm des Hrn Prof. Gieseler: *Commentatio qua Clementis Alexandrini et Origenis doctrinae de corpore Christi exponuntur.*

Ihnen folgten die Herren Professoren der Theologie Rettberg, Köllner und Liebnert, von denen der erste zugleich ein Schreiben des Herzogl. Wolfenbüttelschen Consistorii, und des dortigen Prediger-Seminars übergab.

Auch das hiesige Repetentencollegium bezeugte seine Theilnahme mit Ueberreichung einer Schrift des Hrn Dr Bertheau: *Carminis Ephraimi Syri textum Syriacum secundum codd. bibl. Angel. denuo editum ac versione et commentatione instructum.*

Nachdem auch die hiesigen Stadtbehörden, sowohl die Geistlichen beider Confessionen, als auch der Stadtmagistrat und die Steuerdirection, so wie viele einzelne Collegen und-Freunde des Jubilar's ihre Glückwünsche dargebracht hatten, erschien Se. Magnif. der Prorector, Herr Hofrath Dahlmann, und überreichte ein in den gnädigsten Ausdrücken abgefaßtes Glückwunschschreiben des Königl. Universitäts-Curatoriums.

Auch aus seinem vormaligen Aufenthaltsorte sowohl von dem Magistrate als der Geistlichkeit von Helmstädt, und mehreren einzelnen Freunden erhielt der Jubilar Beweise seines fortbauernenden Andenkens daselbst.

Am nächsten Sonntage, am 8ten Januar, sprach unser Universitätsprediger Herr Prof. Lieber noch die frommen Wünsche aus, mit denen wir die unsrigen verbinden, daß Gott den ehrwürdigen Jubilar auch im Greisenalter uns noch lange in voller Rüstigkeit erhalten möge.

B e r l i n.

Bey G. Reimer, 1835: Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie von Christian August Brandis. Erster Theil. VIII und 548 Seiten in Octav.

Wenn ein in der philosophischen Literatur des Alterthums so bewandeter Mann, wie Herr Prof. Brandis allen Freunden und Kennern derselben bekannt ist, die Resultate seiner vieljährigen Arbeiten in einem Handbuche der vorliegenden Art zur Uebersicht bringt, und dem dafür empfänglichen Publicum vorlegt: so muß die allgemeine Aufmerksamkeit nothwendig auf sein

Werk gerichtet seyn. Eine solche Erscheinung verdient ein größeres Studium als die Masse gleichzeitiger Literaturwerke fordern darf. Einem solchen Studium hat sich auch der Unterzeichnete mit größtem Interesse hingegeben und muß als Resultat desselben die Ueberzeugung aussprechen, daß der Verf. alle bisher vorhandenen Werke ähnlichen Zweckes und Umfangs durch gründliche Kenntniß des Thatsächlichen und verständig vergleichende Critik der sich hier darbietenden Erscheinungen, ferner, was damit zusammen hängt, durch eine ausgebreitete philologische Gelehrsamkeit und Umsicht in Benützung der Quellen weit übertroffen und hiermit ein Werk begonnen hat, das keine auswärtige Literatur aufzuweisen vermag und das kein Forscher in der Geschichte der Philosophie künftig wird entbehren können. Wenn Ref. dieses mit hoher Achtung der Verdienste des Verfs um die Wissenschaft ausspricht und ihm für die Herausgabe dieses Werks für seinen Theil aufrichtig Dank sagt, so kann ihn dies doch nicht abhalten, auch die Beschränkung dieses Werks zu bezeichnen und damit anzudeuten, von welcher Seite dasselbe dem Ziele der Wissenschaft nach gegenwärtigem Standpunkte nicht entspricht. Mag dies immerhin als Ansicht des Ref. angesehen werden; Ref. ist sich bewußt, dieselbe fern von persönlichen Rücksichten, rein im Interesse der Wissenschaft vorzutragen, und unterwirft seine Critik gern einer höheren.

Wenn die Geschichte einer Wissenschaft damit
 () Form in ihr übereinstimmen, der
 2 ft, welche ihr Gegenstand ist, adäquat
 si so werden wir von einer Geschichte der
 3 e verlangen müssen, daß sie die in die
 C fallende Erscheinung und Ausbildung

der Philosophie der historischen Erfahrung gemäß, aber auch zugleich auf philosophische Weise begriffen, d. h. nach der sich entwickelnden Idee der Philosophie gewürdigt, darstelle; denn die Erscheinungen einer Sphäre können als solche nur durch Beziehung auf diese Sphäre und das, was in ihr zur Erscheinung kommen soll, begriffen werden. Dies aber nennen wir das philosophische Element dieser Geschichtsdarstellung. In der Darstellung unsers Verfs ist dieses unstreitig das schwächere, während die sorgfältige Sammlung, die quellenmäßige Schilderung des Thatsächlichen, und historische Critik dieser Quellen, das verständige Zusammenhalten der Erscheinungen — kurz das historisch-philologische Element offenbar die starke Seite dieses Werks ist. Dies kündigt sich auch in der Begriffsbestimmung an, welche der Verf. in der Einleitung gibt. Er zieht zur Aufgabe der Geschichte der Philosophie nur 1) das Thatsächliche und 2) die Bedingtheit desselben, d. h. die Abhängigkeit der Thatsachen von einander, hervor. Die Geschichte der Philosophie, sagt er S. 2., hat gleich der Geschichte jeder anderen Wissenschaft, zu zeigen, wie das ihr [nämlich der Wissenschaft, nicht der Geschichte der Wissenschaft] angehörige Mannigfaltige von Begriffen und Urtheilen, die zusammenfassende Einheit und die Unterordnung jenes [des Mannigfaltigen nämlich] unter diese allmählich, entwickelt, auf verschiedene Weise gesucht und versucht worden. Sie hat eben darum theils durch sorgfältige Prüfung und Benützung der Quellen die darauf bezüglichen Thatsachen genau auszumitteln, theils das Verhältniß der Bedingtheit unter ihnen in Bezug auf je eine der philosophischen Theorien für sich genommen, wie verschie-

bener unter einander, und damit den Grund der Hemmungen und Förderungen ihrer Fortschritte zu erforschen.' —

Wir übergehen, was sich hier gegen die Entwicklung des Mannigfaltigen und die zusammenfassende Einheit und (?) Unterordnung sagen ließe, und bemerken nur, daß in dieser Bestimmung offenbar die Bedingtheit durch die Idee, oder die in dem Mannigfaltigen treibende Kraft, fehlt. Der Verf. redet zwar auch von einem Begreifen des Thatsächlichen, und sagt S. 2., dies hieße, es auf seinen thatsächlich nachzuweisenden Grund zurückführen, setzt aber hinzu, begreifen lasse sich dies Thatsächliche nur 'in dem Maße, in welchem das Verhältniß der Bedingtheit unter demselben nachgewiesen, durch prüfende Vergleichung Rückschritt und Fortschritt unterschieden und der Grund von beiden ausgemittelt werde;' aber er sagt nicht, was der Maßstab dieser Prüfung sey und läßt damit die Beziehung auf die Idee bey Seite liegen. Und doch läßt er die Entwicklung der einzelnen wissenschaftlichen Richtungen, wie es S. 3 heißt, 'durch je eine die darauf bezüglichen Bestrebungen, ihnen unbewußt leitende Idee, d. h. einen höheren nicht weiter abzuleitenden Grund, bedingt' seyn, läßt diese, den Entwicklungen zum Grunde liegende Idee sich wirksam erweisen, bemerkt S. 8. (was sich im S. 9. wiederholt), daß die Entwicklungen der Philosophie sich aus der ihr zum Grunde liegenden Idee nicht vollständig ableiten lassen (was auch noch Niemand behauptet hat), ist also doch genöthigt, eine Abhängigkeit der Geschichtsdarstellung von der Idee der Philosophie zugeben; — spricht endlich sogar von einer inneren, d. h. aus der Idee ablei-

tenden Geschichte der Wissenschaft (S. 6), welche die äußere nur zu ergänzen habe, aber dieser wichtige Punkt der Einleitung wie weit die Geschichte der Philosophie seyn müsse, in der Darstellung, wie Entwicklungen wirksam zu sein müßte, ist nicht weiter untersucht. Wo nun auch der Verf. auf die Bearbeitung der Geschichte der Philosophie näher zu reden kommt, da spricht er überall mehr von den 'Entwicklungen der Philosophie,' als von einer Entwicklung derselben, und bemerkt zwar sehr richtig, daß, um jene zu begreifen und Fortschritte von Rückschritten zu unterscheiden, man jene weder chronologisch an einander reihen, noch auch als mittelbare oder unmittelbare Vorstufen eines einzelnen Lehrgebäudes zu betrachten habe — denn jede wahre Philosophie, meint der Verf., hat ungeachtet ihrer Bedingtheit im Ganzen der Entwicklung ihren eigenen selbständigen Werth und Anspruch an die Wahrheit —; aber er geht zu weit, wenn er anzunehmen scheint, man könne eine philosophische — und nicht bloß äußere — Geschichte der Philosophie etwa unabhängig von dem Standpunkte eines Systems bearbeiten. Auf dem Standpunkte der Philosophie muß doch gewiß der Bearbeiter der Geschichte der Philosophie stehen und die Masse historischer Kenntniß, ja selbst das verständige Zusammenhalten des Gegebenen thut's nicht, und lehrt uns nicht den Gehalt des historischen Stoffs würdigen. Es wäre aber lächerlich heut zu Tage zu behaupten, man könne auf dem Standpunkte der Philosophie stehen, ohne damit eine bestimmte Philoso-

phie zum Maßstabe der Beurtheilung zu nehmen, als ob das Allgemeine erst nach Abzug des Besonderen eine wahre Realität gewinne. Einseitig ist die Beurtheilung einer geschichtlich erschienenen Philosophie aus dem Standpuncte der späteren Zeit nur dann, wenn jene nicht auch aus dem Standpuncte ihrer Zeit, durch welchen sie ermittelt wurde, aufgefaßt ist. Wir geben zu, daß jene Beurtheilung oder Beziehung der geschichtlichen Entwicklungen auf die Idee hinsichtlich der Geschichtsdarstellung nur eine mittelbare und indirecte ist, d. h. daß sie sich mehr in der Darstellung dieser Philosophie selbst, als in einem construirenden Râsonnement, und insbesondere durch die Stelle, welche man jenen Entwicklungen und dem Fortgange der philosophischen Entwicklung gibt, äußern wird, aber zur philosophischen Auffassung und Würdigung eben wird es einer späteren Stufe des Bewußtseyns bedürfen, weil jede Stufe nach dem was sie leistet und was ihr mangelt, erst nachdem sie schon betreten worden, erkannt wird. Es ist freylich in guter Meinung geschehen, daß sich viele Bearbeiter von einem bestimmten Systeme haben frey halten wollen; sie haben geglaubt, sich dadurch unparteylich und unbefangen machen zu können, sind aber dadurch meist der Unbestimmtheit verfallen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. 15. Stück.

Den 26. Januar 1837.

Berlin.

Fortsetzung der Anzeige: Handbuch der Geschichte der Griechisch-Römischen Philosophie.

Es haben auch Viele, wie u als Durchschnittssumme aller d nitionen der Philosophie, eine s mung dieser Wissenschaft vorang vager Begriff ist auch nicht geeignet, eine Geschichte der Philosophie darauf zu stützen — es ließe sich sogar noch fragen, ob er überhaupt eine solche zuläßt. — Ref. weiß indessen sehr wohl, daß die Ueberzeugungen oft besser sind, als die Formeln, in welche sie gefaßt werden, und daß man einen Schriftsteller nicht nach solchen Formeln beurtheilen muß.

§. 12. wirft der Verf. auch einen Seitenblick auf die 'neuesten Constructionsversuche, welche von der Annahme ausgehen, daß die Aufeinanderfolge der Systeme der Philosophie in der Ge-

[11]

schichte dieselbe seyn müsse, mit der Aufeinanderfolge in der logischen Ableitung der Begriffsbestimmungen der Ideen.' Herr Brandis will mit ihnen nicht über den Grundsatz rechten, sondern nur darüber, 'daß sie die logische Entwicklung der Begriffsbestimmungen für vollendet halten, jeder Theorie daher ihre Stelle als Vorstufe und Moment in dem vermeintlich abgeschlossenen Systeme anweisen.' Scheint ihm, um es kurz und geradezu zu sagen, die Anwendung des Grundsatzes nur darum unthunlich, weil Hegel's Entwicklung eine unvollendete ist, so gibt er gewissermaßen den Grundsatz zu; und es folgt weiter nichts, als was bey jeder Geschichte einer anderen Wissenschaft ebenfalls eintritt, auch diese Geschichtsdarstellung bleibt unvollendet, so lange es die Wissenschaft in ihrer geschichtlichen Entwicklung selbst ist; aber auch die Geschichte der Wissenschaft schreitet fort, indem die Entwicklung der Wissenschaft fortschreitet. Hr Brandis sagt ganz mit des Ref. Ansicht übereinstimmend, 'so lange die Geschichte der Philosophie nicht abgelaufen, kann keines ihrer Systeme die Gesamtheit der Resultate philosophischer Forschung' [aber auch nicht die bisher gewonnenen?] 'als vereinzelte Momente vollständig in sich vereinigen;' er läugnet auch, daß das System uns in den Stand zu setzen vermöge, 'auch nur die hauptsächlichsten Theorien in ihrer Bestimmtheit hinlänglich zu begreifen und zu beurtheilen' — wir sehen bloß hinzu 'ohne alle historische Erkenntniß'. Aber kann man denn dies auf irgend eine andere Weise? Eben dadurch, daß man sich von allen Systemen los sagt? Die Gefahr, welche an dem Beispiele von der Beurtheilung der Atomistik und des Hedonismus S. 13. dargestellt

wird, scheint gleich zu stehen jener Einseitigkeit, die Atomistik und den Hedonismus bloß für etwas Negatives anzusehen und sie nicht auch von ihrer positiven Seite, oder nach ihrer Berichtigung zu ergreifen.

In der That aber ist der Unterschied zwischen den verschiedenen Philosophen, selbst denen, die in derselben Zeit angehören, größer, als die Entdeckungen, statt; denn eine Einheit nur von negativer Geschichte der Philosophie, Irrthümern betrachten, wenn sie den Faden der Gründe eine Geschichte während die genannte Periode den neueren es gerathet ihre Vorgänger auf die Geschichte der Philosophie blicken. Mag der Verf. diesen

halten, er hat es doch nicht offen und geradezu ausgesprochen, und würde auch schwerlich behaupten können, daß die Arbeiten, die aus jener Schule hervor gegangen sind, alle ohne Werth gewesen; aber er ignoriert sie bloß, wo der Standpunct der heutigen Wissenschaft es forderte sie zu berücksichtigen, daher dies Ignorieren sich auch nicht mit der hier oft gepriesenen Unbefangenheit und Unparteilichkeit vereinigen will. Und doch könnte man Berührungspunkte mit jener Ansicht bey dem Verf. finden, über welche er wohl schwerlich im Klaren seyn mag. So deutet er z. B. Vorwort S. VII an, wie er versucht habe innerhalb der Geschichte selber diejenige Kritik nachzuweisen, die als Triebfeder der Entwickelung

lungen sich wirksam erwiesen hat und den inneren Beziehungen zum Grunde liegt.' — Mit dieser Critik ist hier offenbar keine subjective gemeint, es ist also eine objective, welche die historische Schule auch die Dialectik der Geschichte genannt hat, und diese Dialectik, oder dieses Triebrad der Entwicklung steht doch bey näherer Betrachtung mit der Idee, welche sich hier dialectisch entwickelt, in Verbindung. Fragen wir aber den Text des Buchs, was unser Verf. für einen anderen Maßstab für die Construction der Geschichte der Philosophie, wenn es so zu fragen erlaubt ist, darbiete: so bietet er uns S. 8. erstens 'die Polemik' dar, 'welche mittelbar oder unmittelbar spätere Theorien und Systeme gegen frühere (warum nicht auch gleichzeitige gegen einander) üben.' — Ohne Zweifel versteht nun aber der Verf. unter jener Polemik die Critik, welche die Weltgeschichte selbst ist, oder jene Dialectik der Entwicklung, die jedoch ohne philosophische Speculation, welche der Form des Systems nothwendig zustrebt, unaussprechlich ist. Diese nun aus der Geschichte selber (versteht sich, wenn diese vom Standpuncte der Speculation aus aufgefaßt wird) sich ergebende Critik soll durch eine rein formale Critik (die nach S. 16 selbst 'nicht ihrem ganzen Umfange nach angewendet werden kann') ergänzt werden. Der Verf. gibt über letztere nur eine ungenügende Namensklärung, sie sey 'eine solche, worin (sic) an der Form der Inhalt geprüft und entschieden wird.' — Es war nicht wohl gethan, in Hinsicht dieses problematischen Begriffs uns an die Auctorität Schleiermacher's zu verweisen (S. 15), hier, wo wir gerade in den Stand gesetzt werden sollen, das Verfahren zu würdigen, welches der

Vf. allen anderen bey Bearbeitung der Geschichte vorzog.

Lieber hören wir den Verf., wo er auf die Geschichte der griechischen Philosophie zu reden kommt, die Wichtigkeit derselben darstellt, und die Arbeiten für die Geschichte seit Plato durchläuft, wo wir auch sogleich seine Gelehrsamkeit in ihrem glänzenden Lichte erblicken. Die Einleitung (§. XIII—XIV.) handelt noch von den Anfängen und dann von den Entwicklungsperioden der griechischen Philosophie (XV—XVII) und zwar von jenen im Allgemeinen; unter der ersten Periode wird noch ein erster einteilender Abschnitt gegeben, welcher von den theologisch-poetischen Anfängen der griechischen Philosophie handelt — eine sehr reiche und dem philologischen Forscher werthe Untersuchung, deren Ausführlichkeit aber doch in einigem Mißverhältnisse mit dem Plane des Ganzen stehen möchte. In diesem Abschnitte handelt also der Vf. theils von den cosmogenischen Ueberlieferungen und Annahmen der s. g. alten und der mittleren oder gemischten (μειγμένοι) Theologen (so nennt der Verf. S. X u. 78. Pherekydes, Epimenides), in welchen die Betrachtung über die Natur der Dinge die ersten Anregungen fand, theils von den Anknüpfungen und Anfängen der Ethik bey den Snomikern, den s. g. sieben Weisen, und den älteren lyrischen Dichtern.

Bey der Periodenbestimmung der Griechischen Philosophie vermissen wir das Eingreifen eines philosophischen Princips, obgleich wir nicht leugnen wollen, daß die aus verständiger und umsichtiger Reflexion über den empirischen Stoff entsprungene Eintheilung des Verfs auf Hauptglieder der griechischen Philosophie trifft, und bey

der Behandlung manchen Vortheil bietet. Dieselbe weicht von den gewöhnlichen Eintheilungen darin ab, daß sie mit Seno und Epikur eine dritte Periode anfangen läßt, in welche dann auch die Alexandrinische Philosophie nebst der Philosophie der Römer fällt. Den Hauptgrund, welchen der Verf. für diese Eintheilung anführt, setzt er darin, daß, 'was nach Plato und Aristoteles von den Hellenen in der Philosophie geleistet worden, nicht mehr die Merkmale der zweiten, stätig fortschreitenden, Entwicklungsperiode an sich trage, indem die Speculation hierin theils zu früheren Richtungen (wie Atomistik und der Lehre vom ewigen Werden), mehr oder weniger zurückgekehrt sey, theils die negative Stellung der Skepsis eingenommen habe, theils in einen die verschiedenen Richtungen Griechischer Philosophie mit der Emanationslehre des Orients zusammenfassenden Syncretismus ausgeartet sey.'

— Obwohl das 'stätige Fortschreiten' im Allgemeinen das Hinaufsteigen zu einem Culminationspunkte bezeichnet, welcher natürlich in eine zweyte oder mittlere Periode der Griech. Philosophie fallen würde, so ist dieses doch ein so unbestimmtes, auf dem empirischen Wege, auf welchem jene ganze Eintheilung entstanden ist, nicht gerechtfertigtes Merkmal, daß sich dagegen noch gar Vieles einwenden ließe. In den Erläuterungen heißt es genauer, daß sich die Stoiker und Epikureer 'von der Bahn Socratisch-Platonischer Forschung augenscheinlich entfernt haben' (S. 49). Aber warum sollte dann die spätere Hellenische Philosophie Ausbildung der Socratisch seyn und bleiben? — Man kann auch nicht einmahl sagen, wie der Verf. S. 49 thut, daß die letzt genannten Philosophen der

Frage nach dem Principe unserer Erkenntniß eine untergeordnete Stelle angewiesen hätten, indem ja die Frage nach dem Criterium der Wahrheit und damit der Erkenntnistheorie der Hauptgesichtspunct derselben wurde. Nun läugnen wir übrigens gar nicht, was der Verf. sonst noch anführt, um den Rückgang zu bezeichnen, welchen die Hellenische Philosophie mit jenen Philosophien und durch die ihnen gegenüber stehende Skepsis macht; aber daß dieselbe anderntheils auch ein Bedürfniß zu befriedigen suchte, das mit einem Mangel der Platonischen und Aristotelischen Philosophie verbunden war, — mithin von dem Positiven jener Philosophie finden wir bey dem Verf. keine Andeutung. Er erblickt auch in den Erscheinungen der Alexandrinischen Periode, welche Heinrich Ritter sehr treffend als Philosophie der Griechisch gebildeten charakterisierte und damit von der Philosophie als allgemeinen Wissenschaft des Hellenischen Volks, wie sich die Philosophie von Socrates und Plato an bis auf die Stoiker und Epicureer darstellt, unterschied, nur Spuren des fortschreitenden Verfalls. Der Herr Verf. will nämlich seine dritte Periode nicht so viere machen, 'weil die U. Eintheilungsgründe gewählt lich nach dem Gesichtspunct Verfall) 'nicht erheblich oder sind.' Für angemessener Periode in zwey Abschnitte Ob man jedoch eine dritte schnitten annimmt, oder wird so ziemlich auf eins hinaus läßt sich, wenn man Neuplatonismus nicht bloß

ein erheblicher Unterschied, welcher den Unterschied einer Periode bestimmt, gar wohl auffinden, nämlich der, daß nach den Gegensätzen des Dogmatismus, welchen die Stoiker und Epicureer darstellen, und welche der Skepticismus auf negative Weise aufweist, die absolute Idee als das die Gegensätze Umfassende, Gegenstand der Philosophie wird.

In der Abhandlung nun der ersten Periode der griechischen Philosophie, welche der vorliegende erste Theil des Werks enthält, werden wir ungeachtet sorgfältiger Nachweisung mannigfaltiger Beziehungen derselben auf einander, doch der Beziehung auf das Ganze oder auf 'das Triebrad der Entwicklungen' nicht eben inne. Hr. B. ordnet jene Periode nach der gewöhnlichen Einteilung der Schulen so an, daß er erst von der Physiologie der Ionier, zweitens von der Speculation der Eleaten, drittens von der Zahlenlehre der Pythagoreer, endlich von den Sophisten handelt. Zur Motivierung dieser Einteilung sagt er bloß (S. 46), 'daß die Darstellung der ersten Entwicklungsperiode zu zeigen habe, wie weit die ihr eigenthümlichen Fragen und Probleme schon in Kosmogonischen Ueberlieferungen und durch helle Blicke der Dichter eingeleitet worden, wie sie dann allmählich entwickelt, und zwar zuerst in Bezug auf den inhärenten Grund der Erscheinungen, in der Physiologie oder Kosmogonie der Ionier ausgebildet, demnächst von der einen Seite durch die Eleaten, von der anderen durch die Pythagoreer aufgefaßt wurden, und wie beide bestrebt ein Seyn für das Werden oder die Veränderungen zu finden, doch sehr bedeutend sich von einander

entfernten, indem die einen den Begriff des Seyns rein für sich als Object auffaßten und als der Mannigfaltigkeit und Veränderlichkeit der Erscheinungen unvereinbar entgegengesetzt, die anderen das Seyn und das schlechthin Seihere in der Erkenntniß suchten, und in den Zahlen zu finden glaubten' 2c. An sich wäre gegen diese Classification der Schulen nichts einzuwenden, nur läugnet Rec., daß sie schon hinreichte, den dialectischen Fortgang der Philosophie dieser Periode zu bestimmen. Will man, wie der Verf. gethan, jede dieser Classen oder s. g. Schulen bis auf den Schluß der Periode herab geführt auf einander folgen lassen, wie sehr leidet dabey die Uebersicht in das lebendige Eingreifen einer Richtung in die andere? Anaxagoras, Empedokles und die Atomiker, z. B. gehen dann den Eleaten und Pythagoreern voraus, durch deren Lehre die ihrige bedingt ist, und, was noch wichtiger ist, Heraclit und die Eleaten werden weit von einander entfernt und Anticipationen der unbequemsten Art werden nöthig. Man muß eingestehen, daß die Lehren derer, welche der Abstammung nach zur Ionischen Schule gerechnet werden, so verschiedenartig sind, daß eine Aufzählung der hier etwa zu bildenden langen Reihe ohne Nachtheil, — ja von Vortheil für die Darstellung der sich dialectisch entwickelnden Philosophie ist. Der Verf. selbst hat Abtheilungen der Ionischen Philosophen gemacht (deren zweyte mit Heraclit, deren dritte mit Diogenes von Apollonia beginnt und in welcher Leukippus und Demokritus sich nur gleichsam nachschleppen), aber sie haben bey ihm keinen weiteren Einfluß, da sie nur wie Capitelüberschriften zu betrachten sind. Was aber die Characteristik jener Schulen oder

verschiedenen Richtungen anlangt, so glauben wir nicht, daß es dem Vf. gelungen ist, die sämtlichen s. g. Ionischen Physiker durch die 'den inhastenden Grund des Werdens auszumitteln bestimmte Richtung philosophischer Forschung' (S. 105. vergl. 345) genau zu bezeichnen, wenigstens kann man dies nur auf eine etwas gezwungene Weise von der atomistischen Lehre sagen. Noch weniger halten wir jedoch die eben angeführte Beschreibung für geeignet, den wesentlichen Standpunct der Pythagoreischen Lehre scharf zu bezeichnen. Der Ausdruck, 'daß sie das schlechthin Sichere in der Erkenntniß suchte,' hebt eine subjective Richtung der Lehre hervor, welche mindestens die ursprüngliche nicht gewesen seyn kann —, wie denn der Verf. an einem anderen Orte (S. 8) richtig anerkannt hat, daß der alten Philosophie die objective Richtung eigenthümlich gewesen. Wir sehen auch nicht, daß der scharfe Critiker Aristoteles dieses Merkmal hervorhebt, er setzt das zweite, was unser Verf. oben andeutet, als das Wesentliche, die Zahl sey das Wesen der Dinge. Letzteres stellt der Verf. auch in dem Kapitel, das von Pythagoras handelt (S. 418) an die Spitze, sagt aber wiederum in der Erläuterung (S. 420): sie hätten das Object mehr in subjectiver Weise aufgestellt. Ohne Zweifel will sich der Vf. hierbey auf die S. 445. Anm. i. citierten Stellen des Philolaos stützen, wo von der Sicherheit der Zahl und ihrer Verbindung mit der Seele die Rede ist, aber die Zahlen der Pythagoreer sind ja hier objectiv; sie sind der Seele angeboren und die Dinge selbst nicht von ihnen getrennt, was Aristoteles, die späteren Platonischen Pythagoreer im Auge habend, so oft wieder-

holt. Der Bepfatz: 'die Pythagoreer. forschen nach dem schlechthin Sicheren der Erkenntniß' drückt mehr unsere Reflexion über jene Lehre und die Veranlassung zu derselben, als das Wesentliche der symbolischen Zahlenlehre selbst aus. Daß die Pythagoreer übrigens nach den Eleaten folgen, rechtfertigt der Vf. S. 421 besonders durch den allerdings sehr richtigen Grund, daß erst im Socratischen Zeitalter die Pythagoreische Zahlenlehre gebührende Anerkennung gefunden zu haben scheint, wogegen die Eleatische Lehre auf die späteren Jonier bedeutend einwirkte. Wenn man aber zweckmäßiger die Reihenfolge der Jonier trennt, und die späteren Jonier den Eleaten nachfolgen läßt, so wird nicht nur diese Einwirkung klarer hervor treten, sondern es wird auch der Vortheil gewonnen werden, die mathematische Philosophie der Pythagoreer als die Mittelstufe in dem Fortgange der Speculation darzustellen, welches ihre eigentliche und wahrhafte Stellung ist. Wenn nämlich, wie wir uns mit Hn Brandis ausdrücken können, die Eleaten wie die Pythagoreer sich gedrungen sahen, über das Gebiet der Erscheinungen sich zu erheben: so ist doch die Erhebung der Pythagoreer gleichsam nur das erste Anstreben in das Gebiet der Metaphysik, die der Eleaten der höhere, reinere Aufschwung des Denkens. Diese Stellung bezeichnet auch Aristoteles Met. I, 7., indem er sagt, daß die Ursachen und Principe der Pythagoreer geeignet seyen, um zu dem höheren Sinne empor zu steigen (*ἐπὶ τὰ ἀνωτέρα τῶν ὄντων*), in welcher Stelle auch das nähere Verhältniß bezeichnet wird, welches die Lehren der Pythagoreer zu der Naturforschung haben. Diese mittlere Stelle kommt aber der Pythagoreischen Lehre

in der ersten philosophischen Entwicklung um so mehr zu, da diese mathematische Philosophie ihrem Wesen nach zugleich symbolisch ist, d. i. die Grundverhältnisse der Dinge durch Zahlenverhältnisse bezeichnet.

Um noch etwas in das Specielle einzugehen, so übergeht Rec. das, worin er mit dem Verf. vollkommen übereinstimmt, und verweilt bey einigen, die Behandlung der einzelnen Lehren betreffenden und mit den obigen Bemerkungen zusammen hängenden Puncten. In die Lehre des Anaximander hat, nach des Rec. Ansicht, der Verf. zu viel hinein gefragt. Dieser Philosoph nahm, wie auch der Verf. berichtet, eine bestimmungslose, unendliche Grundlage des Daseyns an, 'alles umfassend und beherrschend', und die ihm das Göttliche war, 'unsterblich und unverderblich', wie es nach seinen eigenen Worten heißt, die wir aber nicht, wie manche gethan, in moderner Weise auf ein intelligentes Subject beziehen dürfen. Ferner redet nicht nur Aristoteles von einer ursprünglichen Ausscheidung der in ihm enthaltenen Gegensätze (es werden aber physische gemeint) durch ewige Bewegung, wie Simplicius hinzufügt, sondern auch ein wahrscheinliches Bruchstück des Anaximander selbst redet von einer solchen Ausscheidung (S. 131. Note c), bey welcher Verwandtes aus dem Ganzen zusammen geht und sich als Besonderes gegenüber tritt — die Form, wie sich der Gegensatz bildet. Sonach wird zwar 'das Urwesen', wie der Verf. sich ausdrückt, 'bey Anaximander keinesweges der Subgriff der endlichen Dinge' genannt werden dürfen, oder ihrer (nächsten) Bestandtheile, aber wohl kann es diesen Voraussetzungen nach, als an sich bestimmungslose ur-

springliche Einheit betrachtet werden, aus welcher durch Kraftthätigkeit die Bestimmtheiten des materiellen Seyns hervor gegangen sind. Wenn nun der Hr Verf. von Heraclit sagt (S. 148) er habe die Grundbehauptungen des Anaximans

Heraklitus sehr wohl auf die sinnlich wahrnehmbaren Dinge beziehen, wie denn dies Plato's eigene Annahme war, und Aristoteles sagt es ausdrücklich. Herr B. aber bemerkt (S. 154.

„Ankündigung auf das sinnlich
 „nur dasjenige bezeich-
 „von Heraklitischer Lehre
 „kann dafür keinen Grund
 „anderer Stelle des Ari-
 „sind die *οὐρα* die end-
 „aber gibt es in der That
 „Bleibendes in der Herakli-
 „das ist das ewige Gesetz
 „*λόγος ὁ διὰ τῆς οὐρα*
 „e ideale Einheit des Man-

Brandis S. 155. „erst
 „behauptung (Alles sey im-
 „lig gleich oder gar voran,
 „Grund aller Dinge,
 „ten untergeordnet, durch
 „sse und den ganzen Zu-
 „ergibt.“ Man muß sich

der Verf. eine zweyte
 „noch einige Seiten vor-
 „egung (das ist aber jener
 „Urgrund der Dinge
 „oll, wonach also beides
 „s aber eine zweyte jener
 „sey, macht die S. 159.

Klar: „indem aber He-
 „aufe der Bewegung und
 „die Bestimmtheit der Er-
 „lativen Bestand ableitete,
 „undannahme als zweyte
 „an sieht nicht, warum

das Feuer dazu nöthig sey. Aber des Verfs Meinung ist, Heraklit habe für seine Bewegung ein Substrat gebraucht und das Feuer dazu genommen, wobey immer zweifelhaft bleibt, ob dies wirklich eine solche Gedankenfolge des Heraklit gewesen.

Anfangend nun war es dem Rec. auf einerseits dem Arit das er den Heraklit Physiologen hinsichtlich des Werdens oder des Stoteles aber setzt den Heraklit als materielles vertheilt sein Zeugnis indem er bemerkt, nicht zum Grunde liegend das Wasser, sondern auch nicht Princip o Sinne des Wortes sehr hutsamen Berichters andere Spätere wird zeichnet werde. Nur nicht unter die u aber warum der Vf. abweicht, erfahren Stoteles sagt nämlich Stelle de coelo III genommen, alles Ueb nichts (der folgend von den endlichen auch das Obige bes aber nur beharre, werde — was un Heraklit sagen zu w Behutsamkeit, mit

ausdrückt, ließ uns hier immer noch denken, daß er sich geirrt, indem er das Feuer des Heraklit in seine Kategorien von den Ursachen eingetrag, welches darunter nicht recht passen will, in sofern das Urfeuer mehr symbolische Bedeutung hat; — aber darüber werden wir nicht hinaus kommen,

in Materiellen und von Kraft anzunehmen, welchen Erscheinung den in Materiellen und unterbleibend verhält. Wenn Zeichnungen Urstoff so incip abweist, es aber uer, Substrat der werdens nennt, ferner als 'das umschließendzeichnet (S. 170), 'das Weltbewußtseyn' des Rec. dieß alles nicht zu ger, da er für das reine blingsausdruck des Wfs, en Orten, z. B. S. 176, nen entsprechenden Aus, und es dem Wf. nicht er genauer zu erklären. die Würdigung des Her 186 ff.) die speculative der Uebertreibung der he Plato und Aristoteles hey ihrer hier berührten Critik vor Augen hatten, nicht genau unterscheiden läßt.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Stettinische Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 28. Januar 1837.

Berlin.

hervor gehobene Gesichtspunct der Behandlung.
(S. 239). Ueber das Verhältniß des *vous* zu
dem Stoffe scheint uns des Verfs Auseinander-
setzung sehr schwankend. Zuerst wird, den Quel-
len gemäß, von dem 'chaotischen Urzustande' ge-
sprochen, aus welchem sich 'der Zustand der Ver-

[12]

änderungen' entwickelt, indem der unendliche ordnende Geist (*νοῦς*) die Bewegung begonnen habe (S. 245). Denn, heißt es S. 250, 'wenn Anaxagoras behauptet, die Unendlichkeit der Stoffe habe unendliche Zeit geruht, so wollte er wohl damit nur den an sich bewegungslosen Stoff vom bewegenden Geiste entschieden sondern, und hat schwerlich den chaotischen Urzustand, mithin Gebundenheit des Geistes, als jemals wirklich gewesen, sondern nur als Voraussetzung zur veranschaulichenden Beschreibung der Weltbildung angenommen.' — Darauf: 'Wohl hat er ernstlich behauptet, daß der Geist des Stoffes mehr und mehr mächtig werde — so daß er die Wirksamkeit des Geistes zugleich als mehr und mehr sich erweiternd und von einem im Unendlichen zurück liegenden, unbestimmbaren Anfange ausgehend setzte.' — Wenn letzteres der Fall ist und Anaxagoras ernstlich einen Anfang der Wirksamkeit vorausgesetzt hat, so kann er wohl nicht den chaotischen Urzustand als eine hypothetische Fiction gesetzt haben, denn ein Anfang der Sonderung fällt mit dem chaotischen Urzustande zusammen. Anfang und allmähliches Fortschreiten der Bewegung wird auch in mehreren Fragmenten des Anaxagoras und in Aristoteles Bericht über ihn ganz ernstlich ausgesagt, weshalb wir dem Anaxagoras eine Inconsequenz in Hinsicht seiner Bestimmung des Geistes vorwerfen, oder Aristoteles Aussage verwerfen müssen (vergl. diese Blätter Jahrgang 1832. S. 839). Diese Inconsequenz ist weniger auffallend, wenn wir den *νοῦς* nicht etwa, wie Viele dem Anaxagoras grundlos unterlegten, als von Ewigkeit her vollkommene göttliche Intelligenz, sondern als den durch seine Thätigkeit, d. h. durch

Bewegung des Stoffes wachsenden Verstand in der Welt betrachten.

Ferner vermessen wir des *νοῦς* zur *ψύχη*, welche Anaxagoras angezeigt ist, des Verfs. 'An sich der Text des §. LVI., 'soll denheit der Organisation kommen' wirksam sich erwe gleich auf der niederen St nehmung und auf der t kenntniß, die Anaxagoras ganisation nicht erst ver Geistes betrachtet und au schaulichkeit bezogen zu ha Zweck des Lebens war.' — eine Aufgabe mit der ant der Geist soll sich nach Organisation mehr oder w auch aufs Höchste, wie in leit) erweisen, und doch f niß durch die Organisatio Führt doch der Verf. auch an S. 264. Anm. f., n das verständigste der Thie weil er Hände hat, und d muthung, Anaxagoras n nächste Substrat der Wirk gesehen haben', eine Vermuthung, auf welche er übrigens selbst nicht viel gibt, weil sie auf einer schlechten Stelle des Pseudoplutarch, die hierbey angebracht wird, beruht und welche dem S. 248 aufgestellten Sage geradezu widerspricht, daß der Geist des Stoffes auch nicht als Substrat der Thätigkeit bedarf. Die unmittelbare Thätigkeit des (menschlichen) Geistes aber, welche Hr Bran-

dis hier annimmt, soll auf die Beschaulichkeit zu beziehen seyn, welche dem Anaxagoras Zweck des Lebens war? Worauf sollte sich denn die Annahme einer 'Beschaulichkeit' bey diesem Hellenischen Philosophen stützen, den gerade die Alten immer *φρονιμώτατος* nennen? Die Erläuterung zum Texte zeigt vielmehr, daß die Angabe (des Clemens von Alexandria), der Elazomenier habe die Spähung — (denn dieser angemessnere Ausdruck wird hier S. 268 der Beschaulichkeit, *θεωρία*, substituiert) den Zweck des Lebens genannt, eine zu weit gehende Folgerung aus einer Aristotelischen Erzählung Eth. I, 4. vergl. ad Nic. X, 6.) sey, welche übrigens mit den vielen Anekdoten übereinstimmt, nach welchen Anaxagoras die Wissenschaft des Himmels und der Natur als seinen Beruf gepriesen hat, wie der Verf. S. 267 selbst berichtet. Die Nothwendigkeit einer höhern geistigen Erkenntniß, heißt es aber, soll Anaxagoras darum angenommen haben, 'weil die dunkle, sinnliche Erkenntniß die wahren Bestandtheile der Dinge nicht entdecke.' Rec. kann dies nicht genau finden. Die *ὁμοιωμένεαι* sind zwar nach Anaxagoras nicht sichtbar wegen ihrer Kleinheit; aber die Dinge sind doch aus ihnen zusammen gesetzt, und die Wahrnehmung nimmt das Ueberwiegende dieser Bestandtheile wahr, in sofern ist sie dem Objectiven angemessen. Die höhere Erkenntniß des Anaxagoras konnte auch nicht weiter gehen, sie weiß nur, daß solche Elemente vorhanden sind, vermag aber nicht überall anzugeben, welche und in welchem Verhältnisse.

'Auf die Functionen der Sinneswerkzeuge', sagt der Verf. S. 264., 'scheint Anaxagoras ungleich weniger als Empedokles sein Augenmerk

gerichtet zu haben; allein er würde doch über die Empfindungslehre des Anaxagoras etwas mehr haben sagen können, wenn er die Stellen beym Theophrast do Sensu benützt hätte, auf welche ich in diesen Blättern aufmerksam gemacht habe (Jahrg. 1831. St. 138). Der Verf. gibt uns hier einmahl, — aber auch das einzige Mahl, Anlaß, ihn einer historischen Nachlässigkeit zu zeihen; darum wollen wir, und je sorgfältiger und vorsichtiger sonst sein Stellen-Apparat eingerichtet ist, zur Ergänzung einer Lücke bemerken, daß auch die bedeutende Hülfe, welche wir zur Erklärung der Sinnenlehre des Diogenes von Apollonia durch die Stellen des Theophrast gewinnen (vergl. Götting. gel. Anz. 1831. St. 151, 152.), von dem Verf. unbenützt geblieben ist, was um so mehr zu verwundern, da der Vf. sich in Ermangelung dessen mit den Stellen des Pseudoplutarch begnügen mußte, wovon die eine (S. 283. Anm. 12) noch dazu wahrscheinlich von Diogenes aus Babylon redet. — Weniger war Rec. verwundert den speculativen Sinn der Fragmente des Diogenes von Apollonia, wodurch dieser, obwohl seine Erscheinung vorübergehend ist (S. 347.), über seine Ionischen Vorgänger, besonders Empedokles, sowohl, als über die Eleaten hinaus ging (hier hätte Hr Brandis auf Steinbart's Artikel über Diogenes von Apollonia in der großen Hallischen Encyclopädie Rücksicht nehmen müssen) und den ihm eigenthümlichen Begriff der von der ἀλλοίωσις durchaus verschiedenen ἐτεροίωσις unbeachtet zu sehen. Daß übrigens Diogenes die Lust wahrscheinlich im Gegensatz gegen die erscheinende Lust bestimmt habe (S. 277) scheint mit der Aussage des Fragments: 'ὁ ἀπὸ καλομένου ὑπὸ τῶν ἀνδρῶν

πῶν' (S. 281. Anm.) zu streiten. Ueber die Darstellung der Atomistik wüßte Rec. weiter nichts zu bemerken, als daß sie im Uebrigen fleißig gearbeitet, diese Lehre doch nicht als ~~Stück~~ der philosophischen Forschung in ihrer rechten Stelle zeigt.

Den Abschnitt über die Eleaten beginnt der Vf. mit einem Resumé über die Ionische Physiologie, in welchem er, wie angedeutet worden, das Verschiedenartigste was unter diese Rubrik fällt, zusammen zu fassen und den Satz einzuführen sucht, daß die Eleaten der Philosophie ein neues Object und eine neue Methode gegeben haben. Wir möchten nicht den von dem Verf. oft gebrauchten Ausdruck billigen, dieselben hätten den Begriff des reinen Seyns entwickelt; denn dieses würde eine innere Mannigfaltigkeit fordern; vielmehr haben sie den Begriff des Seyns in seiner Abstraction fest gehalten und von ihm alle Verbindung mit der Mannigfaltigkeit und dem Werden abgewehrt, was der Vf. selbst mit dem wunderbarlich lautenden Satze sagen will (S. 346): 'Heraklit (Nominativ) veranlaßte nur bestimmter die von ihm durch Xenophanes kaum begonnene Entwicklung (Accusativ) des Begriffs Seyn, sich rein für sich und gegensätzlich gegen das Werden zu vollenden.' — Dieselbe Ungenauigkeit des Ausdrucks kommt vor, wo der Vf. sagt (S. 368): 'Allerdings hat auch wohl gewiß unser Kolophonier nicht den mindesten Zweifel gehegt, an der Evidenz und Gültigkeit seiner Schlussfolgerungen über das Seyn und die Gottheit, aber gewiß eben so wenig ausschließlich ein völliges Verständniß der Welt des Werdens vermist, sondern wahrscheinlich gefühlt, daß der Begriff des Werdens in seiner ganzen Fülle

Es noch nicht erkannt sey, da das Werden sich nicht darauf zurückführen lasse.' — Rec. versteht das Letztere so wenig, als er es bey Parmenides (S. 374, wiederholt S. 380) angemessen findet zu sagen: 'er nennt es (dies Seyn) ganz erfüllt mit Seyn'; in der hierauf bezüglichen Stelle (S. 380. Anm. t.) heißt es vielmehr: *Πάν δ' ἑμπλῆον ἐστὶν εἶντος*. Die Anschließung der Erscheinungslehre des Parmenides an die Philosophie des Heraklit, hätte noch genauer nachgewiesen werden können. — Uebrigens hält Rec. dieses Capitel von den Eleaten für eines der am trefflichsten gearbeiteten.

Bei der Pythagoreischen Lehre möchte Rec. gern länger verweilen, allein es ist ihm hier kein Raum gestattet, seine von Hrn Bravais abweichenden Ansichten auszuführen, welche auf einer genauen Unterscheidung der Philolaischen Bruchstücke (die ihm selbst noch einiger Sicherung nach Aristotelischem Principe zu bedürfen scheinen) von den Aristotelischen Angaben, deren einige noch auf eine frühere Gestalt der Lehre hinzuweisen scheinen, gegründet sind. Rec. will im Ganzen bemerken, daß ihm die Darstellung hier durchaus nicht übersichtlich die Genesis dieser Lehre darzustellen scheint, indem sie S. 75. vielmehr von verschiedenen Richtungen der Pythagoreer (wiederholt S. 502) ausgeht und von dem Grundprincipe der Lehre, daß die Zahl das Wesen der Dinge sey, zuletzt (S. 402) spricht, woben die auf Philolaos gegründete Voraussetzung ist, sie hätten die Zahlen auf den abstracten Gegensatz des Unbegrenzten und Begrenzten (Analytisch) zurückgeführt (S. 449), obgleich es auch wieder heißt, daß sie 'das Begrenzende als ursprüngliche Zahlen bestimmt haben.' Im

Einzelnen will Ref. nur Folgendes bemerken, daß S. 77. der Ausdruck der Philolaischen Lehre: 'er folgert, daß die Urgründe nicht hätten verbunden und geordnet werden können, wäre nicht die Harmonie in sie eingegangen' — ungenau ist. Philolaus will sagen, daß diese Principie nicht an sich betrachtet, da sie eben einen Gegensatz bilden, verbunden seyn, und daß erst die Verbindung auf irgend welche Weise hinzu gekommen sey: *ei μὴ ἀρμονία ἐπείετο, ὃ τὴν αὐτὴν τῶν αὐτῶν ἐπέετο* heißt es in dem Fragmente (S. 456. Anm. f.). Wenn nun diese Verbindung *ἀρμονία* genannt, und durch Octave bezeichnet wurde, wie S. 456 richtig bemerkt wird, so ist dies nur eine Art von Symbolik, welche auch von Bd. h S. 66 im Philolaos anerkannt worden und die dem Verf. hätte Gelegenheit geben sollen, sich über die mathematische Symbolik überhaupt, deren sich die philosophische Weltansicht des Pythagoras bedient, auszusprechen, was nirgends geschehen ist, obwohl ohne dieses die ganze Lehre nicht in das rechte Licht tritt.

In der Abhandlung über die Sophistik wünschten wir endlich, daß der Verf. das Eigenthümliche der Sophistischen Dialectik, welche zwischen der alten Philosophie und der Socraticischen Schule die Vermittelung macht, genauer gewürdigt und dabey die Ansichten von Hegel und E. Fr. Hermann berücksichtigt hätte. Dies über den Inhalt des lehrreichen Werks.

Die Einrichtung des Buchs hat etwas Unbequemes. Der Verf. gibt erst Paragraphen; dazu ausführliche Erläuterungen und dazu wiederum Anmerkungen, welche die Stellenbelege enthalten. Aber jene Erläuterungen, welche meist

durch die Citate veranlaßt sind, bilden oft nur einen zweyten Text; in dem Texte steht manches, was in diesem nicht gehörig erklärt oder gerechtfertigt ist (z. B. §. 40. die Idee der Gottheit u.) und statt die Grundgedanken, welche sich auf eine Philosophie beziehen, scharf und bestimmt auszudrücken, läßt er uns nur sehen, wie schwer es ist, ein solches Resultat aus vielfältiger und emsiger Quellenkunde, hervor zu heben, und im kürzesten Ausdrucke zusammen zu fassen. Dazu kommt, daß der Stil des Verfs besonders durch gehäufte Partikeln und Zusammenschiebungen der Sätze nicht selten eckig, schwerfällig und dunkel wird. Außer dem Obigen vergl. §. 49. erste Periode; S. 306., Zeile 7 v. o.: 'Indem sie aber u./s. w.'

Ungeachtet dieser und der tiefer eingreifenden Mängel, welche Ref. oben berührt hat, muß doch der Wunsch jedes Theilnehmers an diesen Studien die Fortsetzung dieses Werkes seyn, welcher wir darum einen guten Fortgang wünschen.

Wendt *).

Stuttgart und Tübingen.

Reise nach dem Caspischen Meere und in den Caucasus, unternommen in den Jahren 1825 u. 1826, von Dr. Eduard Eichwald, Russisch R. Collegienrath, Professor zu Wilna u. Erster Band, mit Kupfern und Karten. 1834. 8. XXI u. 472 S.

Das Caspische Meer gehört noch immer zu den wenig erforschten Meeren, wenn wir gleich

*) Die letzte Arbeit des Verewigten.

seinen Umfang kennen. Als Binnenmeer lag es außerhalb der großen Schifffahrt, und also auch der Entdeckungstreisen auf dem Ocean. Dazu kam, daß es bisher keine solche Straße des Handels wurde, als es wohl werden konnte, da seine Anwohner nicht zu den großen Handelsvölkern gehörten, und gewöhnlich in zu gespannten oder selbst feindlichen Verhältnissen gegen einander standen, als daß ein sicherer friedlicher Verkehr hätte statt finden können, wie dies bisher zwischen Russen und Persern der Fall war. Sollten einst diese Verhältnisse sich fester gestalten, so würde dies Meer eine größere, nicht bloß mercantilische, sondern auch, durch seine Lage, größere politische Wichtigkeit erhalten, wozu bey der jetzt auf den Orient gerichteten Aufmerksamkeit die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden ist. Der Verf., damals Professor in Kasan, hatte die dortige Professur unter der Bedingung übernommen, daß es ihm frey stehen sollte, auf öffentliche Kosten eine Reise auf diesem Meere zu machen, hauptsächlich in botanischer und geologischer Rücksicht; wovon der vorliegende erste Theil die Reisebeschreibung enthält. Er hatte von Anfang an mit großen Hindernissen zu kämpfen, da es ihm an der nöthigen Begleitung fehlte, bis seine, ihm erst kürzlich vermählte Frau den Muth hatte, nebst ihrem Bruder, dem Studiosus Finkle, diese Begleitung zu bilden. Am 8ten März 1821 verließ die kleine Gesellschaft Kasan; die Reise ging durch die Gouvernements Simbirsk, Saratow nach Astracan, über welche sehr schätzbare Nachrichten, besonders auch über die dortigen deutschen Colonien, mitgetheilt werden. In den Steppen fand man auch Calmücken-Lager und Dörfer. Bey Sarepta, das ganz von

Herrnhutern bewohnt ist, trat man schon in das Gouvernement Astracan. Die Stadt Astracan ist eine der bedeutendsten Städte des Russischen Asiens, und zeichnet sich besonders durch die große Verschiedenheit der Einwohner aus. Außer den Hauptbewohnern, den Russen, findet man Tataren, Armenier, Perser. Dies sind die Handel treibenden Nationen, die hier schon einheimisch geworden sind; auch Indier treiben einen sehr bedeutenden Handel; Bucharen dagegen, Chirwenser, Kirgisen und Truchmenen, gehören mehr zu den unbeständigen Bewohnern, die nur so lange bleiben, bis sie ihre Waaren verkauft haben. Die Talmücken leben meist außerhalb der Stadt in ihren Kibitzken. Sie sowohl als die Indier haben ihre Heiligthümer, die beide von dem Vf. besucht wurden, um ihrem Wohnen, der von ihm besuchter Indier besteht in einem sehr großen Gebäude. Da ein kleines hölzernes Haus, in dessen oberem ihre Kibitzken. Die Stadt Astracan liegt an den Mündungen der Wolga, den von dem Strome her immer mehr verschlammten. Von den drey Hauptarmen, in welche der Strom sich theilt, ist nur noch der rechte schiffbar, und auch nicht immer, so daß man bereits an die Anlage eines neuen Hafens gedacht hat, was aber ohne große Kosten nicht ausführbar seyn würde. Das Klima von Astracan ist bald sehr heiß, bald sehr kalt, so daß es bey dem schnellen Wechsel wohl nicht zu den gesunden gezählt werden kann.

Am 7ten May verließ der Verf. die Stadt, um auf dem Meere seine Reise fortzusetzen. Ihm

war zwar auf Befehl der Regierung das beste vorhandene Schiff ausgerüstet worden, aber es war eine Corvette von 16 Kanonen, die so tief ging, daß der Verf. selten sich mit ihr der flachen Küste nähern konnte. Noch auf dem Flusse blieb das Schiff schon auf einer Sandbank sitzen. Dazu kam noch ein anderer Umstand. Der Vf. hatte der Regierung einen Plan der Reise vorgelegt, der auch gebilligt war, jedoch natürlich nichts mehr als ein vorläufiger Entwurf seyn konnte. Der Capitän bestand nun aber darauf, daß dieser Plan die feste Vorschrift sey, die ganz genau ausgeführt werden müsse, so daß der Vf. nicht über die Fahrt des Schiffes frey disponiren konnte.

Wir werden, indem wir den Verf. auf seiner Fahrt begleiten, uns begnügen, die wichtigsten Plätze, wo er sich aufhielt, hervor zu heben. Die Fahrt ging zuerst längs der westlichen Küste des Meeres. Sie ist meist von Truchmennen besetzt, die sich zahlreich am Ufer zeigten. Sie sind zwar eins der friedlichern Völker, treiben aber zuweilen doch auch Seeräuberei. Am 11. Julius erreichte man die Stadt Tarki. Die ist ganz am Abhange eines Berges, mit engen und schmutzigen Gassen. Die nach orientalischer Bauart mit flachen Dächern. Sie wird mindestens 1800 Häuser enthalten. Die Umgegend wird von den räuberischen Tzetschenzen bewohnt, die kürzlich zwey Russische Generale ermordet hatten. Durch das rauhe Gebirge hat der Weg mit Pulver gesprengt werden müssen, um eine gute Straße zu erhalten. Am 13. Julius ward die Fahrt nach Derbent fortgesetzt, daß man am 20. Jul. erreichte. Die Stadt ist gut gebaut und soll 26000 Ein-

wohner ent
 dem Arme
 gelmäßig g
 ftert, abe
 mandant h
 Derbent is
 theils wege
 theils wege
 auf Grabm
 schichte zu
 ste Schugn
 nördlichen
 Mauern,
 bend sie un
 Jahre 1790
 von den I
 sehr stürmi
 nach dem
 Baku, wo
 Die Stadt
 4000 Einw
 selbst war
 vielen Beq
 Nördlich vo
 findet sich a
 ge Feuer.
 man unterse
 flammen,
 kleinere Flä
 hoch in die
 liche Gegen
 wird durch
 und ist nich
 tha. Um d
 ihre Gellen,
 men. Auf

gegenüber, die der Verf. jedoch nicht selber besuchen konnte, sind Hügelchen, die Schlamm auswerfen; der Verf. nennt sie Naphthavulcane. Bereits der Araber Massuti im zehnten Jahrhundert erwähnt diese Feuer.

Von Baku aus wurde nun die Schifffahrt

auf dem Caspischen Meere nach dem Balchanischen Meer. Der Verf. hat dies untersucht, in den sich Arm des Drus mündete, eere verlor. Der Meeresspiegel, dreyßig Jahre ab, wieder zunehmen. Ein allerdings wahrscheinlich, gelmäßigkeit. Von hier ab und nach Masendeschadt Balfrusch an der Abul, die aber auch an Balfrusch ist ganz Handelsaus einer Menge Karakausleute ihre Waaren Verkaufe ausstellen; er aber zu enge, besonders enge von Leuten zu Fuß erschwert; der mittlere gedeckt. Von Balfrusch nach Ghilan und Eusebi, nur die Küsten besuchen. Reichthum an Seide besch gegen 900000 Pfund nach Astracan, theils antinopel. Der Verf. hat, wo er den Winter dieser Gelegenheit von stante Nachrichten über

die Väter, ihre Sitten und Einrichtungen des Privatlebens mitgetheilt, wozu unter andern gehört, daß bey ihnen gefegliche Ehen auf bestimmte Zeit, von zwey oder mehreren Jahren, geschlossen werden, die nach dem bestimmten Termine aufgelöst sind, so daß die Söhne dem Vater, die Töchter der Mutter bleiben. Auch über den jetzt verstorbenen Schach Feth Ali und seine Residenz Aheran erfahren wir Mehreres. Aheran ist nur eine kleine Stadt, die mehr einem Dorfe gleicht. Die Häuser sind unansehnlich, und viele unbrauchbar. Selbst der Kaiserliche Palast verdient nicht diesen Namen. Der Persische Handel nahm seit einiger Zeit sehr ab, theils wegen der hohen Zölle, theils weil die meisten Persischen Waaren jetzt über Erivan nach Tiflis gehen. Am Ende des Bandes werden noch genaue Nachrichten über die Fischereyen von Astracan, und die Bereitung des Caviars gegeben.

Der vorliegende erste Band umfaßt die ganze Reise nach dem Caspischen Meere. Ein zweyter soll die ganze Landreise von Baku über den Caucasus nach Tiflis und Casan enthalten. Die beygefügte große Karte des Caspischen Meeres ist auch noch sehr wichtig durch die Angabe der Tiefen und des Untergrundes.

Sn.

St u t t g a r t.

Die politischen Zustände Spaniens seit 1808 bis 1836, geschildert von Dr. H. Elsner. Erste Lieferung 1808 bis 1814. 8. 134 S. 1836.

Der Verf. sagt selber in dem Vorworte: Man nehme die folgenden Blätter nicht sowohl als ein historisches Werk, sondern vielmehr als eine Einleitung und fortlaufende Anmerkung zu den Zeitereignissen, welche uns durch die Journale mitgetheilt werden. Dem Verf. ist keine Zeit für die Feile vergönnt, er hat nur das Bestreben, die Thatsachen und Zustände richtig darzustellen, und der vielfachen Unkenntniß dieses interessanten Volks, und manchem verbreiteten Vorurtheile so viel an ihm ist zu begegnen. Dies offene Geständniß des Verfassers überhebt uns einer weiteren Beurtheilung; als nur der Versicherung, daß derselbe das Versprochene, nach den von ihm benutzten Quellen, getreuet hat. Das Interesse, welches Spanien gegenwärtig erregt auf der einen, und der häufige Wechsel der dortigen Verhältnisse auf der anderen Seite macht eine solche anspruchlose Uebersicht der dortigen Begebenheiten zum Bedürfniß, und deshalb zeigen wir das Buch an, indem wir glauben, manchem Leser dadurch einen Gefallen zu erzeigen. Das Ganze soll drey Lieferungen umfassen, die vorliegende erste geht, wie es schon die Seitenzahl auf dem Titel lehrt, von der Invasion Napoleons 1808 bis zur Wiedereinsetzung Ferdinand VII. 1814. Vorgesetzt ist ein Bildniß des General Mina.

Dn.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 30. Januar 1837.

Leipzig.

Quaestionum mathematico - psychologica-
rum. Specimen II.

Herr Professor Drobisch, als jetziger Pro-
cancellarius der philosophischen Facultät, liefert
in diesem Programme die Fortsetzung eines frü-
heren, welches im Julius vorigen Jahrs zu ei-
ner academischen Feyer einzuladen bestimmt war,
und damals in unsern Blättern angezeigt wurde.
Beide sind statischen Inhalts, d. h. sie betreffen
die Gesetze des Gleichgewichts unter den Vorstel-
lungen; ein Paar andere, worin die Mechanik
des Geistes wird beleuchtet werden, sollen bald
nachfolgen. Den Anfang des Vorliegenden macht
der Satz: Generalis haec est psychologiae
lex, quod omnes notiones in animo simul
propositae, quoad fieri potest, in unum con-
iungantur, et composita sic efficitur notio.
Dieser Satz steht der irrigen Meinung Kant's

[13]

entgegen, als ob eigene Handlungen der Synthesis nöthig wären, um ein Mannigfaltiges zur Einheit des Vorstellens zu bringen. Es gibt keine Scheidewände zwischen den Vorstellungen; sie fließen von selbst in Eins, wo nicht die Hemmung wegen der Gegensätze im Vorgestellten es verhindert. Hier aber gibt es Unterschiede, derentwegen das Programm in drey Abschnitte zerfällt. 1) *De perfectis notionum complexibus*; d. h. von den vollkommenen Verbindungen, welche da eintreten, wo kein Gegensatz im Vorgestellten liegt, z. B. wenn wir einerley Object durch seinen Ton und seine Farbe zugleich auffassen. Gesezt, es seyen mehrere Objecte auf solche Weise zugleich vorgestellt: so entsteht die Frage nach der gegenseitigen Hemmung zwischen den Gesamtvorstellungen dieser Objecte; indem sowohl die Farben derselben als die Töne einander hemmen, jedoch nicht die Farben für sich, und eben so wenig die Töne für sich, sondern die ungetheilten Vorstellungen, worin Ton und Farbe als Merkmale erst dann können unterschieden werden, wenn Reflexionen höherer Art hinzukommen, deren Bedingungen weit außer den Gränzen dieses Programms liegen. 2) *De connexarum notionum aequilibrio*. Hier ist nicht mehr von solchen Vorstellungen Rede, welche sich vollkommen zu vereinigen fähig wären, sondern von unvollkommener Verbindung, die nach geschehener Hemmung eintritt, und wo für der Ausdruck Verschmelzung ist gewählt worden. Wo irgend ein paar Töne zugleich gehört, oder ein paar Farben zugleich gesehen werden, da bildet sich nach Verschiedenheit der Vorstellungen, oder auch der Umstände, eine Verbindung, die nur dann vollständig seyn kann,

wenn die Vorstellungen ganz gleichartig, und die Umstände ganz günstig wären. Zwei Personen mögen genau den nämlichen Ton singen, oder zwei Stellen eines Gemäldes mögen nicht bloß gleichfarbig seyn, sondern auch so nahe beysammen liegen, daß man keinen Zwischenraum an geben könne; dann freylich, und auch nur dann, wird das Gehörte oder Gesehene vollkommen zusammenfließen; sonst aber, wenn irgend ein Unterschied vorhanden ist, entsteht einerseits Hemmung, andererseits doch ein gewisser Grad von Vereinigung; so daß, wenn etwas Drittes hemmend dazu kommt, die beiden Vorstellungen sich dem Dritten mit einer Energie widersetzen, die zwar nicht ganz ihrer Summe entspricht, aber größer ist, als wenn jede Vorstellung einzeln hätte widerstehen sollen. Die Bestimmung des Gleichgewichts in solchen Fällen ist der Gegenstand des zweyten Abschnitts. 3) *De imperfectis notionum complexibus.* Hier wird etwas in Frage genommen, welches gewissermaßen die Betrachtung der beiden vorigen Abschnitte in sich vereinigt. Zufällige Umstände können verhindern, daß Vorstellungen zu einer vollkommenen Vereinigung, deren sie an sich fähig wären, wirklich gelangen. Man will wissen, wie sie in dieser geringeren Vereinigung, deren Gradbestimmung sehr verschieden seyn kann, gemäß derselben wirken werden. Ueber diesen dritten Punct wäre beynahe eine kleine Differenz zwischen dem Hrn Verf. und dem Unterzeichneten entstanden. Allein man hütete sich zu disputieren; man bemühte sich vielmehr auf beiden Seiten, um neue Wege der Untersuchung zu finden; man traf bald im Resultate zusammen, und der Unterzeichnete hat dem Hrn Verf. dafür zu danken,

daß derselbe ihn veranlaßte, seine frühere Rechnung zu berichtigen.

Vergleicht man dieses zweite Programm mit dem ersten: so kann man es nicht mehr elementarisch nennen; denn das erste enthält Rechnungen für einzelne Vorstellungen, das gegenwärtige erweitert dieselben auf Complexionen und Verschmelzungen. Allein wer damit die gewöhnliche Behandlung ähnlicher Gegenstände in den Psychologien vergleicht, der wird geneigt seyn, diese ganze Untersuchung gar sehr elementarisch zu nennen, weil anderwärts die Zerlegung der zusammengesetzten Vorstellungen in ihre kleineren Theile pflegt vergessen zu werden über dem vorgestellten Objecte, und besonders über dem vorstellenden Subjecte, von dessen Thätigkeiten und Vermögen man vielerley zu sagen gewohnt ist, was (um den gelindesten Ausdruck zu wählen,) in den Zusammenhang der hier geführten Untersuchung auf keine Weise kann aufgenommen werden. Darüber einige weitere Auskunft zu geben, wird sich vielleicht bald Gelegenheit finden; nämlich alsdann, wenn der Hr. Vf. die beiden noch versprochenen Programme wird nachgeliefert haben. Für jetzt ist genug, wenn man einsieht (was aus dem Vorstehenden schon klar genug hervor geht), daß die hier angezeigten Untersuchungen nicht etwa aus einer besondern Lust am Calculieren haben entstehen können; welche Lust der Hr. Verf., wenn er wollte, an ganz anderen Gegenständen leichter befriedigen konnte. Vielmehr bedurfte die Psychologie einer Berichtigung vieler, traditional gewordenen Fehler, von denen ein Hauptzug, daß man neben dem Vorstellungsvermögen noch ein besonderes Begehrungsvermögen, und mit fortschreitendem

Irrthume dann auch noch ein Gefühlvermögen nöthig hatte, allgemein bekannt ist, und eben deshalb schon längst die allgemeine Verwunderung hätte erregen können, wie es doch zugehen möge, daß Vorgestelltes sich in ein Begehrtes und Gefühltes bald verwandele und bald nicht? Welches Causalverhältniß überhaupt unter diesen verschiedenen Seelenvermögen ist. Hier hatte der Irrthum alle U. Um dieselbe zu eröffnen, mußten werden, daß die Vorst. das Geistig-Wirksame sind, und lich in Folge ihrer Gegensätze. Dies, und vieles Andere, kam der Rechnung einleuchtend gem. gehen wissenschaftliche Untersuch. ohne zu fragen, ob es etwa möge daran Theil zu nehmen.

Herbart.

B o n n.

Bey Ed. Weber, 1837: Die Marken des Vaterlandes, von Hermann Müller. Erster Theil. Des Westens nördliche Hälfte. 240 und 142 S. 8.

Reimende Untersuch. deutsche Geschichte, so sind so gelehrt, daß sie reife heißen. In wessen Händen unserer Vorzeit die dem darf außer jener oft Begeisterung für unersch. Classiker auch der Muth Art einheimische Kunde z

eine gütliche Forderung, der nur vorbey gegangen wird aus Verwöhnung, Trägheit oder Stolz, auf die aber der Verf. mit Erfolg sich einzulassen versteht.

In seinem Buche wird der Etymologien die meisten Leser viel zu viel dünken, und ein geringes Maß hätte dessen Kraft gesteigert. Allein er übt sich auf weitem Felde, und hat begriffen, daß die Sprachen, im Mißbrauch ein leichtes, im Gebrauch ein schwieriges Element, hier angewendet werden müssen. Art und Weise ihrer Handhabung, schon jetzt voll Tacts und feiner Wahl, wird sich ihm allmählich läutern und klärtigen. Die Ungedult des Findens ist verführerisch, der Rebel des dichten Alterthums triegend; einzelnes aber beginnt heraus zu treten, um so deutlicher, je mehr es sich auf die meistens vortrefflich befestigten historischen Haltpuncte stützen kann. Von dem Aufgestellten mag manches fallen, die Abhandlung greift jedoch frischer und tiefer in den Gegenstand, als die meisten der voraus gegangenen Schriften.

Die Deutschen sind dem Verfasser keine Aborigenes (auch diesen Ausdruck beleuchtet er kritisch), sie sind 'aus fernen Gebieten in diese rauen, damals der Freyheit günstigen Striche gezogen.' Vor ihnen wichen Celten, auf sie selbst wirkte der Druck im Osten; noch kein anderes Volk ist sich Jahrtausende hindurch so gleich geblieben, hat sich im Innern, während es über die Gränze hinaus verjüngend in Europa vordrang, so rein erhalten.

Was vom Celtenthume in Deutschland und dessen örtlichen Spuren gesagt wird, ist ausgezeichnet. Nicht wenig alte Namen der Städte und Flüsse sind celtisch, oft in gallischem Lande

sich wiederholend. Auch wohl die Undeutschheit des Namens Rhein muß zugegeben werden.

Bevor der Verf. zu den Deutschen selbst sich wendet, führt er Belgen vor, anstoßende Gallier und vorgermanische Stämme. Man halte seine anziehende Untersuchung über den Hasen der Moriner, über das Castellum Menapiorum zu dem Aufsatze von Schayes in dem zweiten Bande der *Mémoires des Antiquaires de la Morinie* (St. Omer 1833), und urtheile. Er will genauer als bisher geschieht die Belier geschieden wissen. Zwar ein celtisches Volk sind die Belgen, aber von Binnengalliern in Sprache und Sitte beträchtlich absteigend. In jenen Vorgermanen (Eburonen, Condrusen u. s. w.) sieht er weder Belgen noch Gallier, sondern iberische Stämme. Iber, Iberia, Ebro stimmt zu Ebro; als Eburonen Römer ad colloquium fordern, wird ihnen ex Hispania quidam, qui jam ante, missu Caesaris, ad Amborigem ventitans consueverat, zugefertigt (Caesar 5, 26. 27.). Sehr möglich, daß in Gallien Ueberbleibsel älterer, iberischer Bevölkerung vorblieben, wie in Deutschland galischer.

Mit diesen Vorgermanen nun hängt eine triftige Bemerkung zusammen über den Ursprung des Namens Germanen. Man muß fest halten, daß das Wort kein deutsches, vielmehr von Römern und lateinisch redenden Galliern in der ihnen geläufigen Bedeutung aufgebracht worden sey. Rec. hatte es zumahl aus Strabos γερμανοὶ γὰρ οἱ Γερμανοὶ κατὰ τὴν Πρωταίων διάλεκτον (Tsch. 2, 320.) gefolgert, und aus dem Soldatenwize bey Bellejus *Waterculus* 2, 67, dessen Wortspiel:

de Germanis, non de Gallis, duo triumphant Caesares

auf:
Der
hat a
Pluta
mer la
der G
tthe,
ni un

Nebensinn *germanis* beruht
ich diese Stelle 142* nach,
entscheidendere S. 230 aus
Den Ausdruck *Germani* sei
le nicht recht fassend, setzt
und damit geht die eigent-
Zweydeutigkeit von *Germa-*
liegende Meinung verloren.

Germanus war den Römern mehr als *frater*,
es ist die adjectivische Verstärkung der Begriffe
frater oder *soror*, wie wir leiblich zu Bruder
oder Schwester fügen. Die Römer nennen galli-
sche Völker *fratres consanguineosque* (Caes. 1,
33. Tac. ann. 11, 25.); nicht *germanos*, zu
einer Zeit, wo dieser letzte Ausdruck schon einen
bestimmteren Bezug auf Deutsche erlangt hatte.
Früher hingegen mögen auch Gallier unter der
friedlichen und schmeichelnden Benennung erschei-
nen. Livius 21, 38 redet von *gentibus semi-*
germanis in der peninischen Alpe, die keine
Deutsche waren, sondern dunkler Herkunft; und
weit früher wissen die capitolinischen Fasti (a. u.
531, a. Chr. 222.) von *Gallia Insubribus et*
Germanis. In der von Tacitus vernommenen
Ueberlieferung heißt es ausdrücklich, daß *Ger-*
mani nicht der alte Name des Volkes selbst sey,
vielmehr ein von siegenden Tüngern gebrauchter,
welche den Rhein überschreitend, zurück weichen-
den Galliern dadurch furchtbar wurden, daß sie
als Brüder der jenseitigen Deutschen erschienen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. 19. Stück.

Den 2. Februar 1837.

B o n n.

Beschluß der Anzeige: Die Marken des Vaterlandes.

A victore, das Gegensatz bildet zu a se ipsis, kann nicht übertragen werden: nach dem Sieger; ob metum schwerlich das transitive ob metum inferendum seyn, es steht intransitiv wie Ann. 1, 68 milite ob metum defixo vom römischen Krieger gesagt ist, oder bey Caesar 1, 39 timor und propter timorem auf diesen geht. Doch mag die Stelle zweifelhaft bleiben, mögen Tungri dem Tacitus für Deutsche gegolten haben oder nicht, als Gallier konnten sie ihm nicht erscheinen, weil durch sie die Gallier vom Rheine verdrängt wurden; seine Ausdrücke sind unsicher verglichen mit der Entschiedenheit des folgenden Ausspruchs, daß die nächsten Uferbewohner ausgemacht Deutsche seyen. Unter diesen führt er keine Tugern auf, nicht unter den

[14]

jenigen Undeutschen einmahl, welche deutsche Herkunft behaupten. Wie es darum stehe, es war eine in Belgien und Gallien verbreitete Sage, die sich auf solche Weise den Ursprung der Benennung Germani im Nordwesten zu erklären suchte. Schon vor Cäsars Zeit war sie appellativisch und aus ihr der Landname Germania gebildet worden, nicht bloß für jene Gegend, sondern für das gesammte übrerrheinische Gebiet. Die Deutschen aber ließen im Verkehr mit Fremden den Namen sich gefallen, wie späterhin das Allemands im Munde der Franzosen.

Völkernamen müssen anfangs als sie entsprangen, wie alle anderen Namen, bedeutsam gewesen

bemerkt wird aber, daß wenn man ihren Sinn ihres Namens, oder in dessen Auslegung versuchten, mögen, daß viele Benennungen he waren, und aus dem Besten Zustände erwuchsen. Es ist und ein Name verdrängte den andern, und konnte ein Volk seinen Namen

entweder selbst sich beylegen, oder ihn von andern beygelegt erhalten. Den Grund gab Gestalt, Tracht, Bewaffnung, Gewerbe, Herkunft.

Nach allen diesen Rücksichten wird die Deutung der alten Volksnamen der größten Schwierigkeit unterliegen. Die vom Nachbar aufgebracht fordern ihre Erläuterung aus der fremden Sprache, werden aber nichts desto weniger oft den einheimischen Lauten assimiliert worden seyn, und so können celtische Wörter endlich das Aussehen deutscher annehmen. Da die Sitze der meisten Stämme wechseln, kann die aus ihrer örtlichen Lage hervor gegangene Benennung späterhin unpassend oder schief werden. Längere Da-

verheißen die von äußerlicher Erscheinung und Bekleidung entnommenen, weil sie in der Sitte wurzeln: so scheinen Sachsen und auch Franken nach ihren Waffen genannt; Bastarnen vielleicht nach dem Bindenbast ihrer Schilde? (die Endung ARNA gehört hohem Alterthume); oft läßt der Gegensatz nahegelegener Stämme in des Namens Sinn dringen, z. B. Suardones und Bithones mögen von schwarzer und weißer Farbe der Tracht ihre Namen führen.

Am wenigsten zu geben scheint der Verf. auf solche, die sich von Stammhelden ableiten, und doch läßt uns Tacitus selbst die drey Hauptäste der Germanen aus des Mannus Söhnen entsprossen, und weiß, daß ihm die Sage noch mehr Söhne verlieh, von welchen andere Germanen abstammten seyn sollten. So werden Jonier, Dorier, Aeolier nach Helden benamt, ja Hellenen überhaupt, und die attischen Phylen; warum nicht auch deutsche Völker? Bildung und Ableitung weisen dahin, -ING fordert den Begriff leiblicher Abstammung. Damit soll nicht in Abrede gestellt seyn, daß umgekehrt aus Volksnamen Heroen entwickelt werden konnten.

Die Benennung Herminonen bespricht der Verf. nicht, Hermunduren stellt er zu Irmin, dessen göttliches und persönliches Wesen aber gezeugnet wird, während doch alle Nebenuntersuchungen wieder auf Hermes und Hercules lenken, selbst Germanus S. 139* 140* an Eppas gemahnt. Wenn durch Eppas (Stoß, Säule) der Begriff Eppas nicht verloren geht, braucht auch Irmin nicht der Bedeutung des Klotzes zu weichen. Witekind muß doch noch gewußt haben, warum er Hirmin und Mars vergleicht. Schön, daß die neapolitanische Inschrift von Tamsana

nicht sogleich, als ein *sceleratum Ligorii commentum* abgewiesen, sogar aus dem ital. tanto Stod, Schaft erläutert wird. Es wäre vielmehr zu denken an die mythische Frau Stempen, die der Bertha gleich steht, und sich wiederum aus Stampf, Psal, pilum deuten ließe. Wie picus, taurus, mal, meltan, link zu speht, stür, smal, smeltan, slink verhielte sich Tamfana zu Stampfana?

Ubii leitet der Verfasser aus uobian colere, und da lantnobo agricola, christuobo christicola ausdrückt, mag das allgemeine nobo cultor ein ackerbauendes Volk, oder ein die Götter verehrendes vorstellen.

Ob die Römer den ersten Vocal in Ubii kurz aussprachen, wissen wir nicht, das UB von Danubius, wohl auch Gelduba (in ubischer Gegend) war es ihnen, während Tuonouwa, und uobian auf langen Vocal führen.

Es soll nicht eingewandt seyn, daß unter aquitanischen Galliern bey Plinius 4, 14 Bituriges liberi cognomine Ubisci (al. Vibisci, wie Tac. Ann. 13, 57 civitas Vibonum für Ubiorum?) vorkommen, was auf celtischen Namen, wo nicht Ursprung der Ubier schließen lassen würde, wie des Verfs Scharfsinn Sigambren und die Sieg mit Sequanern und der Sequana zusammen stellt. Gleich den Sigambren sind die Ubier wahre Germanen.

Aber Stellen aus Gottfried Hagens kölnischer Chronik, worin Coelne, d. i. colonia, durch das deutsche ovinge, d. i. Uebung, von oven colere erklärt wird, waren gewiß nicht auf Colonia Ubiorum zu ziehen, und ovinge ist kein Gen. Pl. von Oving, Ubius. Die Richtigkeit jener Ableitung von Ubii aus uobian

voraus gesetzt, müßte freylich als seltsames Spiel des Zufalls erscheinen, daß der lat. Name des ubischen Hauptsteges Colonia aus colere herleitbar ist, oder wollte man bey der Anlage des Orts Rücksicht auf den Volksnamen muthmaßen? Schwerlich, bey der großen Zahl der Colonien allerwärts; diese colonia wurde gestiftet im J. 50 von der im oppidum Ubiorum geborenen Agrippina, des Germanicus Tochter (Ann. 12, 27, daher auch 13, 57 nuper condita?) Seitdem nannten die Ubier sich gern Agrippinenses (Germ. 28), wieder nach dem Gründer, und noch in unserm spätem Heldenbuche heißt der Landstrich Grippigenland, was allenfalls anslüge an Ripuaria, Riflant. Doch die letztere Benennung hat sich Rec. in anderem Zusammenhange mit Ubii gedacht, worin ihm die Wurzel uob, uov, die unserem Ufer, uovar, uobar zum Grunde zu liegen scheint, den Uebergang in Ripuarii, Riparii treffend erklärt. Ubii wäre natürlich erst seit der Ansiedelung dieses Volks am Niederrhein, früher am rechten, dann am linken Ufer, entsprungen.

Der Usipier Namen scheint weder die Wisper noch Wisbaden zu enthalten, eher vielleicht die Wurzel von Usingen oder anderer Eigennamen, wie Uslar, Usener; eine gothische Form iusila (remissio) und iasiza (melior, potior) hilft noch nicht für die zutretenden Ableitungen IP und ET (Usipetes).

Bey Tencterus hatte Rec. gleichfalls das altn. tengdr consanguineus ermogen und sibbeon bitengi steht Hel. 43, 11; doch beiden mangelt das ER des Volksnamens. Wie wenn tencterus linē bedeutete? das hochdeutsche

denk, ital. zanco, würde ganz leicht ein comparativisches TER annehmen (Gramm. 3, 629. 630) und sich wie δεξιός zu δεξιτερός verhalten, vgl. das lat. dexter (ahd. zëstar? neben zeso, im niederb. Tësterbant, Teisterbant, das hier S. 132* anders aufgefaßt wird) und sinister, ahd. winistar, und selbst rechter, linker für recht, link. Doch die Bestätigung dieser Vermuthung würde davon abhängen, daß die Geschichte oder ein sonstiges Verhältniß nachweisen könnte, warum die Tencteri einen solchen Namen geführt hätten.

Ueber Cimbern und Teutonen hat unser Verf. besonders sorgfältige Untersuchungen gepflogen, und man wird durch ihn an der ersten Deutschheit wieder irre. Allerdings ist schon der unter den gallischen Völkern hastende Name Kimri ein starker Grund dafür sie diesen beizuzählen. Desto unbestreitbarer deutsch sind die Teutonen, deren Benennung zusammen trifft mit der uns überhaupt verbliebenen. Das goth. Abj. thiudisk weist zunächst auf thiūda, das ahd. diotisc auf diot; an thiuths ἀγαστός, clarus, als an ein nahe verwandtes Wort darf dabei immer gedacht werden. Denn deuten heißt erklären, klar machen und deutsch reden deutlich (S. 224. 225 und noch weiter in den Berichtigungen), wie man im dreizehnten Jahrh. 'zo diute sagen' für auslegen, deuten, latin, und noch heute welsch für unverständlich gebrauchte. Da nun auch das lateinische germanus ursprünglich echt, klar ausdrückte, so ist die Bemerkung scharfsinnig, daß durch den sonderbarsten Zufall der welsche Name Germanus genau die Uebersetzung des echten Namens der Deutschen enthält.

Der Gleichstellung, und Vermengung der Wurzeln *erchan* und *erman* (S. 83* ff.) wird man schwerlich beypflichten und einem solchen Verfahren müssen alle gewonnenen etymologischen Regeln wieder verschwimmen. *ragin* soll nicht *consilium*, sondern *auctoritas* bedeuten, das möchte seyn, weil sich beide Begriffe berühren, und sogar Tacitus in der berühmten Stelle Germ. 12. '*consilium simul et auctoritas*' verbindet. Nimmermehr aber ist *Ragin*-hart aus *Raginrät* entsprungen.

Fein und sinnreich ist an dem S. 150 ff. gewählten Beispiele der Zahlen die langsame, organische Bildung der Wörter entwickelt, wenn auch gegen das Einzelne große Einwendungen gelten werden. Bey Ruthe (S. 156) hätte besonders der altsächsischen *ruoda* (RA. 676) solten erwähnt seyn, die auf dem Systeme der Vier, Acht und Zwölfszahl beruht.

Ein glänzendes Zeugniß für den Beruf des Verfs zu diesen Untersuchungen, das auch andern Lesern, die sich um deutsche Sprache nicht kümmern, einleuchten soll, haben wir noch aufgespart. Ptolemäus, nachdem er die Länge und Breite von *Φλιόβη*, d. i. *Flevum*, richtig angegeben hat, fügt einen Ort *Ξιατορτάδα* unmittelbar darauf hinzu. Daraus wollte man *Saterland* machen. Aber der Grieche hatte hier des Tacitus Annalen vor sich, 4, 73: *exercitum Rheno devectum Frisiis intulit* (Lucius Aprianus), *soluto jam castelli obsidio, et ad sua tutanda digressis rebellibus*. Vielleicht durch nachlässige Schrift geteuscht, oder in sorgloser Eile nahm der Geograph die unterstrichenen lateinischen Worte für einen friesischen Ort, dessen Grade er nun aufs Ungefähr bestimmte. Daß

aus einem wirklichen deutschen Namen die Gestalt bey Tacitus erwachsen sey, ist weit unwahrscheinlicher. Ann. 4, 72 geht unmittelbar Elevation von aus.

Jac. Grimm.

Oldenburg.

Bei W. Berndt: patriotische Phantasien eines Juristen von Dr Christian Ludwig Kunde, großherzogl. oldenburg. Oberappell. Gerichts-Präsidenten und Conferenzrath. 1836. IV und 359 S. gr. 8.

Ein Buchtitel angenehmer Erinnerungen und ein Verfasser-Namen doppelt rühmlichen Klanges treten uns bey dem vorliegenden Werke entgegen; woran sich, die drey guten Dinge voll zu machen, die an die Spitze gestellten Worte aus dem großen Dichter schließen: 'Stets geforscht und stets gegründet, — nie geschlossen, oft geründet, — Altestes bewahrt mit Treue, — freundlich aufgefaßt das Neue, — heitern Sinn und reine Zwecke! — Nun, man kommt wohl eine Strecke!' — Ein Motto, das für jeden Gelehrten und besonders den auch in die Praxis eingeweihten gelehrten Juristen den schönsten Lebenswahlspruch bildet, und mit wehmüthigem Schlusse den immer doch vom selbst geschaffenen Ideale entfernt bleibenden, zum Greise werdenden Mann tröstet. — Ohne anmaßend an J. Möser's patriotische Phantasien erinnern zu wollen, erinnert der würdige Verf. daran dennoch, und zwar nicht bloß durch den Titel seines Buchs, sondern durch den Inhalt, welchen Möser mit Freuden einen patriotischen Phantasien verbrüdet erken-

nen würde. Der Verf. theilt hier vereinigt mit, was er meistens schon früher in vaterländischen Zeitschriften, welche sich wohl wenig über die Gränze verbreitet und auch im Lande selbst kein großes Publicum gefunden haben, einzeln und in einer langen Jahres-Reihe nach und nach hatte abdrucken lassen. Es sind 22 kleinere und größere Aufsätze, verschiedenen, aber stets nahe liegenden Werthes für Bildung des Rechts und der Rechtsgelehrten. Gewiß gewinnen diese gesammelten Arbeiten durch die gegenwärtige Bekanntmachung, was sie so sehr verdient haben, ein weiteres als bloß locales, ein längeres als bloß ephemeres Interesse. Treffend bezeichnet der vielbeschäftigte Präsident des oldenburgischen höchsten Gerichts diese Aufsätze als Ausläufer vom Berufsfelde; aber wahrlich Ausläufer der edelsten Art. Sie bezeugen einen Geist, der unter der sich täglich fortwälzenden und doch nie endenden Mühe und Schwere der oft sehr gemeinen Berufsgeschäfte, das Edlere seiner Wissenschaft und die höchsten Zwecke des Lebens und Staatsvereins nicht aus den Augen verloren hat. Er erwähnt, wie seine Mittheilungen in diesem Buche zum Theil auf die Gesetzgebung einwirkt. Wohl dem Lande, in welchem solche Arbeiten solcher Männer dem Blicke der gesetzgebenden Macht nicht entgehen! Gewiß verwirklicht sich auch, was Hr. Präs. Kunde wünscht: daß diese Aufsätze noch in Zukunft auf die Gesetzgebung einwirken, daß sie angehenden Geschäftsmännern zur Förderung ihrer Bildung, und daß sie Uneingeweihten zur Aufklärung und Berichtigung ihrer Ansichten dienen. — Ref. gibt den Inhalt der einzelnen Nummern unter Bezeichnung des Jahrs, in welchem sie zuerst erschienen sind, nur kurz an.

1) Klagen eines Abfindlings (Aus dem Jahre 1803) S. 1 — 16. Anschauliche, echt Mörsersche Schilderung der unbeschreiblichen Nachlässigkeit und Unbestimmtheit in der Fassung einiger, immer wiederkehrende Verhältnisse des gemeinen Mannes ordnender Geseze, welche dadurch zu steten Processen Veranlassung geben, den Landmann arm machen und die Familien verzweifeln. Der Verf. bemerkt in einem Zusaze von 1835, daß die seinerseits im Jahre 1803 ausgesprochenen Wünsche, jene Mängel gehoben zu sehen, noch nicht in Erfüllung gegangen, daß vielmehr für das Großherzogth. Oldenburg die Aufgabe noch in größerem Umfange zu lösen sey, da hannoversche und münstersche Gebiete zu Oldenburg gekommen, in denen sich dieselben Anstöße finden. Er meint, daß durch eine, nach der Grundlage der oldenburgischen Landgemeindef-Ordnung von 1831 modificierte Wiederherstellung der altdeutschen Bauerdinge (cf. Struben tract. de bonis meierdingicis §. 29. 30., Gerichte, in denen die von der Gemeinde gewählten kundigen Gerichtsbesizer, Ahtsleute, Urtheilsträger, nach mündlicher Verhandlung zu Protocoll, das Urtheil fällen, während der vorzuziehende Beamte das Verfahren nur zu leiten, aber beym Finden des Urtheils nicht mit zu stimmen hat,) — nicht nur für schleunige Ausmittlung der Abfindungen aus den Höfen und der Antheile der Abfindlinge an dem davon getrennten Vermögen, sondern auch für eine zweckmäßige Beylegung und Entscheidung mancher gleichartigen Streitigkeiten, über Hof-erbsfolge, Gutsübertragung, Leibzucht, Interimswirthschaft, eheliche Güterverhältnisse gesorgt und der Landmann so wieder zur Kunde und

selbst zur autonomischen Gestaltung seines besondern Rechts zurückgeführt werden möchte, die ihm nicht zu seinem wahren Besten entzogen sind. Ein auch außerhalb Oldenburg sehr beachtenswerther Vorschlag!

2) Also sollte man das Näherrecht ganz abschaffen? (1803) S. 17 — 36; fingiertes Schreiben an Walch in Jena, den Verfasser des bekannten Buchs über das Näherrecht. Der Verf. wiederholt, wie das Sammeigenthum als allgemeiner Grund des Retracts nicht einmal den Dienst einer brauchbaren Hypothese, geschweige denn historisch erwiesener Wahrheit leisten kann. Da es an genaueren Sätzen des Näherrechts mangelt, man also die Entscheidungen darüber aus Natur und Grund des Instituts suchen muß: so zeigen sich, bey der Kargheit und Trübe dieser Quelle, alle traurigen Folgen eines ungewissen Rechts: zweifelhafte, chicanöse und kostspielige Prozesse. — 'Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus, Hof, Acker oder was sein ist'; ein Gesetz, das als Motto zu einer Bearbeitung des Näherrechts empfohlen wird! Der Verf. macht aufmerksam, wie sogar gerade in diejenigen Verhältnisse, für welche die Moral eine besondere Verträglichkeit empfiehlt, das positive Recht den Samen der verderblichsten Zänkereyen gelegt habe; wobey Ref. sich nur die Bemerkung erlaubt, daß sich dies, wie alles Recht, aus dem Leben, d. i. aus guter geschichtlicher Wurzel, von selbst auf einem natürlichen Wege entwickelt hat, und daß es allerdings die Sache des weisen Gesetzgebers ist, solche Klippen der Moral zu erkennen und weg zu räumen. — Ist das Näherrecht aus Ingrossationen in den Grund- und Lagerbüchern der Ortschaften erkennbar, so

mag dasselbe noch allenfalls vertheidigt werden; aber nicht da, wo es einzig und allein durch die Person des Vorgängers im Besitze begründet ist, dem Käufer mithin solche Rechtsverhältnisse völlig unbekannt bleiben können; besonders also bey der Erblosung oder dem Beyspruchrechte aus Blutverwandtschaft. Schützt zwar in mehreren Ländern der öffentliche Verkauf an den Meistbietenden gegen die Näherberechtigten, so ist dies doch ein übles Mittel, da es den Käufer zwingt, einen vortheilhaften Handel oft zu seinem Nachtheile zu veröffentlichen; andere Nachtheile (auch des Verkäufers) ungerechnet. Daher sagt der königl. Gesetzgeber für Schleswig und Holstein, Pinneberg, Ranzau und Altona in dem Gesetze von 1794, durch das er die Näherrechte abschafft, mit Recht: 'es sey eine im Ganzen gemeinschädliche, mit mehr Nachtheil als Nutzen für den Staat verbundene Einrichtung, welche das Wohlgefallen des Eigenthümers an dem Seinigen schwäche, den Untersuchungsgeist (?) eben so oft niederschlage als ermuntere, die Gewinnsucht unterhalte, und unter Blutsfreunden, Nachbarn, Mitbürgern häufige Zwistigkeiten und verderbliche Prozesse nach sich ziehe.' — Beym Aufmuntern zur Nachahmung dieses Beyspiels bemerkt der Vf. sehr wahr, daß sie keine Schwierigkeit habe; denn, was aufgehoben werde, sey nur die Möglichkeit der Näherrechtsklage bey künftigen Verkäufen, wodurch sich also Niemand beeinträchtigt halten, Niemand eine Entschädigung verlangen könne, da Niemanden ein schon jetzt begründetes Recht entzogen werde. — Im Großherzogth. Oldenburg sind 1814 das gesetzliche und das gewohnheitliche Näherrecht aufgehoben, mit Ausnahme des mit der besonderen

Natur gewisser Güter verbundenen, nach dem Stadts- und Budjadinger und Wührder Landrechte. — Angehängt ist ein lesenswerther, jedoch auch von Hn Präs. Runde als sehr bedenklich bezeichneter Vorschlag des verstorbenen Amtmanns Garlich's (v. 1805), daß bey Abschaffung des Näherrechts man die Deffentlichkeit der Veräußerung überhaupt ohne Ausnahme, und selbst der Verpachtungen, sobald diese über zwölf Jahre hinaus gehen, mit Androhung der Strafe der Nichtigkeit verordnen solle.

3) Der päpstliche Fischerring. S. 37 — 44. Einige Notizen vom päpstlichen annulus piscatoris und seinem Gebrauche, auf Veranlassung eines damit ausgedrückten Siegels im oldenburger Archive.

4) Briefe über die Kunst ein Testament zu machen. S. 4 — 10. Es soll der Richter nicht entscheiden, sondern lieber noch vermehren, was er lehrt, was zu thun oder gegen ein Gesetz zu verstoszen. Popularisiren der Rechtswissenserey sinken. Eigenthum würde die Rechtswissenschaft auch dann bleiben, wenn wir nur einheimische Gesetze in deutscher Sprache hätten. Ein schätzbare Versuch, war, nenn d, nicht zum Selbsthandeln auffordernd, den Laien zu unterrichten, sind diese drey Briefe über die Kunst ein Testament zu machen; die beiden ersten von 1805, der dritte von 1835; in denen natürlich besonders auf die Rechte des oldenburger Landes Rücksicht genommen ist, da ein solcher Unterricht sich genau an die Vertlichkeit anschließen muß, wenn er von practischem Werthe seyn soll.

5) Ein Beytrag zur Kenntniß des bürgerlichen Zustandes der Juden im Mittelalter. S. 82 — 84. Eine Original-Urkunde im oldenburgischen Landesarchive (v. 1539) befreiet einen Juden ('Eazarus, Judden van Herborde, mit syner Husstoven, Kindern vnd Huesgespnde'), welchem Geleit gegeben worden, von dem Hasten für die Schuld anderer Juden in demselben Bezirke; welches Hasten in Gesammtheit und fürs Ganze aller Juden 'yn onsem Stifte und Stadt Münster' Rechtens gewesen zu seyn scheint. Am wichtigsten sind dabey die Worte; 'Daer oec ander Judden vor oder nabuffer onser Geleide yn onsem Stifte vnd Stadt Münster, Tenige schult gemackt hedden, eder noch maken worden, der sal vorbenompte Eazarus nicht dodden hebben, eder mysgelden, — sündere alleine vor synen eigenen Handel staen vnd antwort geuen.'

6) Schreiben eines vormaligen münsterschen Advocaten über die oldenburgische Civil-Justiz-Versaffung (1807). S. 85 — 97. — Eine sehr deutliche, zum Theil humoristische Darstellung der gränzenlos elenden Proceßleitung und Proceßführung vor den Untergerichten im Oldenburgischen vor der mit Anfang dieses Jahrhunderts daselbst eingeführten Reform für die Civiljustiz. So arg ist es z. B. im Hannoverschen, wenigstens in den älteren Provinzen, schon seit fast hundert Jahren nicht mehr gewesen. Man hat jetzt in ganz Deutschland keinen Begriff mehr von solchen Mißbräuchen, wie sie dort vor 40 Jahren noch im Schwange waren.

7) Hermann und seine Söhne (1808) S. 98 — 113. Eine kurze Uebersicht der Ge-

schichte Deutschlands (bis 1808) in Parallele mit Frankreich, unter dem Bilde eines Hausvaters Hermann, welchem, nachdem er unter seine Söhne seinen Hof vertheilt hat, diese bald über den Kopf zu wachsen drohen, sich unter einander verzweifeln, dadurch schwach werden und endlich in die Abhängigkeit von dem verwandten Nachbarhose gerathen. Diese Darstellungsart gibt Gelegenheit zu manchem kräftig characterisirenden Zuge. Sehr an Möser erinnernd.

8) Erfahrungen eines Capitalisten (1819) S. 114—127. Ein trefflicher Unterricht für Capitalisten, die um sichere Unterbringung ihres Geldes verlegen sind; mit besonderer Beziehung auf die Rechtsverhältnisse im Großherzogth. Oldenburg. Was daselbst von der endlichen Einführung der preussischen, oder im Wesentlichen gleicher Hypothekenbücher gewünscht wird, danach seufzen freylich auch noch viele andere beträchtliche Länder Deutschlands. Die erste umfassende, vollständige Einrichtung solcher Hypothekenbücher, zeigt der Verf., mag freylich ihre großen Schwierigkeiten haben; daß sie aber nicht unüberwindlich sind, hat die preuß. Regierung bey der Organisation neuer Provinzen oft genug bewiesen. Und die Bewohner derselben befinden sich wohl bey einer Einrichtung, welche sie zu segnen täglich Gelegenheit haben; wogegen in anderen Ländern mancherley künstliche neuere Systeme, welche, um Alles zu befassen, an eine legislative und practische Unmöglichkeit gränzen, wohl darum nicht zur Existenz gelangen können. Sind jene Schwierigkeiten einmahl überwunden, so müssen sich die Proceße über Realrechte um drey Vierteltheile vermindern, wie jeder practische Jurist dem Verf. gern zugestehen wird; ein

Prioritätsurtheil macht sich dann beynabe von selbst. — In dem vorliegenden Aufsatze schlägt der Verf. auch noch eine Interimsmaßregel vor, welche um so mehr Prüfung verdient, als sie ein allmähliches Transitorium, zu guten Hypothekenbüchern bildet und nicht zu beschwerlich erscheint. Es wäre vielleicht schon eine Wohlthat, meint er, wenn solche, nach preuss. Art eingerichteten Grund- und Hypothekenbücher nach einem vorgeschriebenen Schema in jedem Gerichte wenigstens eröffnet würden, in die jeder Grundeigenthümer des Bezirks, der seinen Credit auf diese Weise befestigen will (was mithin frey gestellt wird), ein Folium für sein Grundstück erhalten kann, nachdem er seine Erwerbsart nachgewiesen, und eine gerichtliche Convocation aller Realberechtigten, unter Strafs deren Ausschlusses vom Vorrechte, erwirkt hat; erschienene Convocirte würden dann mit ihren Liquidationen zuerst eingetragen, und auf sie folgten die späteren Inscriptionen, welche von Gläubigern verlangt und vom Disponenten des Grundstücks bewilligt würden. Die alten Hypothekenbücher mit dem Personenfolium beständen dabey fort für die, welche sich des neuen nicht bedienen wollten; doch müßte das alte Buch dem neuen in der Rechtswirkung stets nachstehen. Wie bald würde dann der Unterthan die Wohlthat dieses Mittels zur Befestigung seines Credits ermessen, und seine Grundstücke in das neue Buch foliieren lassen!

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 4. Februar 1837.

D l b e n b u r g.

Beschluß der Anzeige: Patriotische Phantasien eines Juristen.

9) Gespräch über die Beurtheilung richterlicher Aussprüche (1619) S. 128 — 136. Populare Auseinandersetzung, warum die in Processen und besonders diejenigen sehr treffend sagt) als den anerkennen, auf welche über Parteylichkeit oder Ursachen, Parteyen, der Verf. ens bloß behalten, Gerichte schreien. Die Unterredner sprechen manches Berzigenswerthe aus, daß, wenn gleich es nicht neu ist, den Laien doch nicht genug eingeprägt werden kann, z. B. daß es eine bare Thorheit sey, ein Gesetzbuch zu verlangen, in dem alle Fälle sonnenklar entschieden ständen; ein Verlangen, das in der That öfters selbst bey Personen, welche nicht für Laien gelten wollen, sich

[15]

unglaublich fest eingenistet hat, und das man in legislativen Berathungen mancher Ständeverammlung ziemlich deutlich durchklingen hört.

10) Vermeyntliche Spuren von Landständen in den Graffschaften Oldenburg und Delmenhorst (1820) S. 137 — 170. Anziehende Nachweisung, daß es in O. und D. wahre Landstände niemals gegeben hat; ein für die Specialgeschichte dieser Länder sehr schätzbarer Beitrag.

11) Schreiben eines Obergerichts-Anwaltes an einen Advocaten des Untergerichts (1821) S. 171 — 174. Gegen das handwerksmäßige, zweckwidrige und betriegerische Treiben der gemeinen advocatorischen Praxis, wie man sie vermuthlich auch noch anderwärts findet, und finden wird — bis die Regierungen Deutschlands durch andere, als die bisherigen Mittel, dem fressenden Uebel ein Ende machen.

12) Chronik der Oldenburgischen Cancellen (1822) S. 175 — 189. Züge aus der Geschichte dieses Obergerichts von 1573 bis auf unsere Zeiten.

13) Erklärung des Art. 55. des bündner Landrechts (1822) S. 190 — 192. Eine noch täglich sehr practische Stelle (über das Repräsentationsrecht der Enkel und deren Einrücken in die Stelle ihrer vorverstorbenen Eltern bey intestater Beerbung der Großeltern) war in bündner Landrechte stilistisch schlecht ausgedrückt, ist dann aber in dem systematischen Anhang des oldenburgischen Particularrechts (S. 739) so fehlerhaft wiedergegeben, daß ein unerhörtes Sinn daraus folgen würde, nämlich die Aufschließung der Enkel aus vorverstorbenen Kindern durch noch lebende Descendenten ersten Grades.

Der Verf. weist den richtigen Sinn aus andern und auch aus einigen nur ihm zugänglichen Quellen nach.

14) Der Minorat (1822) S. 197 — 208.

Der Minorat (nicht: das M.) hat etwas sehr Wichtiges für sich, was oft übersehen wird, weil man sich am Schreibtische um die natürli-

chen Ein-

meine E-

nämlich

desto mel

Abfindung

desto wen

wieder st

erbt, so

Mahl,

fünf M

kann der

nigsten

neuer To

lige Abfi

Grundstü

Erben so

kommen

dieses ebe

gefaßten

norat dal

bert, so

Gewohnh

Anhang

jadinger

überhau

15)

ten der

Der oll

piotur

S. 209 — 217. Die oldenburg. Handschriften des glossirten Sachsenspiegel und des Schwabenspiegels (1826) S. 21 — 228. Ein den Germanisten unter den Rechtsgelehrten und Sprachforschern zu empfehlender Aufsatz, welcher viel Lehrreiches enthält, das Ref. in einen kurzen Auszug zu fassen verzichten muß.

16) Ueber das Hypothekenwesen (1826) S. 229 — 255. Ref. bezieht sich auf seine Aeußerungen oben zu № 8., um das dort Gesagte nicht zu wiederholen. Der Verf. scheint in diesen zum Theil aus seiner Recension der neuen Hypotheken-Versaffung in Bayern entnommenen Bemerkungen über den Gegenstand, welchen der Titel des Aufsatzes nennt, hinaus und überhaupt auf die Befestigung des Credits aller Stände unter den Staatsbürgern gesehen zu haben; was ihn zu, wenigstens sehr lesenswerthen, Wünschen

biger die Session auch oft auf Bitten und Antrag des Schuldners vornimmt. Practisch erfolgt also dasselbe Ergebniß.

17) Ueber die Ungewißheit des positiven bürgerlichen Rechts (1827) S. 255 — 269. Die Ungewißheit, was materiell recht sey, entsteht außer den Fällen der Unwissenheit, der Partey-Ansicht, der unwissenschaftlichen Zweifel und des Scheins bey widersprechenden Urtheilen, auch aus wirklich wissenschaftlicher Forschung, welche die gelehrten Juristen zu verschiedenartigen Resultaten führt; die Gesetzgebung, das Ansehen überzeugender Präjudicien, und vor allen Dingen ein gründliches Studium der Entstehung und Bedeutung der Gesetze und des Gesetzes muß gegen solche Un- und Ungewißheit helfen. Ref. verweist im Uebri- gen auf diesen Aufsatz selbst und bemerkt nur, daß auch hier wieder das beliebte: 'es erben sich Gesetze und Rechte wie eine ewige Krankheit fort' u. s. w. zur Rechtfertigung gesetzgeberischer Aenderungen und selbst der Idee eines neuen deutschen Gesetzbuchs angeführt ist. Man dürfte da- bey wohl den Einwurf wagen, daß ja Mephistopheles es ist, der diese Worte spricht, der Repräsentant infernaler Ironie, welcher dem noch uneingeweihten Schüler auch über andere Fa- kultäten Sprüchein sagt, die vermuthlich nicht ganz für Ernst genommen werden sollen. Wer weiß, ob der mitunter auch einmahl schalkhafte Richter nicht, als Vorläufer der nachherigen hi- storischen Schule, deren Gegner und besonders die Herren persifliren wollte, welche das ganze Recht gern a priori machen, und freylich er- staunlich viel sprechen 'vom Rechte, das mit uns geboren ist' — ?

18) Ueber Unparteylichkeit im Amte (1828) S. 270 — 279. Der Vf. beleuchtet zuerst die Parteylichkeit, welche aus ganz natürlichen Verhältnissen entsteht, dann die aus störenden und befangenden Eindrücken, endlich die des Bestochenen; — vielleicht ein durch einen besondern Vorfall veranlaßter Aufsatz, voll treffender Bemerkungen, die allenthalben Beherzigung verdienen.

19) Ueber die Vorbereitung zum Civil- Staatsdienste; in der Form eines Schreibens an einen tentierten oldenburger Rechts- kandidaten (1829) S. 280 — 303. Der zum ersten Male examinierte Candidat hat erst seine Lehrjahre vollendet, bekommt damit seinen Lehrbrief, und muß ja wohl bedenken, daß er nun nichts weiter als Geselle wird, der dann erst recht zu lernen anfangen muß und noch weit hin bis zur Meisterschaft hat. Ob ihn die Bahn vom ersten bis zum zweyten Examen dahin schon gelangen läßt, bleibt freylich von seinem Fleiße und Geiste abhängig; — aber es versteht sich, daß kein Mann von Einsicht sich sofort nach dem zweyten Examen für einen fertigen Meister halten, sondern noch Jahrelang zulernen wird. Wie dieß durch Erweiterung und tiefere Begründung der theoretischen Kenntniß des gemeinen Rechts, Studium der Landesgesetze und Erwerbung practischer Geschäftskunde geschehe, hat der Vf., unter zweckmäßiger Beschränkung auf den Adressaten des Sendschreibens, in diesem Aufsatze klar dargelegt.

20) Die Erbschafts- Antretung (1830) S. 304 — 311. An dem Beispiele der im jetzigen gemeinen Rechte allerdings bunten und dem Laien, welchem der historische Leitfaden fehlt,

überaus schwierig erscheinenden Lehre der Erbschaftsantretung zeigt der Verf., daß denn doch wohl zu überlegen sey, ob nicht solche das Eintreten einer gewissen Rechtskunde ins gemeine Leben unmöglich machenden Lehren durch Gesetzgebung, etwa nach dem preuß. Muster, geebnet und auch dem Laien begreiflich gemacht werden müßten; wogegen man gewiß, wenn die Abänderung gleichsam organisch aus der Ansicht und Beurtheilung des Volkes hervor geht, nichts zu erinnern finden kann. Nur werden solche Abhülfen nicht mit Widersprüchen gegen das Bestehende gegeben werden dürfen. Ueberhaupt hätte jede Gesetzgebung, um das im Volke noch vorhandene Rechtsleben zu erfahren, und um gewiß zu seyn, daß sie nirgend anstößt, daß sie vielmehr die Entwicklung des Rechts fördert, sich ein eigenes Organ zu schaffen, durch das ihr diese Kunde mit Sicherheit zukommt, und das also nicht bloß in den Wahrnehmungen der Obergerichte, oder in den Berichten einiger be- trauter Unterrichter bestehen darf, vielmehr seine vielseitigste Einsicht aus allen Classen der Nation schöpfen muß. Die Ständerversammlungen leisten dies schwerlich.

21) Ueber die Errichtung einer permanenten Austrägal-, Gerichts-, und Gesetz-Redactions-Commission in Deutschland (1833) S. 312 — 322. Der Vf. spricht die Möglichkeit eines permanenten Austrägalgerichts oder mindestens einer permanenten Commission von Austrägalrichtern aus; die nächste Folge davon würde größere Sicherung des Rechts im Inneren von Deutschland seyn, denn ein solches bleibendes Gericht könnte schneller und gleichmäßiger verfahren und entscheiden, auch für die

an dasselbe gebrachten Sachen noch eine Rechtsmittel-Instanz (durch Berufung an das sonst in Senate zu theilende Plenum) darbieten. Das Genauere dieses Vorschlags werde hier übergangen. Es knüpft sich an ihn aber auch der einer Gesetz-Redactions-Commission, als Mutter allgemeiner Gesetze für ganz Deutschland, eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs und einer bürgerlichen Proceßordnung, eines Strafgesetzbuchs und einer Ordnung des Strafverfahrens, eines Handelsgesetzbuchs und einer Handelsgerichtsordnung. Ref. kann sich nicht überzeugen, daß, bey der bekannten Geschichte der Rechtsentwicklung Deutschlands, und bey dessen Theilung in so viele Staaten durch eine solche Generalisirung der Gesetze viel gewonnen würde. Wie viel Capitel würden z. B. in dem bürgerl. Gesetzbuche stehen, die bloß für einige Provinzen Niedersachslands anwendbar blieben, und für das ganze übrige Deutschland nicht in Anwendung kommen könnten, weil daselbst deren Object nicht besteht? Wenn in jeder Provinz sich der Rechtsgustand ungehindert ausbildet, und dann allerdings eine sehr bemerkliche Verschiedenheit in den zunächst an die Lebensgewohnheiten sich anschließenden Rechten in Deutschland, wie bisher, auch ferner sich manifestieren wird; so ist freylich ein allgemeines deutsches Recht in dem Sinne, wie es einen code civil des Français gibt, der von Calais bis Marseille und von Straßburg bis Rochelle gilt, niemals zu hoffen. Aber wozu wäre es denn auch des Hoffens werth? Ist das individuelle Rechtsleben in jeder Provinz, -ihre Geschichte und ihren Naturverhältnissen angemessen, nicht unendlich viel besser und dem Staatsbürger theurer, als jenes Bett des Prokrustes,

das für Niemand ganz paßt? Schon lange haben einsichtsvolle Franzosen, welche für ihr Gesetzbuch nicht zu sehr eingenommen sind, gestanden, daß es weder dem Süden, noch dem Westen, noch dem Norden Frankreichs recht zusage. Selten nicht neben dem preuß. Landrechte in jeder preuß. Provinz, ja in mancher einzelnen Stadt, Particularrechte, zu denen sich das Landrecht bloß subsidiar verhält? Es würde also unstreitig nur ein subsidiares allgemeines deutsches Gesetzbuch für das bürgerl. Recht zu Stande kommen und nützlich seyn können, wenn man nicht über der Liebe zu einem schädlichen Generalisieren alle legislativen Lehren der letzteren 40 Jahre vergessen will. Möchte auch im Civil- und Criminal-Verfahren einige größere Einheit nützlich seyn: so müssen doch die anderen Zweige der Gesetzgebung darunter nur verlieren. Und selbst, wie schwierig ist es, nur eine allgemeine Civil-Processordnung für ein Land von anderthalb Millionen Einwohner in Deutschland mit wohlthätigem Erfolge für die Unterthanen einzuführen? — Lassen wir die Mannigfaltigkeit des deutschen Rechts, wie sie ist. Was aus ihr an eigenthümlicher Gestaltung des lebendigen Rechts sich entwickeln wird, können wir vielleicht noch nicht genug absehen und nach seinem Werthe schätzen; wogegen wir deutlich erkennen, was entkräftet und erlddet werden müßte durch ein allgemeines deutsches Gesetzbuch. — Der würdige Verf. ist nun keineswegs für ein vorschnelles Gesetzgeben oder für ein Niedertreten des Besonderen; aber er hält doch das Idol eines allgemeinen Gesetzbuchs für Deutschland noch fest, und scheint darin vorzüglich Feuerbach's Meinung zu seyn.

22) Einer der wichtigsten Aufsätze der ganzen Sammlung ist der letzte, überschrieben: die Prüfung der Candidaten der Rechte zum Civilstaatsdienste (1836) S. 322 — 359. Zunächst, aber nicht allein, ist er vom größten Interesse für die Oldenburger, welche sich dem Civilstaatsdienste ihres Vaterlandes widmen, und ihnen ist er dringend zu empfehlen. Der Verf. hat den größten Dank aber nicht bloß dadurch verdient, daß er den Jünglingen hier deutlich und mit Beseitigung aller unnützen Heimlichkeiten der Examinations-Hergänge vorgelegt hat, was sie wissen müssen und wie sie geprüft werden; sondern auch dadurch, daß er diesen Aufsatz einer Sammlung einverleibt hat, welche für jeden künftigen Civilstaatsdiener des Großherzogthums Oldenburg außerdem eine reiche Summe der wichtigsten Fingerzeige und überhaupt die trefflichste indirecte Anleitung enthält, keineswegs ein schreibender Handwerksmann im Dienste des Staats, vielmehr ein gebildeter, seiner höchsten Zwecke sich bewußter, Beamter zu werden. Der Jüngling, welcher N^o 22. studiert, wird doch auch die vorhergehenden Nummern mit Ueberlegung lesen; und so muß dies Buch des Guten sehr viel stiften. Denn, um ungefähr mit den Worten des Verfs. zu schließen, in einer durch Reformbedürfniß, wie durch Reformsucht so bewegten Zeit, wie die gegenwärtige, ist das Studium so umsichtig prüfender Vorbilder, wie Möser's patriotische Phantasien — und wie das vorliegende Werk, sehr Ref. hinzu! — vorzüglich zu empfehlen.

B. M.

K ö n i g s b e r g.

Bey A. W. Unzer, 1834. Vorträge aus dem Gebiete der Naturwissenschaften und der Oeconomie, gehalten vor einem Kreise gebildeter Zuhörer in der physikalisch-öconomischen Gesellschaft zu Königsberg. Erstes Bändchen, mit Vorträgen der Herren Argelander, v. Baer, Bujack, Dove, Dulk, M. H. Jacobi, Ernst Meyer, L. Moser, herausgegeben von dem Professor K. E. v. Baer. XII und 274 Seiten in Octav.

Die in Herder's Geburtsorte, dem kleinen Städtchen Morungen, bereits im vorigen Jahrhundert gestiftete physikalisch-öconomische Gesellschaft hat seit etwa drey Jahrzehnden in Königsberg ihren Sitz. Seit dem Januar 1832 hat sie angefangen ihre Versammlungen öffentlich zu halten, welche nachahmungswerthe Einrichtung durch die erfreulichste Theilnahme von Seiten der gebildeten Bewohner der Stadt belohnt worden. Ein sehr zahlreiches Publicum hat sich bey den Sitzungen eingefunden, und mit lebhaftem Interesse die darin gehaltenen Vorlesungen angehört. Dieser Antheil hat denn auch vielseitig den Wunsch erzeugt, die Vorträge gedruckt zu sehen, um nach Bedürfniß länger bey ihnen verweilen zu können. Hierin liegt die Veranlassung zur Herausgabe der vorliegenden Sammlung von Abhandlungen, deren Werth schon durch die Namen ihrer Verfasser verbürgt wird. Es befindet sich darunter keine, welche nicht lehrreich und anziehend genannt werden dürfte, wenn gleich der Standpunct nicht ganz derselbe ist, den die Verfasser genommen, und es wohl sehr die Frage seyn möchte, ob sämmtliche Vorträge der grös-

ren Anzahl der Zuhörer wirklich zu Gute gekommen, oder ob nicht bey einigen sich ereignet habe, was ja auch zuweilen bey academischen Vorlesungen sich zuträgt, daß der Beyfall der Zuhörer gerade darum besonders groß war, weil das Vorgetragene nicht verstanden wurde.

Vom größten practischen Interesse ist unstreitig der Aufsatz des Herrn Baumeisters Jacobi über die Benutzung der Naturkräfte zu menschlichen Arbeiten. Es ist darin ein Gegenstand behandelt, über welchen bey seines außerordentlichen Wichtigkeit für das gemeine Leben, doch die irrigsten Vorstellungen herrschen; oder von welchem man sich oft gar keine Vorstellung macht, indem man die Kräfte, welche die gütige Natur spendet, benutzt, ohne sich über den Gebrauch irgend Rechenschaft abzulegen, und ohne darnach zu fragen, ob die Art der Nutzung eine haushälterische oder verschwenderische, eine vortheilhafte oder unvortheilhafte sey. Die von Hn Jacobi gegebene, ganz für ein größeres Publicum berechnete Aufklärung jenes Gegenstandes ist daher eine dankbar zu erkennende Gabe, bey welcher nur zu wünschen wäre, daß sie von recht Vielen beachtet werden möchte. Der Aufsatz des Hrn Bujack, Oberlehrers am Fridericianum, über die geographische Verbreitung des Weinstocks mit Rücksicht auf den Weinbau in Preußen während der Herrschaft des deutschen Ordens, ist ebenfalls allgemein faßlich, und nicht bloß für Preußen von Interesse, sondern auch außerdem von Werth, besonders durch die aus handschriftlichen Quellen geschöpften Nachrichten über den in Ost- und Westpreußen vorzüglich im vierzehnten Jahrhundert, aber noch lange nachher abnehmend betrie-

Neuen Weinbau. Eine sehr geistreiche Abhandlung ist die über das al-
Entwicklungsgesch
 dem Hn Prof. v. Baer,
 ganz zu verkennen, wa-
 Felde der Physiologie sic-
 es ist, die Gränze zwisch-
 schung und Poesie nicht
 Aufsatz über den inne-
 der Witterungs. E-
 Prof. Dove (setzt in d-
 Gegenstand betrifft, ger-
 großes und gemischtes P-
 doch aber, um ganz verst-
 physicalische Kenntnisse v-
 erwartet werden können.
 noch höheren Grade von
 gen des Hn Prof. Mo-
 ren magnetischen G-
 die Erscheinungen
 der Erde, deren Verfa-
 populären Darstellung de-
 mene begnügt, sondern d-
 seiner theoretischen Ansich-
 nisse zwischen Electricität,
 netismus, und über die
 magnetismus verbunden
 einem sehr kleinen Theile der Versammlung, vor
 welcher die Vorträge gehalten wurden, ganz klar
 geworden seyn dürften.

Unter den Aufsätzen dieser
 nen sich die des Herrn Professor
 unser sehr geschätzten ehemalig-
 bürger, besonders vortheilhaft
 fen den Pflanzenschlaf un-
 gen Wuchs der Pflanzen;

de, welche Leben, der nur überhaupt Sinn für die Natur besitzt, ansprechen müssen. Ihr Verfasser legt in diesen Mittheilungen ein seltenes Talent, wahre Popularität mit Tiefe der Auffassung und Schönheit der Darstellung zu verbinden, an den Tag. Sein Vortrag, der eben so klar als geistreich ist, eignet sich nicht bloß, den Naturfreund zu fesseln, sondern auch den Naturforscher zu befriedigen; der in jenen Arbeiten mit großem Scharfsinne begründete, neue Ansichten über die betreffenden Gegenstände findet. Unter den kleineren Aufsätzen im vorliegenden Bande ist die sehr treue Schilderung der Erscheinungen des Nordlichts von Hrn Professor Argelander aus Åbo, so wie die launig abgefaßte Notiz über die Chinchilla von dem Hn Prof. v. Baer schätzbar. Von geringerer Bedeutung ist die Erklärung der Platinfeuerzeuge von Hn Professor Dulk.

Kreiß in Königsberg die
n Vorträge der physica-
schaft wünschen wird, so
Viele, in deren Hände
Mittheilungen gelangt,
entgegen.

St. Gallen und Bern.

Von dem historisch-geographisch-statistischen Gemälde der Schweiz, wovon wir bereits bey dessen Anfange, Götting. gel. Anz. 1835. St. 24., Nachricht gegeben haben, ist uns wieder ein neues Heft gekommen: Der Kanton Nidwalden, historisch-geogra-

phisch = statistisch geschildert, ein Hand- und Hausbuch von Aloys Büfinger, Schulherr in Stans. 1836. S. 194 S. Es ist die Darstellung eines zwar der Kleineren, aber durch seine rein demokratische Verfassung und sein Alter als einer der Urstaaten merkwürdig. Die Beschreibung ist mit gleichem Fleiße und Ausführlichkeit gemacht, wie schon die Seitenzahl lehrt, als bey den früheren von uns angezeigten Hefen. Der Verfasser, auch als Dichter bekannt, ist dem Plane treu geblieben, indem das Ganze in einen allgemeinen und einen speciellen Theil zerfällt. In dem allgemeinen Theile wird zuerst von dem Lande, dann von dem Volke und dem Staate gehandelt. Der kleine Staat enthält auf 23½ Quadrat Meilen 23600 Einwohner, und zerfällt in die beiden von einander unabhängigen Staaten Ob- und Niderwald, die jedoch in dem Schweizer Bunde nur Einen Staat ausmachen. Das Land ist voll von Gebirgen, die sich jedoch selten über die Schneelinie erheben. Die höchste Spitze, 10570 Fuß über dem Mittelmeere, ist die des Titlis. Die politische Theilung hat ihren Grund in der Natur, indem das Land in ein westliches und östliches Thal zerfällt. Von der Bevölkerung kommen 13120 auf Oberwalden, 10480 auf Niderwalden. Der Haupterwerbszweig ist die Viehzucht, der Ackerbau ist unbedeutend; die (sogenannten) Alpen, der Sitz der Sennereyen, sind daher der wichtigste Theil der Länder. Ueber die Vertheilung und den Besitz der Alpen werden genauere Nachrichten gegeben. Was die Verfassung betrifft, so ist die höchste Gewalt, sowohl in Ob- als Niderwalden, bey der Volksgemeinen, die sich in jedem der beiden Staa-

ten im April versammelt. Sie besteht aus den rechtlichen Landleuten, die 20 Jahre alt, und durch keinen Rechtspruch davon ausgeschlossen sind. Aus ihnen wird der Landrath gewählt, aus 65 Mitgliedern bestehend, der die ausübende und polizeyliche Gewalt hat. Die Lebensart ist einfach, wie man es bey einem Hirtenvolke erwarten darf. Man wird über diesen so wie über alle verwandten Gegenstände genaue und ausführliche Nachricht finden.

Der zweyte specielle Theil gibt die statistische Ordnung. Er enthält einige Fabriken, und Einwohner. Eine genaue Karte des Cantons erhebt den Inhalt 8 Ganzen.

Der zweynte speci-
raphie in alphabe-
tisch sort. Stans hat
80 Häusern 2177
genaue Karte des
s. Ganzen.

50.

A l t e n b u r g.

Von dem dort erscheinenden Encyclopädischen Wörterbuche der Wissenschaften, Künste und Gewerbe, herausgegeben von A. F. Pierer, Major a. D., dessen Fortsetzung wir von Zeit zu Zeit angezeigt haben, ist der sechsundzwanzigste Band in zwey Abtheilungen uns zugesandt, wovon die letzte bis hin geht. Den geringen Ueberrest wird sofort ein Anhang von zehn bis zwölf Bogen liefern, mit dem das ganze sehr nützliche und branchbare Werk beendigt ist. Wir versehen nicht, die Vollendung desselben bekannt zu machen.

5n.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 6. Februar 1837.

Paris.

Von dem im Jahre 1835. St. 106. angezeigten Werke E. Burnoufs *Commentaire sur le Yagna l'un des livres religieux des Parses* ist nun auf S. 161 — 592 u. CXLI — CXCVI das Ende des ersten Bandes erschienen. Weber die eigenthümliche Art dieses Werks, noch sein Lob ist jetzt weiter zu melden: beides kann aus der vorigen Anzeige als bekannt voraus gesetzt werden. Die Vorzüge, welche die erste Hälfte dieses Bandes auszeichneten, bleiben sich hier gleich; kaum ist für die Fortsetzung dieser wichtigen Arbeit etwas anderes zu wünschen, als größere Kürze in der Ausführung, da etwas präzisere Darstellung sich wohl mit der hier überall herrschenden Gründlichkeit verbinden ließe. Wie die erste Hälfte, ist auch die zweyte voll von der mannigfaltigsten Gelehrsamkeit und Forschung: der enge Zusammenhang zwischen der zendischen und der altindischen Religion wird oft hervor gehoben, viele mythologische und geschichtliche Un-

[16]

tersuchungen entweder versuchsweise oder erschöpfend eingeflochten, eine bedeutende Zahl ungedruckter Beda-Stücke mitgetheilt. Der Vf. hält sich sehr glücklich in dieser vollen Mitte der Studien über das Zend- und das indische Alterthum, ohne welche sogar die Sprachforschungen höchst unvollkommen bleiben. Da indeß nach dem jetzigen Stande der Zendstudien die Untersuchung der Sprache den vordersten Platz einnehmen muß, diese aber in diesem Werke, auf dessen übrigen Reichthum eben hingewiesen wurde, auch wirklich vorherrscht: so mag sich wieder die folgende Beurtheilung vorzüglich nur nach dieser Seite wenden.

Uebergroße Kühnheit und zu rasches Entschenden im Aufstellen neuer Beobachtungen ist am wenigsten dem Verf. eigen. Einige Fälle davon kommen zwar vor. Wir rechnen dahin den Versuch, am Schlusse einer übrigens sehr schätzenswerthen Ausführung die drey Bedeutungen der Zend-Wurzel *pərə* 1) voll seyn, 2) vorüber gehen, 3) zerstören, unter eine logische Reihe zu bringen S. 534 — 6, welches denn nicht bloß eine logische Folge, sondern auch auf die gesammte Lautlehre des Zend einen Einfluß haben würde. Doch weder in rein logischer, noch in etymologischer Hinsicht möchte dieser Versuch gelingen: der Begriff des Zerstörens schließt sich von selbst an den intransitiven des Vorübergehens, Vergehens, während der Begriff der in sich geschlossenen Fülle ein völlig verschiedenartiger ist. Die etymologische Forschung leitet ebenso auf zwey Wurzeln, welche streng zu trennen allein rathsam scheint: 'vorübergehen' ist *pərə* mit ursprünglichem *r*, vergl. *περα*, *παραρα*, semitisch *רבר*, wo derselbe Grundlaut sich zeigt, sanskr. *trī* im Wechsel des *t* mit *p*, womit denn wieder lat. *trans* zusammen hängt; 'voll seyn

aber ist *pərə* für *pol*, eine Wurzel, in der die europ. und semitischen Sprachen beständig ein *l* haben, *πολ*, *multus*, *מלח*: im Zend, welches kein *l* kennt, ist hier *l* beständig in *r* übergegangen, und wenn auch das Sanskrit *prl* gibt, so kann man daraus schwerlich etwas anderes schließen, als daß es auch hier wie sonst oft dem Zend näher steht als den ferner liegenden westlichen Sprachen. Ueberhaupt ist der Einfluß des Mangels eines *l* im Zend noch nicht genug überdacht und beschrieben. — Ein ähnlicher Fall scheint S. 461. zu seyn, wo der Vf. aus dem Namen *ārja*, welcher wie *vig* die dritte Kaste in Indien bezeichnen soll, und dem *ārja*, womit sich die Brahmanen selbst benennen, im Vergleich mit dem bekannten Namen der Arier, geschichtliche Schlüsse zieht, die in dieser Art kaum haltbar sind: man müßte dann wenigstens *ārja* nicht mit dem Vf. dem *vaigja* gleich stellen, als wären die sich *ārja* nennenden die 'Nachkommen' der *ārja*, sondern es wäre etwa *pārthiva* 'Fürst' eig. der Mann oder Besitzer des Landes (*prithivi*) zu vergleichen, so daß *ārja* mehr wäre wie *ārja*. Zu eng bestimmt man außerdem die Nominal-Ableitung durch innere Vocalverstärkung (*vridhhi*) als bloße Bildung für Patronymica.

Mehr dagegen wäre zu sagen, daß die Untersuchung, und zwar meist aus einem schönen Eifer nicht zu Gewagtes vorzubringen, oft nicht zu Ende geführt ist. Wir zählen dahin, was der Vf. über das Wort *kavi* sagt S. 423 — 456. Dies ist das geschichtlich so wichtig und berühmt gewordene Zendwort, womit die alten Zendkönige geehrt werden, und welches in der parthischen Aussprache *kai* oder *ko* dem Namen der Kajaniiden oder der ältesten Könige auf persischem Boden seinen Ursprung gegeben hat. Der Vf. läßt sich hier in eine eben so ausführliche als beleh-

rende Untersuchung aller Stellen des Zendavesta ein, wo Könige mit diesem Beynamen vorkommen; meint auch ganz richtig, daß die Stammform dieses im Nominativ kavā oder kavā lautenden Wortes kavi seyn müsse. Man kann diese Ausführung nicht genug rühmen. Wie es aber zum Schlusse kommt, läßt der Vf., dadurch nicht wenig betroffen, daß das Wort im Zend ohne Wurzel zu seyn scheint, seine gewöhnliche Bedeutung im Sanskrit aber 'Dichter' offenbar unpassend ist, in der That zwar die Untersuchung in Ungewißheit fallen, richtet sie dann aber wieder wie zufällig auf, weil kavi nach indischen Wörterbüchern auch die 'Sonne' bedeuten könne, also vielleicht die Rajaniden so viel seyen als 'Sonnen-dynastie'. Wie schwer es aber sey, so vereinzelte Vermuthungen ins Unbestimmte hinein glücklich zu wagen, ist aus diesem Beispiele leicht eben so deutlich, wie daß die Flucht vor gehauener, erschöpfenden Untersuchungen zu nichts hilft, als etwa dazu, unsichere Meinungen, die man doch vermeiden will, auf anderem Wege sich zu bilden. Denn zunächst müßten wir doch festere Gründe haben, eine indische Sonnen- oder Mond-dynastie auch im alten Persien voraus zu setzen als dies Wörtchen, wovon man noch nicht einmahl recht weiß, wie es im Sanskrit die Sonne bedeuten könne; denn daß Wilson diese Bedeutung angibt, genügt wenig. Wie kavi in den Zendstellen erscheint, erwartet man eine Bedeutung wie 'Herr' oder 'Herrscher'; die persische Ueberlieferung spricht für dasselbe, und es scheint nicht, daß die Etymologie dem allen widerspreite. Im Sanskrit kann eben so wohl die Sonne den Namen 'Herr' erhalten haben, wie der Dichter als Machthaber der Sprache; auf die Bedeutung 'Mächtiger' leitet aber der Zusammenhang des kavi mit der Wurzel kap (capio) u. habeo, vgl. das zendis-

sche gērēva neben gērēpta d. i. unser 'gegriffen', und wie überhaupt sanskr. und zendisches v sehr oft aus p zwischen zwey Vocalen erweicht ist; von der anderen Seite ist mit diesem kav nach dem bekannten Wechsel der Laute im Anfange des Wortes verwandt das vedisch-zendische tav 'können', welches hier S. CXLVIII. belegt wird und womit insbesondere noch das neupers. توان zusammen zu stellen ist.

Die Vergleichung mit den verwandten Sprachen, dieß mit Vorsicht angewandt wichtigste Mittel das Zend richtiger als Anquetil gethan zu verstehen, wendet der Vf. fast überall mit eben so großem Glücke als mit Kenntniß an: nur zerstreut vermißt man einiges, vorzüglich häufig das Neupersische, obgleich das Pazed, wovon hier manche Bruchstücke gegeben werden, diesem schon so nahe steht, daß es oft mit ihm ganz zusammen fällt. Zu S. 192. wäre noch das neupers.

جهان 'Welt' als dem sanskr. g'aganit, entsprechend nachzutragen: richtig dagegen scheint das zend. gaētha کینی nicht auf das sanskr. ks'iti, sondern auf die Wurzel gē = giv (giga) als 'Leben' zurück geführt. Sollte das zendische van wirklich 'beschützen' bedeuten, S. 274. 282., so wäre weit mehr als das wieder nicht weiter belegte sanskr. van zu vergleichen das neupers. جان.

Das im Zend und Neupers. gleichmäßig vorkommende jap 'reichen, hinreichen, gelangen' ist nicht nach S. 428. von einem sanskr. tp abzuleiten, welches außerdem nirgends nachzuweisen wäre, da das i in das Desiderativverbum ips aus ganz anderen Gründen gekommen ist, sondern eben so wie ἰάπτω die ursprüngliche Form, wovon das sanskr. und lat. ap nur verkürzt ist. Das zend. qar S. 464., sanskr. svar, neupers. chor läßt sich ähnlich wohl ohne Bedenken mit dem lat.

vorare, und tschi S. 472. mit scio zusammen stellen; im sanskr. tringati (dreißig) S. 338. dagegen ist der Nasenlaut nicht unorganisch (wie der Vf. stets etwas unverständlich für 'nicht wurzelhaft' oder dergleichen sagt), obgleich im Zend dafür thriga sich zeigt, sondern Rest des d von dagati. Wir wünschten noch die aus der Vedasprache S. 504 angeführte Form des Imperativs bhavatât für bhavatu mit dem nachdrücklichen amatote für amate verglichen, und daß n in dem vedischen Pluralgenitiv gônâm für gavâm S. 497 f. erläutert zu sehen: die letzte Erscheinung richtig verfolgt, muß die bisherige Lehre von diesem Casus verändern. Ref. ist längst der Ansicht gewesen, daß die Endung des Pluralgenitivs ursprünglich nicht das kurze -âm war, sondern länger lautete, mit einem Consonanten vorn, -sâm (wie im Pronomen, auch -kam), lat. -rum, dann weicher -nâm und endlich erst -âm. Allgemeine Gründe in der Betrachtung aller Casusendungen hatten ihn darauf geführt, insbesondere die Gewißheit, daß die Bedeutung des Genitivs in dem s (ias, sja), die des Plurals in -am liegen müsse: das vedische gônâm gibt mit den hier angeführten Zendformen die erwünschte weitere Bestätigung dieser Vermuthung.

Uebrigens bemerkt man mit großer Freude, wie das aus vielen Ursachen schwer zu behandelnde Zend unter den Händen seines eifrigsten und beharrlichsten Lesers immer vollständiger wieder erkannt, immer wahrer beschrieben wird; diese zweyte Hälfte des ersten Bandes sagt vieles schon viel richtiger auf als die erste. So drängt sich jetzt die in unserer vorigen Anzeige noch vermiste Rücksicht auf den Wortaccent hie und da hervor: wir wünschten nur diese Betrachtung noch viel weiter ausgedehnt und richtiger verfolgt zu sehen. In nichts unterscheidet sich das Zend so stark vom

Sanscrit in derselben Stufe den europäischen Sprachen ähnlicher werdend, als in der Zurückziehung des Accents vom Ende des Worts. Die wichtigsten Erscheinungen in den vocalweichen Lauten des Zend können ohne diese Annahme weder verstanden, noch deutlich beschrieben werden: die Verkürzung des langen Endvocals, wie kavā für kavā, ähnlich der lat. Verkürzung des -ā Fem. sg.; die Aussprache gāiri für gari, wovon schon in der vorigen Anzeige gesprochen wurde und die dem Zend so gänzlich eigen ist, daß man sie dem Sanscrit nicht einmahl als Möglichkeit zuschreiben kann, wie der Vf. thut S. 420 f.; ferner die Auflösung durch einen sich vordrängenden kurzen Vocal ao, aë für o, e, womit Fälle wie Pietro, stierna für Petro, sterna in bekannteren Sprachen zu vergleichen sind, wie denn, geht man von dem angedeuteten Grundsatz aus, nun auch von selbst erhellt, warum ein schließendes -o, -e diese Auflösung nicht dulde, wie der Vf. richtig beobachtet. Ganz anders ist freylich das Verhältniß des Accents in den zusammen gesetzten Wörtern, wo eben durch die Kraft der Zusammensetzung eine neue Art von Accent hinzu kommen kann. Anders wenigstens ist schwerlich die Vocalverlängerung am Ende des ersten Gliedes einer Zusammensetzung zu verstehen, als so daß die Stimme sich da wie mit neuer Kraft erhebt, um auch das folgende Wort als Glied eines höheren Ganzen strenger anzuschließen. Im gewöhnlichen Sanscrit ist diese Erscheinung sehr selten: in der Vedasprache dagegen und im Zend häufig, man vgl. nur hier sogleich S. 191. 413. CLXXVII. Neu- lich hat man diese Vocalverlängerung in den Dvandwa oder in der Zusammensetzung der gleichgestellten Begriffe als eine Dualendung erklären wollen, eine blendende Ansicht, von der sich nun

auch der Vf. nicht frey erhalten hat; allein gesetzt auch, der Dualbegriff wäre in solchen Fällen passend, wogegen sich sehr vieles bedeutendes sagen läßt, so leuchtet doch, wenn man die Erscheinung im vollen Umfange auffaßt, von selbst ein, daß diese Erklärung aufgegeben werden muß, weil derselbe Fall nicht bloß bey den Dvandwa, sondern eben so bey der Zusammensetzung durch Unterordnung der Begriffe eintritt.

Wir schließen mit einem Zusätze zu S. 1058. Jahrg. 1835 über das Wort, welches das erste Glied des Namens Ahriman ausmacht, und welches nach S. CLXVIII. noch jetzt dem rüstigen Forscher, dem die gelehrte Welt diese äußerst wichtige Schrift verdankt, dunkel geblieben ist. Gegen den Versuch agro-mainjus mit dem sanskr. ugra, vgl. agha, anhas, zu vergleichen, erheben sich allerdings Bedenkllichkeiten: das Wort kommt im Zend auch als gewöhnliches Adjectiv vor, aber in der Aussprache ughra; indessen ließe sich entgegen, das Wort sey in dem Eigennamen nach einer älteren Aussprache unverändert geblieben. Wichtiger ist, daß die ursprüngliche Lesart nach den besten Handschr. āghra zu seyn scheint, welches denn nach den zendischen Lautgesetzen auf ein früheres asra zurückweisen würde. Sollte also das Wort etwa mit dem verneinenden a auf grt = srt zurück gehen? Die Bedeutung 'unglücklich' wäre passend; aber die Bildung undeutlich, da man asara, nicht asra erwartet. Indes ist vielleicht im Sanskrit selbst schon das h oder g der zuerst erwähnten Wörter aus früherem s hervor gegangen, da auch sonst manches, das im Zend und den übrigen verwandten Sprachen herrschend geworden ist, im Sanskrit erst in einigen Spuren sich zu zeigen beginnt. H. C.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. 23. Stück.

Den 9. Februar 1837.

Göttingen.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 28. Januar las der Prof. Weber eine Abhandlung *de tribus novis librarum construendarum methodis*.

Eine Wage wird von einem Körper oder von einem Systeme von Körpern gebildet, welches sich im Gleichgewichte befindet, während ein oder mehrere Gleichgewichte an einem oder mehreren Punkten desselben ziehen, und dessen Gleichgewicht gestört wird, sobald eins dieser Gewichte vergrößert oder verkleinert wird; welches dann aber in einer veränderten Lage wieder zum Gleichgewichte gelangen kann. Die Brauchbarkeit der Wage beruht darauf, daß für den kleinsten Gewichtsunterschied, den man berücksichtigen will, die neue Gleichgewichtslage von der alten wahrnehmbar verschieden ist. Mit dem Namen der Hebelwage können alle Wagen bezeichnet werden, bey welchen ein fester unbeug-

[17]

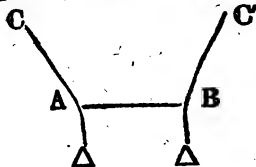
samer Hebel (oder Wagebalken) mit einem runden Stifte oder einer scharfen Schneide, als *Axe*, versehen ist und damit auf eine runde Pfanne, oder auf eine harte und glatte Ebene von Stahl oder Stein aufgelegt wird. Die Gewichte liegen auf Wagschalen, die selbst wieder auf runden Stiften oder scharfen Schneiden an den Enden des Hebels aufrufen. Alle Vortheile dieser Wagen sind wohl bekannt, denn die vollkommensten Wagen gehören zu ihnen. Man kennt jedoch auch einige Nachtheile, von denen vorzüglich derjenige häufig erwähnt wird, der von der Reibung der *Axen* auf der Unterlage herrührt; denn diese Reibung läßt sich zwar verkleinern, aber nicht ganz vermeiden, und kann ihrer Natur nach der Messung nicht unterworfen werden. Jedoch mehr noch als diese Reibung, dürfte dieser Construction die mechanische Schwierigkeit zum Nachtheil gerechnet werden, die überwunden werden muß, um ein Instrument darzustellen, das den jetzigen Anforderungen der Wissenschaft vollkommen genügt; denn dies ist der wahre Grund, warum man nur selten solche Wagen findet, und warum nicht überall, wo es nöthig wäre, von ihnen Gebrauch gemacht wird. — Eine andere Classe von Wagen kann mit dem Namen der *Senkwage* oder *Äräometerwage* bezeichnet werden, weil sie den *Äräometern* gleichen. Sie bestehen aus einem in Wasser schwimmenden Gefäße von Glas oder Metall, das, wasserdicht verschlossen, am oberen Ende auf einem dünnen Stifte, der über dem Wasser hervor ragt, eine Schale trägt, auf welche zuerst der zu wiegende Körper nebst so vielen Gewichten gesetzt wird, daß jener Stift bis zu einer bestimmten Stelle unter Wasser taucht, sodann so viele Gewichte, ohne jenen Körper, gesetzt werden, daß jener

Stift wieder eben so tief in Wasser taucht. Diese Wagen sind wenig in Anwendung gekommen, weil ihr Gebrauch beschränkt und unbequem ist, und weil genaue Wägungen nur in ganz ruhigem Wasser, in dem auch keine Temperaturschwankungen statt finden, gelingen. — Endlich sind noch unter dem Namen der Federwage alle diejenigen Wagen anzuführen, wo, um die Gewichte mit einander zu vergleichen, jedes Gewicht zuvor mit der Elasticität einer Stahlfeder verglichen wird, diese Wagen sind zwar zu groben Abwägungen sehr bequem, können aber, wo es auf Genauigkeit ankommt, nicht gebraucht werden, weil selbst die Elasticität des Stahls theils plötzlichen, theils allmählichen Veränderungen unterworfen ist, die man noch nicht hinreichend kennt, und hierbey zu berücksichtigen auch gar nicht im Stande seyn würde. — Aus dieser Uebersicht ergibt sich, daß es nicht so viele gute Wagen gibt, daß es für unnütz und überflüssig zu halten sey, neue Wagen nach neuen Principien zu construieren, vorausgesetzt, daß diese Principien einfach und leicht in Ausführung zu bringen sind. In der vorliegenden Abhandlung werden drey neue Wagen unter dem Namen der Hängewagen beschrieben, und die Principien, worauf sie beruhen, entwickelt und geprüft.

1) Hängewage ohne Balken, oder Kettenwage.

Mit dem Namen der Hängewage ohne Balken oder Kettenwage werden die Wagen bezeichnet, welche aus einer Kette bestehen, die an ihren Enden an zwey feste Pfeiler befestigt wird. Das Wort Kette dient dabey nur zur Bezeichnung eines beugbaren fadenförmigen Körpers, der durch seine Festigkeit sich zum Tra-

gen von Lasten eignet, wozu statt der Kette auch ein Seil, oder ein Drath, oder selbst ein bloßer Faden dienen kann. Eine solche Kette (Seil, Drath oder Faden) bildet, wenn sie mit ihren Enden an zwey Pfeiler befestigt ist und in der Luft schwebend sich selbst überlassen wird, die bekannte Kettenlinie; werden aber an zwey Punkten Gewichte angehängt, so bildet sie in diesen Punkten Winkel, und die zwischen ihnen und den Aufhängepunkten liegenden Theile der Kette bilden Kettenlinien von geringerer Krümmung wie früher. Werden die angehängten Gewichte sehr vergrößert, so daß das eigene Gewicht der Kette dagegen verschwindet, so fallen jene Stellen fast ganz mit geraden Linien zusammen. In diesem hier dargestellten Falle (wo C und C' die an den Pfeilern festen Kettenenden, A und B diejenigen Punkte darstellen, an welchen die Gewichtsschalen hängen) wird diese Kette als



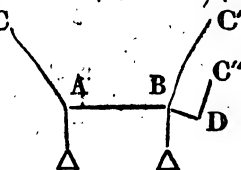
Wage brauchbar. Man ersieht nämlich, daß wenn in A und B an verticalen Fäden gleiche Gewichte ziehen, nach dem Parallelogramme der Kräfte berechnet werden kann, bey welcher Lage der drey in A und B zusammenstoßenden Fäden Gleichgewicht bestehe, und daß bey der geringsten Verschiedenheit jener Gewichte eine andere Gleichgewichtslage eintreten werde, daß folglich diese Kette alle Bedingungen einer Wage erfülle. Zur Vergleichung der Kettenwaage mit der Hebelwaage bemerke man, daß die Hebelwaage im Wesentlichen aus zwey drehbaren Radien besteht, an deren Enden die Gewichtsschalen hängen und die so mit einander verbunden sind, daß keiner

ohne den anderen sich bewegen kann. Dasselbe findet bey der Kettenwage statt: auch sie besteht aus zwey Rädern, an deren Enden die Gewichtsschalen hängen und die so mit einander verbunden sind, daß keiner ohne den anderen bewegt werden kann. Der Unterschied zwischen beiden Wagen besteht darin, daß bey der Hebelwage die Verbindung der Räder durch Vereinigung ihrer Drehungspuncte und Zusammenfügung beider Räder zu einem festen Balken bewirkt wird; daß dagegen bey der Kettenwage die Verbindung der Räder bloß durch einen Faden hergestellt wird, der an die Enden der Räder angeknüpft wird, und sie von einander in geringerem Horizontalabstand erhält, als die Drehungspuncte von einander liegen. Der wesentliche Vorzug der Kettenwage beruht darauf, daß die steifen Stäbe, welche die Räder der Hebelwage bilden müssen, mit beugbaren Ketten vertauscht werden können.

Wenn nun die Kette, als Wage, wirklich die allgemeinen nothwendigen Bedingungen erfüllt, so bleibt nur noch zu untersuchen übrig, wie weit ihre Brauchbarkeit im Einzelnen sich erstreckt, welche davon abhängt, daß für den kleinsten Gewichtsunterschied, den man die neue Gleichgewichtslage nehmen kann verschieden sey. In der Handlung werden die Gesetze, nach denen die Kette aufgehängt ist, und ihre Brauchbarkeit sich an wechsellösend damit die Empfindlichkeit ist groß sey. Es geht daraus hervor, daß die Wage selbst dann, wenn sie genau construirt wird, nur wenig brauchbar sey, weil ihre

hinter der guter Hebelwagen zurückbleibt. Denn es ergibt sich, daß ein Beobachter, der eine Verschiebung, die den 10000ten Theil der ganzen Kettenlänge beträgt, noch wahrnimmt einen Gewichtsunterschied von $\frac{1}{10000}$ erkennen würde. Dieses schöne und einfache Princip scheint daher für den Gebrauch ganz aufgegeben werden zu müssen, bloß wegen der Beschränktheit unserer Sinne, die uns kleine Bewegungen nicht mit der nämlichen Schärfe, wie große, beobachten lassen. In der That ist aber dies nicht der Fall, sondern bey genauerer Prüfung findet sich, daß dasselbe einfache Princip, worauf die ganze Wage gebauet ist, auch das Mittel darbietet, die Wage für alle Zwecke brauchbar zu machen. Und dieses Mittel besteht in einem dritten Radius, der mit einem der beiden anderen auf dieselbe Weise verbunden wird, wie diese unter sich. Es sey

C'D dieser dritte Radius, C dessen Endpunct D mit dem Endpuncte des Radius C'B durch den Faden BD verbunden ist, der auf beiden Radien senkrecht stehe.



Die Folge dieser einfachen Einrichtung ist, daß die Drehungswinkel des zweyten und dritten Radius sich umgekehrt wie ihre Längen verhalten; ist z. B. der dritte Radius 50 mahl kürzer als der zweyte, so ist seine Drehung 50 mahl größer und die Wage ist dadurch 50 mahl empfindlicher geworden. Zur Beobachtung des Drehungswinkels dient aber ein kleiner Planspiegel, den der kleine Radius trägt, und in welchem mit einem Fernrohre das Bild einer weit entfernten Scale beobachtet wird, wie es vom Hrn Hofr. Gauß angegeben, und bey magnetischen und anderen

Apparaten vielfach in Anwendung gebracht worden ist. Wo der Raum nicht die Aufstellung eines Fernrohrs und einer entfernten Scale gestattet, kann man sich auch einer kleinen drehbaren, mit einem kurzen Radius versehenen Libelle bedienen; doch hat die Anwendung des Spiegels den großen Vorzug, daß die Wage dadurch auch als Schnellwage brauchbar ist, weil man den Stand der Wage bey jeder Belastung genau beobachten und den Werth der Scalentheile, wenn das eine Gewicht unveränderlich ist, für die verschiedenen Werthe des anderen ein für allemahl bestimmen kann.

Was die Theorie dieser Wage betrifft, so ergeben sich aus ihr zur Bestimmung der vortheilhaftesten Verhältnisse folgende 2 Gleichungen:

$$(2 - z)^2 z^2 = (1 - 2z)^2$$

$$zz = \sin x^2,$$

wo z das Längenverhältniß des Verbindungsfadens AB zu den beiden Radien $AC + BC$ und x den Winkel bezeichnet, den die Radien mit der Verticalen machen, hiernach findet man

$$AB = 0,6361 AC$$

$$x = 27^\circ 46' 17''.$$

2) Hängewage mit Ballen, nach dem Principe der Abwicklung.

Es ist ein schönes, sinnreiches Princip angegeben und Repsold in Anwendung gebracht hat, zur Herstellung einer von aller Reibung freyen Drehung ein ein beugbares Band zu gebrauchen, von einem kleinen Cylinder abwickelt, auf aufwickelt, je nachdem das Pendel vorwärts oder rückwärts schwingt. Es leuchtet ein, daß sich dieses Princip in vielen Fällen, besonders bey Wagen, mit großem Vortheile müsse

in Anwendung bringen-lassen, sowohl zur Aufhängung des ganzen Wagebalkens, als auch zur Aufhängung der Schalen am Wagebalken. Man kann Wagen, die nach diesem Principe construirt sind, Hängewagen mit Balken, nach dem Principe der Abwickelung nennen. Diese Wagen sind besonders anwendbar, wo die Tragkraft weniger Coconsäden ausreicht, z. B. wenn 50 Grammen die größten vorkommenden Gewichte sind; denn wegen der außerordentlichen Biegsamkeit dieser Fäden kann man alsdann feine Nadeln als Cylinder gebrauchen, oder braucht den Faden bloß über eine wenig abgerundete Kante gehen zu lassen. Diese Wagen lassen sich mit sehr geringen Kosten herstellen, gewähren die äußerste Feinheit und gestatten, zur Bequemlichkeit des Beobachtens viel zu thun. Zum Wagebalken wird ein Stück Messing von der Form eines Kreuzes genommen. Alle vier Enden dieses Kreuzes bieten abgerundete Kanten dar, über welche die Fäden, welche den Balken und die Schalen tragen, weggehen. Hinter diesen abgerundeten Kanten befinden sich kleine Löcher, durch welche die Fäden hindurch von einer Kante zur anderen gezogen werden, wodurch es möglich wird, den ganzen Balken an einem einzigen Faden an einem einzigen die Empfindlichkeit man leicht Gleicharmigkeit, die vier Kanten, und alle nahe und senkrecht auf d, können leicht, oder rückwärts untere oder obere

Fläche, welche die Kante bilden, oder selbst etwas abschleift. Es ist gar nicht nöthig, deshalb Correctionen, wie bey anderen feinen Wagen, anzubringen, wo sie deshalb nöthig sind, weil an den vollkommen eben abgeschliffenen und polirten Stahlprismen, welche dort die Aren bilden, nichts geändert werden darf. Die Flächen, welche die Kanten unserer Wage bilden, brauchen weder ganz eben, noch polirte Faden bloß auf einen Punkt immer auf den nämlichen. des Wagebalkens gestattet ungehindert zu allen diesen & nach Belieben sie schleifen & die Bequemlichkeit des Beobachters betrifft, so sind besonders zwey Einrichtungen zu erwähnen, welche bey dieser Wage sich leicht machen lassen, und die genaue Ausführung der Wägung wesentlich fördern: Erstens nämlich läßt sich ein Laufgewicht anbringen, das der ganzen Länge des Balkens nach verschoben werden kann, weil der Raum unter dem Balken ganz frey ist, da die Wage von oben getragen wird. Man ver-
 sehe dazu den Wagebalken an seinen Enden auf der unteren Seite mit zwey kleineren Stegen und spanne darüber einen feinen und glatten Drath; über diesen Drath hänge man einen Con-
 confaden, und lasse daran das Laufgewicht frey herab hängen. Der Nutzen dieses Laufgewichts ist desto größer, je feiner man die Verschiebung des Laufgewichts messen kann; denn das Laufgewicht kann dann desto größer seyn und vertritt die Stelle aller kleineren Gewichte, deren Gebrauch sehr beschwerlich ist und die auch sehr schwer dar-
 zustellen sind. Diese feine Messung erreicht man durch einen schmalen Streif Spiegel, der parallel

mit jenem Drathe, etwa einen halben Zoll hinter ihm, vertical aufgestellt wird. In ihm erblickt man ein Bild von dem Faden, der das Laufgewicht trägt. Stellt man darauf das Auge so, daß dieses Bild vom Faden selbst bedeckt wird, so kann man die Verschiebung des Laufgewichts an einer auf dem Spiegelrande aufgestellten Scale sehr genau messen. Auf diese Weise darf man ein Gramm zum Laufgewicht nehmen, und kann damit noch Milligramme unterscheiden. Zweytens ist bey feiner Abwägung kleiner Gewichte die Bewegung der die Wage umgebenden Luft sehr zu scheuen, die durch jede Oeffnung des Kastens verursacht wird. Diese Bewegung der Luft wird vermieden, wenn das Laufgewicht sich im verschlossenen Kasten verschieben läßt. Zu diesem Zwecke kann man, dem Wageballen parallel, eine dünne Schnur vor und hinter dem Faden, der das Laufgewicht trägt, vorbeiführen, welche über Rollen an den Seitenwänden des Gehäuses geht; an der vorderen Schnur kann man dann ein kleines Stück Drath befestigen, welches zu beiden Seiten des Fadens, der das Laufgewicht trägt, nach der hinteren Schnur hingehet, ohne an diese befestigt zu werden. Das so von allen Seiten umschlossene Laufgewicht kann durch Verschiebung der Schnur verrückt werden; die Schnur aber wird verschoben, indem die Are der einen Rolle gedreht wird, welche so lang ist, daß sie durch die Decke des Gehäuses hindurch geht.

3) Hängewage mit Balken, nach dem Principe der Compensation.

Es ist ein sehr wichtiger Umstand bey den Hebelwagen, daß zwey feste Körper, der Wagebal-

Ten und sein Statif sich berühren, und mit dem
 ganzen Gewicht der Wage an einander gedrückt
 werden müssen und dabey doch sich ganz frey ge-
 gen einander drehen sollen, eine Forderung, der
 ganz zu genügen der Natur der Sache nach un-
 möglich ist. Diese Forderung kann also nur na-
 herungsweise erfüllt werden, und schon dazu wird
 eine kunstreiche Ausführung erfordert. Das Prin-
 cip der Federwage hat in dieser Beziehung den
 Vorzug vor dem Hebelprincipe, weil die Beu-
 gung einer Feder an die Stelle jener unvollkomme-
 nen Drehung gesetzt wird, und die Federwage
 würde unbedingt den Vorzug verdienen, wenn
 man einen unveränderlich elastischen Körper hätte,
 dessen Biegung ein zuverlässiges Maß der an
 ihm hängenden Gewichte wäre. Man kann nun
 aber beide Principe so mit einander verbinden,
 daß man die Vortheile beider, ohne ihre Nach-
 theile, erreicht, indem man eine Wage darstellt,
 wo die Drehung zweyer fester Körper an einan-
 der durch die Biegung einer elastischen Feder er-
 setzt wird, jedoch so, daß die Biegung Null ist,
 wenn die Wage die rechte Stellung hat, wie
 groß auch die Gewichte auf den Schalen seyen.
 Der Wagebalken wird nämlich in seiner Mitte
 durch zwey Stahlblätter, wie die, aus welchen
 die Sägen gemacht werden, mit dem unbeweg-
 lichen Statife fest verbunden, indem die beiden
 Stahlblätter mit ihren Fäden beiderseits fest ein-
 geklemmt werden. Es könnte scheinen, als ob
 diese Einrichtung der Feinheit der Wage schaden
 müsse, weil die Elasticität jener Stahlblätter das
 Statif und den Wagebalken in einer bestimmten
 Lage zu einander zu erhalten sucht. Dies ist aber
 nicht der Fall, wenn die Wage recht construiert
 wird, weil nämlich auf den Wagebalken zwey

Kräfte wirken, die sich compensiren können, nämlich die Elasticität der Stahlblätter und die eigene Schwerkraft der Wage nebst Gewichten. Die Federkraft der Stahlblätter ist nämlich eine Kraft, welche den Wagebalken bey jeder Ablenkung von der horizontalen Lage in diese Lage zurück treibt. Die Schwerkraft ist dagegen eine Kraft, welche dasselbe nur dann bewirkt, wenn der Schwerpunkt tief genug liegt; wenn er aber hoch liegt, das entgegengesetzte bewirkt. Es leuchtet daher ein, daß wenn man den Schwerpunkt bey diesen Wagen nur hoch genug legt, zwischen der Federkraft und Schwerkraft eine Compensation müßte hergestellt werden können, wodurch der Grad der Empfindlichkeit nach Belieben abgemessen, und doch jede Kraft vermieden werden könne, welche, gleich der Reibung, unbestimmbar sey. Uebrigens versteht sich von selbst, daß, wie der Balken am Statife, so auch die Wagschale am Balken mittelst beiderseits eingeklemmter Stahlblätter aufgehängt werden können. Der größte Vortheil dieser Wagen besteht in der Leichtigkeit ihrer Construction.

Auch die Theorie dieser Wage, oder die Gesetze ihrer Compensation sind in der Abhandlung entwickelt worden. Es ist nämlich gezeigt worden, daß durch die Beugung jener Stahlblätter Drehungsaren vertreten werden, deren Lage über oder unter der Klemmung aus der Elasticität des Stahlblattes und aus dem Gewichte, was es trägt, sich berechnen läßt. Wenn das Moment der elastischen Kraft des gebogenen Stahlblattes in irgend einem Puncte durch den Bruch ausgedrückt wird, dessen Zähler die unveränderliche Größe e und dessen Nenner der Krümmungshalbmesser des Stahlblattes in dem betrachteten

Puncte ist; so ergibt sich der Abstand der vertretenen Drehungsaxe von der Klemmung

$$= \sqrt{\frac{e}{p}},$$

wo p das vom Stahlblatte getragene Gewicht bezeichnet. Hiernach werden nun die Gesetze der gemeinen Hebelwage auf die neue Wage anwendbar. In den Drehungsaxen der Schalen kann das Gewicht der Schalen concentrirt gedacht werden, und die Wage ist am empfindlichsten, wenn der Schwerpunct der ganzen Wage mit der Drehungsaxe des ganzen Balkens zusammen fällt. Nur ein wesentlicher Unterschied findet zwischen den Axen der neuen Wage und der Hebelwage statt, daß nämlich bey der ersteren die Lage der Axen gegen den Wagebalken mit der Belastung sich verändert vorausgesetzt daß der Balken unverändert bleibt. Es geht wenn die Wage für eine empfindlich ist, sie es zu jeder Belastung verändert wird. Uebrigens geben, die Wage für Störungen möglichst empfindlich zu machen, und zu bewirken, daß auch bey einer mittleren Belastung ihre Empfindlichkeit noch genüge. Es ergibt sich nämlich, wenn die Wage bey der Belastung q' und q'' (auf jeder Schale incl. das Gewicht der Schale) möglichst empfindlich seyn soll, für den Verticalabstand a der Mittel- und Endklemmen von einander folgende Gleichung:

$$a = \frac{\sqrt{e(\sqrt{2q' + p} - \sqrt{2q'' + p}) + 2\sqrt{f(q' - \sqrt{q''})}}}{2(q' - q'')},$$

wo p das Gewicht des Balkens, e die Elasticität

der den Balken, f die Elasticität der die Schalen tragenden Stahlblätter bezeichnet. Für den Verticalabstand b des Schwerpunktes des Balkens von den Mittellinien, ergibt sich folgende Gleichung:

$$b = \frac{\sqrt{e(q'\sqrt{2q''+p}-q''\sqrt{2q'+p})+2\sqrt{f(q'\sqrt{q''}-q''\sqrt{q'})}}}{p(q'-q'')}$$

Die mittlere Belastung q , bey welcher die Waage dann am unempfindlichsten ist, wird durch die Gleichung gegeben

$$2a = \sqrt{\frac{f}{q}} + \sqrt{\frac{e}{2q+p}},$$

und der Abstand des Schwerpunktes der Waage von ihrer Drehungsaxe beträgt dann

$$a + (a - b - \sqrt{\frac{f}{q}}) \frac{p}{2q+p},$$

woraus man sieht, daß man durch das dem Balken zu gebende Gewicht bewirken kann, daß selbst in diesem ungünstigsten Falle die Empfindlichkeit der Waage noch genüge.

P a r i s.

Bey J. Laffu: Voyage de decouvertes de l'Astrolabe, exécuté par ordre du Roi, pendant les années 1826, 27, 28 et 29, sous le commandement de M. J. Dumont d'Urville. — Zoologie par MM. Oudoy et Gaimard. T. 3. (Part. 2.) 1835. Bon S. 369—954, nebst 8 Tafeln Abbild. in 8. — Faune entomologique de l'Océan pacifique, avec l'illustration des insectes nouveaux recueillis pendant le voyage; par le

Dr Boisduval. 2. Partie. Coléoptères et autres ordres. 1835. VII u. 316 S. in 8.

Den ersten Band der Zoologie dieser Reise haben wir im J. 1833. St. 6., die erste Abtheilung des dritten Bandes, so wie den vierten im J. 1836. St. 66. angezeigt. In der folgenden zweiten Abtheilung des 1. ist bis S. 644 die Naturgeschichte der Fische fortgesetzt, worauf dann bis S. 644 die Naturgeschichte der Mollusken folgt; den Schluß bilden die Inhaltsanzeigen der ganzen zoologischen dieses Werks und die Nachweisung gen. — Von den Mollusken kommen Chiton (22 Arten), Crepidula (5), Calyptraea (3), Hipponix (4); ferner die Accephalen: Pecten (2), Pedum (1), Lima (2), Ostrea (1), Avicula (1), Meleagrina (2), Mytilus (1), Lithodomus (1), Pectunculus (3), Nucula (1), Trigonina (1), Coma (1), Tridacna (5), Donax (2), Tellina (5), Mesodesma (3), Corbula (1), Cyrena (3), Mactra (2), Venus (10), Venerupis (2), Pandora (1), Psammobia (2), Silex (1), Lutraria (1), Panopaea (1), Pholas (1), Terebratula (4), Salpa (16), Dolium (2), Ascidia (13), Polyclinum (1), Botryllus (1), Distomus (2), Eucoelium (1), Aplidium (2), Anatifa (11 Arten), vor. — Von Fischen finden wir die Gattungen Apogon (2 Arten), Ambassis (1), Serranus (4), Flectropoma (3), Diacope (1), Mesoprion (2), Priacanthus (2), Sillago (2), Myripristis (1), Holocentrum (4), Platycephalus (5), Scorpaena (2), Sebastes (1), Pterois (1), Apistus (2), Sciaena (1), Diagramma (1), Labrus (2), Julis (9), Gomphosus (1), Malacanthus (1) und Aspidontus (1 Art). — Die

Entomologie erstreckt sich nicht allein auf die während dieser Reise entdeckten Arten, sondern überhaupt auf die Insecten des stillen Oceans, jedoch sind nur die ersteren ausführlicher beschrieben. Der erste Theil der Entomologie (die Lepidopteren enthaltend) fehlt uns noch, obgleich er bereits erschienen ist, — der zweyte umfaßt die Coleopteren, Hemipteren, Orthopteren, Neuropteren, Hymenopteren und Dipteren. — Hinsichtlich des allgemeinen Werthes, welchen dieses Werk für die Wissenschaft hat, müssen wir auf das bey Gelegenheit der Anzeige der früheren Bände Gesagte verweisen.

— Berthold.

G ö t t i n g e n.

Ben Dietrich: Eisenorydhydrat das Gegengift des weißen Arseniks oder der arsenigen Säure. Von R. W. Bunsen und A. A. Berthold. Zweyte vermehrte Auflage. 1837. VIII u. 128 Seiten in 8.

In dieser Auflage der im Jahrg. 1834. St. 116. angezeigten Schrift sind außer den von Andern wiederholten Experimenten über die Wirksamkeit des Gegengiftes auch die bis jetzt bekannt gewordenen 14 Fälle kurz mitgetheilt, in welchen das Eisenorydhydrat bey durch Arsenik vergifteten Menschen seine antidotische Wirkung auf eine höchst erfreuliche Weise beurkundete.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

24. Stück.

Den 11. Februar 1837.

Berlin.

Bei Reimer: Ueber die Monatsnamen einiger alter Völker, insbesondere der Perser, Capadocier, Juden und Syrer, von Theodor Benfey und Moriz A. Stern. 1836. VI u. 234 S. in Octav.

Bei dem Mangel an fest begründeten historischen Facten, welcher die altasiatische und insbesondere die altpersische Geschichte so sehr dunkel macht, wird die Wissenschaft einen jeden Beitrag, wodurch dieses Gebiet um eine entschiedene Thatsache bereichert wird, mag diese gleich auf den ersten Anblick etwas unscheinbar in die Augen fallen, als eine nicht unwillkommene Zugabe betrachten. Einen solchen Beitrag liefert denn auch die hier anzuzeigende Schrift. Ihre Hauptaufgabe ist, den Beweis zu führen, daß die capadocischen, so wie die Monatsnamen einer Menge anderer orientalischen Völker, insbesondere der

[18]

Juden und Syrer, aus dem altpersischen Kalender entlehnt sind. Dieses geschieht ungefähr auf folgende Weise. In den ersten vier Paragraphen werden die jüdischen Monatsnamen berücksichtigt und zwar §. I. die vier, welche häufig für die ältesten der erhaltenen gelten, nämlich **אבב**, **ח**, **כסליו**, **אדר**; von dem ersten derselben wird bemerkt, daß er höchst wahrscheinlich kein Monatsname sey, sondern der Beysatz **אבב** reisende Aehre gebe nur ein oconomisches Kennzeichen ab; was die drey anderen Namen anlangt, so wird insbesondere aus dem Beysatze des nur im Chaldäischen in der Bedeutung Monat gebräuchlichen **כסליו** geschlossen, daß sie chaldäischen Ursprungs seyen. In §. II. werden die 7 Monatsnamen aufgezählt, welche sich in den Büchern Zachar., Esra, Nehem. und Esth. finden, und hier sogleich einige aus dem Gebrauche derselben hervorgehende Fragen aufgeworfen. Da diese 7 Monatsnamen in der Reihe der noch jetzt bey den Juden gebräuchlichen vorkommen, und es keinem Zweifel unterworfen ist, daß diese Reihe schon zur Zeit des zweyten Tempels existierte, so wird sie im §. III. als die der eigentlichen jüdischen Monatsnamen hingestellt. Verglichen werden damit die Formen, wie sie bey Josephus vorkommen und die Monatsnamen der Samaritaner.

dann einige von den Namen etymologisch an kann sie allesamt hörig betrachten, wels nologie gewagt wurde negativ, fast volliese Namen aus demcht zu deuten sind.

Interessant ist hierbei, daß die jüdischen Gelehrten fast immer dieser Ansicht waren, und nicht allein keine Etymologien versuchten, sondern diese Monatsnamen geradezu für fremde nahmen. —

Um die Untersuchung über die Entstehung der jüdischen Monatsnamen so erschöpfend als möglich zu machen, mußten die Wff. nothwendig berücksichtigen, daß sie keinesweges allein stehen, sondern nur ein Glied einer großen Reihe von Monatsnamen sind, welche sich über einen bedeutenden Theil des Orients verbreiten und bey großer Aehnlichkeit mit einander auch bedeutende Verschiedenheiten zeigen. Zuerst werden daher in §. V. die 6 palmyrenischen in Betracht gezogen, wobey zugleich einem bis jetzt falsch gelesenen Namen seine richtige Aussprache gegeben wird. Der Monatsname nämlich, welcher von Swinton, Eichhorn, Kopp חֲבַת gelesen wurde, heißt חֲבַת . In §. VI. werden alsdann die sy-

rischen
jüdische
statt S.
schri,
Reihen
nun I.
den die
rischen
den er
liopolis
außer
Berzeit
weicht
Monat
thut;
Sivan
Ozyp

dem dritten Ορις); für die erwähnten vier auf einander folgenden abgr Αγ, Θωρις (in dem anderen Verz. Θορις), Γελωμ (Γελωνφ), Χανονν (Χανον). —

Auffallend mußte es in der That seyn, daß niemand auf die Idee gerieth, den jüdischen Monatsnamen die persischen gegenüber zu stellen, zumahl da die Juden so lange in Persien lebten, und unter den neupersischen Monatsnamen einer sogar vorkommt: Ader, welcher fast von Laut zu Laut mit einem jüdischen: Adar übereinstimmt. Dieser ist aber im neupersischen Kalender der 9te, während Adar im jüdischen der 12te ist. Daß ein daher entlehnter Einwand von keiner erheblichen Bedeutung sey und weggeräumt werden könne, wird in §. IX. angedeutet und in §. X. werden nach der durch die Uebereinstimmung zwischen Ader und Adar gebotenen Ordnung die jüdischen und persischen Monatsnamen einander gegenüber gestellt. Bey dieser Gegenüberstellung ergeben sich schon einige entfernte Aehnlichkeiten, allein die Vff. fühlten, daß sie, wenn sie die Sache auf diese Weise verfolgen wollten, in dasselbe vage Etymologisiren und Rathen verfallen würden, welches sie eben bey ihren Vorgängern tadelten. Um daher eine feste Basis für die Vergleichung zu erhalten, war es nothwendig, die altpersischen Formen der neupersischen Monatsnamen zu gewinnen und dieses konnte jetzt — wo der Text des Vendidadfada zugänglich gemacht, ein Theil desselben schon durch Burnoufs Commentar zum 1ten Kapitel des Yasna erörtert ist, und die Sprache selbst, in welcher er geschrieben ist, mit Hülfe des Sanskrits an den meisten Stellen verstanden werden kann — mit ziemlicher Hoffnung auf Erfolg

versucht werden. So gelang es denn auch den Vff. (in §. XI.) die Zendformen für alle zwölf Monatsnamen, die Pazendformen für sieben mit Gewißheit und für 4 mit Wahrscheinlichkeit heraus zu bringen. Sobald dieß Resultat erlangt war, war es nicht sehr schwer, die cappadocischen Monatsnamen vollständig zu erklären. Den Vff. standen 10 Verzeichnisse zu Gebote; unter ihnen 4 unbediente. Leicht hätten sie noch ein 11tes hinzufügen können; nämlich das bey Lilius Gyraldus vorkommende, sie ließen es jedoch unberücksichtigt, weil sich ihnen Gyraldus Ungenauigkeit durch mehreres andere zur Genüge heraus gestellt hatte. Dadurch entging ihnen aber auch, daß es gerade Gyraldus war, aus welchem Freret die Form *Quovia* hatte, welche ihnen so sehr auffiel (§. 113); jetzt, da sie ihre Quelle kennen, betrachten sie sie natürlich als eine nicht zu berücksichtigende. Aus der Vergleichung der 10 Verzeichnisse ergab sich als Hauptresultat, daß sie aus 2 ziemlich wesentlich von einander verschiednen Quellen geflossen sind und demnach in 2 Classen zerfallen. Die eine Classe nähert sich mehr den eigentlichen Zendformen der persischen Monatsnamen, die andere mehr den Pazendformen. —

In §. XIII. kehrt nun die Untersuchung zu den jüdischen Monatsnamen zurück. Fünf, Adar, Thischri, Sivan, Khislev und Elul werden aus den in §. X.) nachgewiesene persischen Form Lautübergangs Name des jetzt phus, welche zu dürfen glaub

im Altperſiſchen entſprechenden Monatsnamen deuten. Nicht ſo iſt es mit den übrigen ſieben noch jezt gebräuchlichen Monatsnamen. Um dieſe zu erklären, mußten die Wff noch andere Hülfsmittel in Anſpruch nehmen. Zuerſt bot ſich hier eine zweite, wie eben die Uebereinkunft mit den jüdiſchen Monatsnamen beweist, ebenfalls ſehr alte Reihe von perſiſchen Monatsnamen dar, welche jedoch nur in ihrer neuperſiſchen Form bewahrt ſind. Mit Hülfe von dieſen werden (in §. XIV.) wiederum drey jüdiſche Monatsnamen geedeutet: Nisan, Ijar und Marheſchvan. Nisan heißt, wie nachgewieſen wird, neuer Tag und erhält ſeinen Namen von einem alten in Perſien ſowohl als Indien ſelbſt jezt noch gefeyerten Frühlingsfeſt, von welchem an das öconomische Jahr gerechnet ward. Ijar bedeutet Frühlung und der letzte Theil von Marheſchvan, das Wort heſchvan Herbf. Der erſte Theil Mar erläutert ſich noch aus der erſten Reihe der perſiſchen Monatsnamen, ſo daß dieſer Monat gewiffermaßen zwey Namen führt. Die Zendwörter, aus welchen ſich dieſe Namen gebildet haben, werden von den Wff. inſondere durch Hülfe des Sanſkrits nachgewieſen. So blieben denn noch 4 Monatsnamen zu erklären; dieſe werden, nachdem in §. XV. das perſiſche Jahr einer genaueren Erörterung unterzogen iſt, in §. XVI. erklärt. Der Monat 𐬨𐬀𐬎𐬌 erhielt ſeinen Namen von einem altperſiſchen Feſte, welches in dieſe Jahreszeit fiel, und bey welchem man ſich mit Waſſer (im Zend ap) beſprühte; auf ähnliche Weiſe erklärt ſich der Name 𐬨𐬀𐬎𐬌 aus dem eines alten Feſtes. Der Name Tebeth wird aus einer alten indischen Monatsreihe geedeutet, deren Uebereinkunft mit irgend einer

persischen schon in Beziehung auf Mar'heschvan bemerkt war (XIV, 3). Der Name bedeutet Winter. Zuletzt suchen die Vff. noch den Namen Thammus zu deuten; daß er so gut wie die übrigen Monatsnamen aus dem Persischen entstanden sey und von da erläutert werden müsse, war den Vff. keine Frage; nur war es schwierig, das Zendwört zu finden, wodurch die jüdische Form erklärt würde. Von der Stelle in Ezech., wo das Wort Thammus vorkommt, mußten auch die Vff. bey ihrer Untersuchung ausgehen; aber die auf Nichts gestützte Gleichstellung desselben mit Adonis mußten sie mit Entschiedenheit zurück weisen, einerseits weil der Verlauf ihrer ganzen Untersuchung dagegen spricht, andererseits weil die Stelle scheinlich macht, daß der Cultus die Rede sey. Zu gehen, hielten sich schon Namen des im 4. stehenden Monats. Dies Enajão (mazdajagnōis aus mehreren Gründen nicht an, daß auch *daena mazdajagna* als Bezeichnung des Monats habe dienen können. Da *daena* nun im Cappadocischen *tava* und *tavia* wird, so schien es ihnen auch im Jüdischen thun werden zu können; dieses mit *mazda* verbunden, wurde Thammuzd Thammus wie *ahura mazda* zu Hormuzd sich gestaltete. Doch ließ sich auch eine andere Ableitung denken, welcher die Vff. eine Stelle in einer Note einräumten. In §. XVII. werden dann die in V — VIII. erwähnten Monatsnamen erklärt. Da sie größtentheils mit den Jüdischen übereinstimmen, oder nur unbedeutend abweichen, so war die Erlä-

rung hier kürzer zu fassen. Vollständig abweisend war nur die syrische und heliopolitanische Benennung des dem jüdischen Sivan und die heliopolitanische des dem Thischri entsprechenden Monats. Jene, im Syrischen Hesiran, im heliopolitanischen Kalender Ozip lautend, wurde von den Vff. aus einem nach Analogie gebildeten Endwort erklärt, welches bedeutet: bezüglich auf das Ende des Jahres und zwar aus dem Grunde, weil dieser Monat im altpersischen Kalender das Jahr schloß. Diese, Ay, ist die einzige, aus dem Semitischen entlehnte, Bezeichnung, entsprechend dem hebräischen Worte אָף Fest. Da das Erndtefest in diesem Monat (dem jüdischen Thischri) so sehr bedeutungsvoll war, so war es auch natürlich, daß es einem Monate den Namen geben konnte.

Nachdem auf diese Weise die Monatsnamen erklärt sind, kehrt die Untersuchung zu dem Punkte zurück, von welchem sie ausgegangen ist; nämlich zur Beantwortung der in II. aufgeworfenen Fragen. Das Hauptresultat der ganzen Untersuchung ist folgendes. Vor dem babylonischen Exil kannten die Juden keine Monatsnamen, sondern zählten die Monate nur. In Babylon nahmen sie im Allgemeinen ebenfalls keine an. Unter der persischen Herrschaft dagegen wurden sie nach und nach mit dem persischen Kalender vertraut, und die alte Sitte, die Monate bloß zu zählen, wurde durch die von da entlehnten Namen verdrängt. Dieses Resultat kann nicht ohne einigen Einfluß auf die bisherigen Ansichten über biblische Critik bleiben; doch konnten die Vff. dies nicht speciel verfolgen, sondern müssen es denen überlassen, welche sich mit diesen Gegenständen ex professo beschäftigen. Da den Vff.

auch manches andere im Betfolge dieser Untersuchung begegnete, welches von diesem Standpunkte aus einiges Interesse hat, und zum größeren Theile jetzt erst, wo eine genauere Kenntniß des Zend's möglich geworden ist, einer wissenschaftlichen Entwicklung fähig ward, so faßten sie es in drey Excursen zusammen, welche sie dieser Monographie als Anhang beygaben. Der erste derselben erklärt mehrere im Alten Testamente vorkommende persische Wörter und Eigennamen, unter andern das bisher so seltsam geedeutete Wort אֱהֵימָרְיִים (Esth. VIII, 10. 14.), welches nach der Erklärung der Bff. königliche Boten heißt und mit dem neupersischen لسان und dem von den Griechen als persisch angeführten Ἀσπάρχης völlig identisch ist. Der zweyte Excurs handelt von dem Maccab. I, 36. vorkommenden Worte Νέφθαρ. Es wird gezeigt, daß es ein persisches sey, wirklich wie es an dieser Stelle ausgelegt wird, καθαρισμός bedeute, und daß im Vendidadfabe vorkommende naptar apānm sey, ein göttliches Wesen, welches auch schon in den Veden unter dem im Sanskrit völlig entsprechenden Namen apām naptrī angerufen wird. Um diesen Beweis zu führen, mußte gezeigt werden, daß dieser naptar apānm, durch welchen das Urwasser repräsentiert zu seyn scheint, aufs innigste verknüpft sey mit dem gura, bey den Parsen Arduisur; daß ei dieses Ἰζεδs anāhita, die Keine, V zur Entstehung des Cultus und Namens den Persern so sehr verehrten Anahit habe, und eben so aus einem Bey naptar apānm selbst die Gottheit Anandatos gebildet sey, welche auf E

mit der Anabitis verehrt wird. Daß auch der Name des Bergbarzes Naphtha aus dem Nominativ dieses Namens, nämlich naptá, entstanden sey, und der Cultus dieser Gottheiten sich an Naphthaquellen geknüpft zu haben scheine, wird am Schlusse dieses Excurses bemerkt. Der hierauf folgende Excurs handelt vom Anfange des jüdischen Jahrs. Es wird hier die Frage erwogen, wann der jüdische Jahresanfang auf Thischri verlegt sey. Die Vff. entscheiden sie nach Widerlegung der Georgeschen Ansicht (in seinem Werke: über die älteren jüdischen Feste) dahin, daß die Juden mit Annahme der seleucidischen Aere auch deren Jahresanfang annahmen. Dies geschah ungefähr um 130 v. Chr. Indem die Vff. weiterhin, um einige Schwierigkeiten weg zu räumen, die Bedeutung des Wortes סדר erwägen, stellen sie eine Menge Beispiele zusammen, woraus hervor geht, daß die gebildeten Völker sogar ursprünglich selten ein Wort haben, welches den Begriff Jahr ausdrückt, sondern zur Bezeichnung desselben den Namen irgend einer Epoche-machenden Zeit des Jahres wählen, und vermuthen darnach, daß es mit der Bedeutung von סדר ein ähnliches Verwandtniß gehabt haben möge, und dieses vielleicht nur die warme Zeit bedeutet habe. —

sich die Vff. im Ganzen in-
 en oder jüdischen Standpunkt.
 Aber so sehr sie die Untersu-
 ren und von entlegeneren Ge-
 halten suchten, so war es
 , sie ganz innerhalb dieses
 denn gleich er der hauptfäch-

lichste blieb, zu beschränken, sondern es konnte nicht fehlen, daß sie, da sie bisweilen zur Erläuterung ziemlich weit greifen mußten, auch manche dem ersten Anblick nach sehr entlegene Gebiete berührten. Hier war es jedoch den Vff. vergönnt je nach dem näheren oder entfernteren Zusammenhang mit der Hauptfrage solche einzelne Incidenzfragen mit mehr oder weniger Ausführlichkeit zu behandeln. Ueberaus bedeutsam war eine genauere Bestimmung des altpersischen Jahres, über welches bis jetzt die größten Zweifel herrschten. Dieses wird daher in §. XV behandelt und erwiesen, daß es ein festes von 365 Tagen war *), welches dadurch corrigiert ward, daß alle 120 Jahr ein Monat von 30 Tagen eingeschoben ward, und zwar am Ende des Asfendarmed. Dieser Schaltmonat führte zuerst den Namen des 1sten Monats Ferverdin, dann den des 2ten Ardbehesch u. s. w., wurde aber immer an derselben Stelle eingeschoben. Die Ergänzungstage wurden in gewöhnlichen Jahren ebenfalls dem Asfendarmed angehängt, in Schaltjahren dem auf diesen folgenden Schaltmonat. Der Anfang des Jahres fiel ungefähr um die Zeit des Sommerсолstitiums und ward vom Ferverdin an gerechnet. Als das persische Reich unterging, war grade eine Schaltperiode und der einzuschaltende Monat führte den Namen Aban; so daß die Ergänzungstage auf den Schaltmonat Aban folgten, daher einige Perser diesen Ergänzungstagen auch im Gemeinjahr diese Stelle geben. Nach Untergang des persi-

*) Nämlich 360 in 12 Monate vertheilt und 5 Ergänzungstagen.

ſchen Reiches mußte eine ſo große Schaltperiode von 120 Jahren in Vergessenheit gerathen, wodurch das perſiſche Jahr ein vages von 365 Tagen ward. Hierdurch rückte der Ferwerdin immer weiter im Jahr vor, ſo daß er in Dſchela-leddins Zeit in den Frühling fiel, wo er dann durch die nouperſiſche Zeitrechnung fixiert ward. Bey der Aehnlichkeit, welche ſich den Vff. zwiſchen dieſer Einrichtung und der des altaegyptiſchen Jahres aufdrängte, glaubten ſie ſelbſt dieſem eine kurze Behandlung nicht verſagen zu dürfen (in Exc. IV.).

Die ſtarken Uebereinstimmungen zwiſchen Perſiſchen und Indiſchen Inſtituten dagegen wollten ſie nur andeutend berühren. Vielleicht würde, wenn ſie alle dieſe Uebereinstimmungen in Beziehung auf Cultus, Feſte, Monatsnamen, Einrichtungen u. a., welche an einzelnen Stellen dieſer Schrift vorkommen, an einem Orte zuſammen geordnet hätten, jeder einzelne Punkt eine größere Wahrſcheinlichkeit erhalten haben; dennoch unterließen es die Vff., weil eine ſolche Vergleichung zwar ſchon weitläufig, aber keinesweges auch nur einigermaßen erſchöpfend ausfallen kann. Das wichtigſte Werk in dieſer Beziehung, die Beden, iſt noch viel zu unzulänglich bekannt. Wünſchenswerth wären, um dieß beyläufig zu bemerken, genauere Mittheilungen über die Indiſche Zeitrechnung. Manche Punkte, welche noch ſehr im Dunkeln liegen, würden dadurch Licht erhalten.

Daß manches für die Erklärung altperſiſcher Inſtitute, Begriffe und Wörter geſchehen mußte,

versteht sich von selbst. In §. X sind die göttlichen Wesen, von welchen die persischen Monate ihre Benennung erhalten haben, mit einiger Ausführlichkeit behandelt; jedoch noch nicht so ausführlich, als sie verdient hätten. In Excurs II. ist ein schlagendes Beyspiel von der sonderbaren Art gegeben, wie sich der persische Volkscultus seine Gottheiten schuf. Bey solchen Gelegenheiten versuchten die Vff. auch ein und die andere Stelle des Bendidasade zu erläutern, und sowohl Zendwörter als aus den Classikern bekannte persische Namen, wo es sich fügte, zu erklären. Bisweilen streuten sie auch ein oder die andere Etymologie ein. Ueber die Zeit, in welcher das zoroastrische Religionsystem sich bildete, zu handeln, boten sich den Verfassern mancherley Aufforderungen dar; sie ließen sie unbenutzt, weniger aus dem Grunde, weil ihnen, was sie jedoch nicht verkennen, die Acten noch nicht zum Spruch reif schienen, als weil grade jetzt mit jedem Tage neue Momente hervortreten, welche bey Entscheid von höchstem Einfluß seyn wer-
 geht schon mit Entschiedenheit resultat dieser Schrift hervor, Entstehung des zoroastrischen nicht so spät setzen darf, als man sonnen war zu thun. Denn d-
 gefähr um die Zeit des Cyrus die Monatsnamen annahmen, die aus dem zoroastrischen Religionsst-
 und dieses als völlig ausgebild-
 so darf man auf keinen Fall die-
 selben nach Cyrus setzen. Bey-
 then eine Menge Umstände dast-

rische Zeitrechnung mitsammt den Monatsnamen schon zur Zeit der medischen Oberherrschaft eingeführt sey, wonach das zoroastrische Religionssystem schon um zwey Jahrhunderte vielleicht höher hinauf gerückt wird. Entscheidendere Schlüsse werden die zoroastrischen Schriften durch ihre Sprache darbieten, und bieten sie theilweis auch schon jetzt dar; doch würde es hier zu weit führen, das schon jetzt in die Augen Fallende zu verfolgen.

H a n n o v e r.

Ben Hahn: Die suspendierten Gefälle in der Provinz Ostfriesland. Bemerkungen, veranlaßt durch eine neuere Schrift, die Aufhebung jener Gefälle durch französische Gesetze betreffend. Von einem Ostfriesen. 1836. 26 Seiten in 8.

Des Ref. Wunsch in N^o 161. Jahrg. 1836. der G. gel. Anz., die etwa sonst noch vorhandenen Acten über die so genannten suspendierten Gefälle Ostfrieslands kennen zu lernen, scheint zum Theil durch die vorliegende kleine, allerdings lezenswerthe Schrift der Erfüllung näher gebracht zu seyn. Sie ist sehr bestimmt, den Ansichten des in jener Nummer angezeigten 'Versuchs' entgegen gesetzt, und soll zeigen, daß die suspendierten Gefälle während der holländischen und französischen Herrschaft in Ostfriesland vollkommen rechtsgültig abgeschafft seyen. Doch muß man bedauern, daß der Verf. dieser Bemerkungen sich gar zu kurz gefaßt und eigentlich bloß angedeutet, nicht ausgeführt hat. Was er

im ersten Abschnitte der kurzen Geschichte der suspendirten Gefälle (zuvörderst bis zum Ende des 16. Jahrhunderts, dann vom osterhusen Accorde, ferner bis zur holländischen Besitznahme des Landes und endlich seit diesem Zeitpunkte) beigebracht hat, geht so wenig ins Einzelne, daß der Leser, wenn er nicht obnehin mit der ostfriesischen Geschichte gerade in dieser Beziehung höchst vertraut ist, schwerlich eine andere Belehrung daraus schöpfen kann, als daß die Geschichte der Abgaben in der erwähnten Provinz ungefähr für eben so dunkel gehalten werden müsse, wie der Ursprung einzelner Abgaben in mancher anderen Provinz unseres Landes ist. Die Beziehung auf Beninga, Brenneysen, Wierda und andere, dem Publicum zum Theil unzugängliche Quellen konnten den Werth einer klaren Darstellung der Begebenheiten nicht ersetzen; und es bleibt zu wünschen, daß der Vf. der ihm sehr am Herzen zu liegen scheinenden Sache wegen diese historische Skizze noch völlig ausgeführt dem Publicum vorlege. — Der zweite Abschnitt 'Rechtliches' überschrieben, kann dann freylich kurz seyn, wenn der Verf. das Geschichtliche gehörig begründet haben wird. Durch die Schlußweise, wie die Rechtsverhältnisse, welche jetzt angeblich eintreten müssen, hier haben gefolgert werden sollen, ist Ref. keineswegs überzeugt; man wird vielmehr diesen Bemerkungen in der Unvollständigkeit, in der sie jetzt vorliegen, gegen den 'Versuch', den wir in N^o 161. v. J. angezeigt haben, noch kein Gewicht belegen können. Auch ist wohl der Gesichtspunct nicht derselbe. Der 'Versuch' wollte die Rechtmäßigkeit der Forderung auch der Privats-

Herrlichkeit, Besizer nachweisen; die angezeigten
 'Bemerkungen' scheinen dies ganz aus den Au-
 gen zu verlieren, indem sie die Unrechtmäßigkeit
 der Wiedererhebung der domanialen Gefälle seit
 1. May 1818, als sey sie durch einen rechtsun-
 gültigen Nachspruch befohlen, darzustellen ge-
 neigt sind. Die Anhänge, als aus Originalur-
 kunden mitgetheilt, würden Werth haben, wenn
 der Verf. sich genannt, das Daseyn dieser Urkun-
 den nachgewiesen und verbürgt hätte. Original-
 urkunden in einer anonymen Schrift bleiben im-
 mer ein Glaubensartikel. — Das unverkennbare
 Interesse des Verfs für die Sache läßt uns hof-
 fen, er werde sie bald, so weit seine Quellen es
 erlauben, ausführlich und erschöpfend vortragen;
 wodurch dann zu gänzlicher Aufklärung dieses,
 namentlich für Ostfriesland sehr wichtigen Ge-
 genstandes allerdings sehr mitgewirkt seyn wird.

B. M.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 13. Februar 1837.

Stuttgart.

die sich mit Naturkunde beschäftigen, sehr erweitert worden, und daß man gerade in den Ländern, wo materielle Interessen das menschliche Streben besonders stark beherrschen, ihren Nutzen zuerst allgemeiner anerkannt hat. Wir Deutschen sind hierin, wie in vielem Anderen, den Engländern und Franzosen nachgefolgt. Nachdem auch bey uns die Ueberzeugung Wurzel gefaßt hat, daß die Verbreitung physikalischer und chemischer Kenntnisse große und mannigfaltige Vortheile gewährt, wird man hoffentlich nun auch der Geologie allmählich größere Aufmerksamkeit zuwenden. So wird es denn hiermit gehen, wie es mit manchen anderen Sprößlingen deutscher Wissenschaft gegangen ist, daß der zum tüchtigen Jüngling gereifte Sohn erst in das Ausland wandern muß, um später, wenn er die Muttersprache beynahe verlernt, und fremde Tracht und Sitte im deutschen Vaterlande Unterstützung zu finden.

ath von Leonhard hat sei-

Verdiensten um die Förderung der Mineralogie und Geologie zu gefügt, durch eine populäre Publicum berechnete Schrift Aufmerksamkeit auf die Geologie, und für diese eben so ansehnliche Wissenschaft auch bey denen, welche kein tieferes Studium sich berufen fühlen. England lassen schon längst Schriften nahl in ersterem Lande gehört. In der Zone der gebildeten Gesellschaft ist die Geologie Notiz zu nehmen. In Deutschland, wo dieses Feld der naturwissenschaftlichen Bearbeitung der

Geognosie zuerst eigentlich urbar gemacht worden, hat man bisher nicht allein eine allgemein verständliche Schrift darüber entbehrt, sondern auch das Anziehende und die vielseitige practische Wichtigkeit der Geologie viel zu wenig anerkannt. Wir erwarten mit Zuversicht, daß das vorliegende Werk seinen Zweck nicht verfehlen wird; und indem wir dazu beizutragen wünschen, die Aufmerksamkeit darauf zu lenken, so erlauben wir uns eine Ausnahme von der Regel zu machen, und obiger Schrift, ehe sie noch vollendet ist, eine kurze Anzeige in diesen Blättern zu widmen.

Da der Verfasser für ein Publicum geschrieben hat, bey welchem auch die Hülfskenntnisse für das Studium der Geologie nicht voraus gesetzt werden durften, so ist von ihm in zweckmäßiger Kürze, mit rühmlicher Klarheit, und in einem durch treffende Beispiele erläuterten und gewürzten Vortrage, das Wissenswürdigste vom Bergbau, so wie das Nöthigste von den Lehren der Physik, Chemie und Mineralogie in den ersten Abtheilungen mitgetheilt. Um den Mangel der Anschauung möglichst zu ersetzen, und von manchen merkwürdigen, durch bloße Beschreibung schwer deutlich zu machenden Gegenständen Vorstellungen zu geben, ist das Werk mit vielen, größtentheils in Stahlstich trefflich ausgeführten Abbildungen geziert; welche Ausstattung der Verlagsbandlung sehr zur Ehre gereicht. Da diese Schrift aus Vorträgen hervor gegangen, welche ihr Verfasser vor dem geselligen und befreundeten Kreise der Bewohner Heidelbergs gehalten, so ist sie auch in Vorlesungen abgetheilt. Die erste derselben handelt vom Bergbaue, in sofern man ihn mit Recht als die Wiege der

Geognosie betrachten kann. Unter den darauf sich beziehenden Bildern stellen Mehrere die verschiedene Art und Weise vor, wie man in die Gruben fährt. Bey des Faches Unkundigen dürfte dadurch kein großes Verlangen erweckt werden, in die Tiefen der Schächte sich zu wagen. Einladender würde eine Darstellung der neuerlich am Harze erfundenen, so genannten Fahrkünste seyn, durch deren Benutzung man ohne Anstrengung und besondere Gefahr in die Gruben gelangen kann, und deren Vorrichtung sogar den Schacht der Grube Samson zu Andreasberg, der jetzt wahrscheinlich auf die Ehre Anspruch machen darf, für den tiefsten Schacht unserer Erde zu gelten, bald in den Stand setzen wird, selbst Frauenzimmer in seinem Gesenke zu empfangen. Eine der niedlichsten Abbildungen ist ein Durchschnitt der Andreasberger Gruben, womit eine Darstellung des dortigen Gebirges sinnreich verbunden ist, nach einer Zeichnung des Hn Markschaiders Strauch; nur schade, daß bey dem Stahlstiche die Uebertragung des Originals versäumt worden, daher auf der Tafel die Gegenstände auf verkehrten Seiten erscheinen. Die zweite Vorlesung gibt Andeutungen über Licht, Wärme, Electricität, Magnetismus. Die dritte Vorlesung handelt von den geologisch wichtigen einfachen Stoffen, dem Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, Schwefel, Chlor, Fluor, Phosphor. In der vierten Vorlesung wird das Wissenswürdige von den Metallen, in der fünften das Wichtigste über Luft und Wasser mitgetheilt. Die sechste Vorlesung redet von den Verbindungen von Gasen unter sich und mit anderen Elementen; die siebente von Säuren, Alkalien und Salzen; die achte von Erden und

Erzen. Die neunte Vorlesung beantwortet die Frage: wachsen heutiges Tages noch Steine?

Hoffentlich wird diese Schrift einer nicht geringen Anzahl von Lesern und Leserinnen Unterhaltung und Belehrung gewähren, die dann mit uns ihrer raschen Fortsetzung und baldigen Vollendung freudig entgegen sehen.

B o n n.

Ben Habicht. Beobachtungen über die Heilung der Rhachitis von D v e l a, aus Jante. Aus dem J fest von Dr Fr. Hab. Melcher, von Friedr. Nasse, Geheime und Proffessor zu Bonn. II ur Octav.

Eine wenig bedeuten-
1817 erschienene, wohl
werthe Schrift. Nach E
daß Rhachitis in einer a
abnormen Thätigkeit aller
sey, folgert der Verf.:
Krankheit des ganzen L
Gewebe, nicht bloß das i
bey seiner Natur und feir
die Knochen verldren ihr
die Muskeln ihr Zusamm
das Zellgewebe die Ausdehnbarkeit; die Nerven
ihre Empfindungs-Fähigkeit.
müsse deshalb eine stärkende seyn
richtungen sowohl der inneren
einsaugenden Gefäße zu beleben
So kommt denn der Verf. zu sei
daß in seinem Vaterlande übliche
verfahren, welches in den Hände

ist, anzugeben. Es besteht in Einreibungen, welche längs der Wirbelsäule, auf dem Brustbeine und an der inneren Seite der Arm- und Fußgelenke mit venezianischem Theriak gemacht und dann mit fein gepulverter Aloe succotr. bestreuet werden. Die eingeriebenen Theile werden in Binden gewickelt, und die Einsalbung nach 3 — 4 Tagen wiederholt. Dabey wird strenge Diät gehalten, und eine Abkochung gegeben von den Blüthen und Blättern von *Centaurea min.* und *bened.*, *Lonicera caprif.*, *Verbena off.*, *Teucrium chamaedrys*, *Prunella vulg.*, *Plantago psyll.* und von den Wurzeln der *Aristolochia rotunda*. Nach 40tägigem Gebrauche werde in der Regel das Uebel beseitigt. Der Verf. führt mehrere Beispiele aus seiner eigenen Erfahrung und namentlich sich selbst an, der erst im vierten Lebensjahre davon befallen wurde. Doch sagt er (S. 36): 'die mich behandelten, waren nicht genug mit der Art meiner Krankheit vertraut, als die Verkrümmung der Rückensäule sich einstellte, und ich konnte die ursprüngliche Gestalt meines Körpers nicht wieder bekommen, obschon alsbald nach angewandten Einreibungen und gleichzeitigem Gebrauche der Abkochung der Krankheitsverlauf völlig abgeschnitten ward, und ich seit der Zeit bis heute mich stets eines guten Bestehens erfreut habe.'

Der Herausgeber bemerkt in der Vorrede, daß er diese Methode vielfach bewährt gefunden habe, und daß es in dem unter seiner Direction stehenden Clinico Nedegebrauch geworden sey, den Carvela, wie sonst den Bittmann, trinken zu lassen.

C e l l e.

Hilfsbuch der griechischen Sprache für Anfänger, von Dr. J. C. C. Berger, Collaborator am Gymnasium zu Celle. 1836. VI u. 206 S. — Seitdem das Studium der griechischen

anfängt, auf diese die Adjectiva und dann die Verba folgen läßt. Indes sind es nicht allein Aufgaben aus dem Deutschen in das Griechische, sondern auch aus dem Griechischen in das Deutsche zu übersetzen, um dadurch die Schüler dahin zu bringen, leichte Schriftsteller lesen zu können. Der Vf. versichert diese Zwecke auf diesem Wege erreicht zu haben. Man wird in diesem Allen den denkenden Lehrer erkennen, Beygefügt ist am Ende ein kurzes griechisches und deutsches Wortregister.

L o n d o n.

Printed for Longman. Lectures on the Diseases of the Lungs and Heart. By Thomas Davies, assistant physician to the London Hospital. XVI u. 512 Seiten. 1835. 8.

Diese von dem Verf. wirklich gehaltenen Vorlesungen bildeten einen Theil eines Courses der Theorie und Praxis der Medicin am Londner Hospitale. Sie geben eine klare, kurze und den

V e r b e s s e r u n g e n .

S. 209. 3. 12. b. u. lies Gewichte st. Gleichgewichte.

— 211. — 11. b. o. — wird. Dies st. wird, dieser

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. 27. Stück.

Den 16. Februar 1837.

Göttingen.

Unsere Anzeigen
St. 42. gewisserm
nommen, über d
von Griechischen
zu geben, aber jen
wenigen Monograp
(wie an den Schri
und Schröder Ic
Sichoniadis von (9.).
Der Unterz. i
ren Arbeiten der 2
ist, auf diesem Be
men fassen, wenn
den kann, von eini
ger zu berichten als
verdient hätte.

Wir befolgen i
ten ein geographisc

[20]

einigermassen zur Anschauung kommt, welche Felder der Einzelgeschichte der Griechischen Stämme, Landschaften, Staaten und Städte noch am meisten wüßt liegen. Dazu gehört ohne Zweifel Thessalien, welche Landschaft noch immer der genaueren Beleuchtung durch geographisch-historische Forschung entbehrt. Auch ist gegenwärtig kaum Hoffnung vorhanden, neue bedeutende Aufklärungen über diese Gegenden zu erhalten, da Thessalien größtentheils außerhalb des neuen Königreichs Griechenland liegt, und gerade unter den jetzigen Umständen für Reisende wenig zugänglich scheint. Daher immer noch nur wenige Routen in dieser Landschaft durch Neuere ausgezeichnet sind, so daß besonders die mittleren und westlichen Striche Thessaliens, auch auf den besseren Karten nur nach einigen Notizen der Alten und darauf gegründeten Combinationen entworfen werden. Und doch hängt von der genaueren

gengen und Städteruinen die zahlreichen Stämme ab, welche mythischen und früheren historischen haben — worin wohl das Wissen

Thessalien überhaupt besteht. und noch im Werden unsere Kunde ist, kann man aus dem sehen, daß es erst in neuester Zeit durch Auffindung der Ueberreste die Lage der Aeolis, die über die Αἰολεῖς Βοιωτοὶ ausbestimmen, worüber der Unzulage zu den Doriern 'Zur Griechenlands. Breslau 1831.'

Ueber die Geschichte dieses Landes nun ist uns (seit den bekannten speciellen Untersuchungen über das Aenaden-Geschlecht)

nur eine Abhandlung von Hrn Rector Bömel, de incolis Thessaliae antiquissimis in der Form eines Schulprogramms des Gymnasiums zu Frankfurt a. M. für Ostern 1829 (28 S. in 4.) gekommen. Doch auch diese geht nicht in ein solches Detail der Untersuchung, wie es hier allein förderlich ist, und ist auch von dem Verf. wohl nur als eine Orientierung in der älteren Geschichte Thessaliens gemeint, um daran eine Erörterung der Thessalischen Verhältnisse in der Zeit des Philipp zu knüpfen, die für das vom Verf. eifrig gepflegte Studium des Demosthenes von Wichtigkeit sind. Darauf bezieht sich auch eine zweite Abhandlung des Verfs über die Tetrarchien Thessaliens (das Osterprogramm von 1830), die dem Unterz. indeß nur durch K. Fr. Hermanns Lehrbuch der Gr. Staatsalterthümer, 2te Aufl. S. 178. Anm. 18., bekannt ist.

Unter den Landschaften, die zunächst an Thessalien gränzen, ist ein Theil von Phokis von Hrn Dr J. F. G. Zetsche in einem Programme des Stralsunder Gymnasiums für Michael. 1834. (20 S. 4.) behandelt worden, in einer *particula commentationis de Crisa et Cirrha*. Sie beginnt mit Untersuchungen über die mythischen Fürstengeschlechter und Niederlassungen in Phokis, die mit Sorgfalt, aber nicht immer vom richtigen Standpuncte der mythologischen Critik ausgeführt sind, und geht dann bald zur viel besprochenen Frage über, wie sich Crisa und Cirrha zu einander verhalten. Der Verf. beantwortet sie nach Erwägung aller Zeugnisse so: 1) *Eadem aetate una tantummodo urbs Crisa sive Cirrha antiquitus exstitit.* 2) *Antiquissimum urbis nomen erat Crisa, quare haec potissimum ejus forma apud*

poëtas mythographosque invenitur; sequentibus vero temporibus nomine Κρίσα in Κίρρα mutato campus, qui urbi adiacebat, vetus nomen Κρισαῖον πεδῖον, mareque vel sinus nomen Κρισαῖον πέλαγος sive Κρισαῖος κόλπος retinuit. 3) Vetere tamen Crisa bello primo sacro diruta, recens oppidum Cirrhā sensim ortum est, quod Delphorum navale Romanorum imperatorum etiam temporibus fuisse jam intelleximus.

Indem wir zu Böotien übergehen, und zunächst der alten Macht und Cultur der Minyer gedenken: dürfen wir uns wohl erlauben, eine kleinere Abhandlung von Herrn Dr. W. Forchhammer zu erwähnen, wenn sie auch nur einen einzelnen topographischen Punct behandelt, und nicht besonders abgedruckt, sondern einem Journal, den Annalen der Physik und Chemie Bd. XXXVI. St. 6., einverleibt ist: um so mehr, da wenige unserer philologischen Leser sie da suchen werden. Sie führt die Ueberschrift: Der kopaische See und seine unterirdischen Abzugskanäle; aus einem nächstens erscheinenden Werke: 'Griechenland, im neuen das alte.' Das Ergebniß der hier mitgetheilten Untersuchungen, die ganz auf Befichtigung der Localität und Erkundigungen an Ort und Stelle zu beruhen scheinen, ist dies, daß die Katabothra oder natürlichen Felspalten noch immer so viel Wasser aus dem Kopaischen See in den Euböischen Meerbusen leiten, als sie nach der engen Oeffnung ihrer äußeren Mündung (Kephalaria genannt) abführen können, daß aber die vollständigere Entwässerung der Seeebene von den Minyern der mythischen Zeit durch zwey künstliche Stollen oder Emissare bewirkt worden

ist, die neben den Katabothren, der eine nach der Gegend von Tarymna, der andere nach dem See von Hald durch den Felsen gebauen sind. Diesen gehören, nach Hrn Forchhammer's Untersuchungen, die senkrechten Schächte an, die in beiden angegebenen Richtungen, und zwar nicht auf der Höhe des Gebirges, unter der die Katabothra liegen, sondern in der Richtung des Thals sich finden, und mit den Oeffnungen der Emissare von Albano und Fucino große Aehnlichkeit, und demnach auch denselben Zweck haben. Hiernach wäre also die Meinung aufzugeben, die unter Anderen auch der Unterz. nach früheren Reiseberichten sich gebildet hatte, daß diese Schächte zu einer Reinigung der von Natur geschaffenen aber durch Kunst erweiterten Katabothren gedient hätten, und es ist den Minyern mehr als eine solche Erweiterung, eine Anlegung ganz neuer Felsenstollen, zuzuschreiben. Auf jeden Fall wird uns die Folgezeit darüber nicht im Unklaren lassen; da es keine große Schwierigkeit machen kann, einen der kürzeren Schächte, die an den tiefsten Stellen des Thals gesucht werden müssen, zu reinigen, und dadurch auf den Boden des Emissars zu gelangen. Diese Untersuchung ist aber um so mehr zu wünschen, da in der interessanten Entwicklung des Berfs sich nicht immer genau unterscheiden läßt, wie viel ihn Augenschein gelehrt hat, und wie viel nur auf gewissen geognostischen Hypothesen und Voraussetzungen beruht, die nicht alle Kenner des Faches ohne weiteres anerkennen möchten.

Einer ganz anderen Region der Bdötischen Geschichte gehört die in Breslau im Verlage von J. Neumann erschienene Schrift an: Epaminondas und Thebens Kampf um die Hegemonie

von E. B. Bauck. 84 S. 1834. in 8. Sie schildert das Leben des edeln Thebaners, dessen Größe sich nicht ohne Behmuth betrachten läßt; weil er bey den besten Intentionen doch seine Vaterstadt nicht dauernd zu heben vermochte, und Griechenland unwissend der Makedonischen Herrschaft entgegen führte, indem er die einzige Form von Symmachie und Hegemonie zerstörte, unter der die Griechischen Staaten des Mutterlandes je zusammen gehalten haben. Denn die Athenische Hegemonie ist niemals, und die Thebanische nur ganz momentan von anderen Staaten des alten Griechenlands anerkannt worden. Die Darstellung des Verfs ist auf Studium der Quellen begründet, und bey aller Liebe zu seinem Helden im Herzen von der jetzt gewöhnlichen Parteylichkeit frey; wiewohl die politischen Verhältnisse wohl noch schärfer aufgefaßt und mancher topographische und antiquarische Punkt genauer erörtert seyn könnte. Daß vor der Schlacht von Mantinea 'selbst die Arkader mit ihren Keulen sich Thebanische Kennzeichen gaben' (S. 81) ist ein Mißverständniß; die Arkader, sagt Xenophon, ließen sich Keulen auf ihre Schilde malen, als wären sie Thebaner (*ἐπεγράφοντο δὲ καὶ τῶν Ἀρκάδων ὀπλῖται ῥόπαλα, ὡς Θηβαῖοι ὄντες*) — wie die Thebaner ja auch auf ihren Münzen dies Attribut ihres Stammheros Herakles zur Schau stellen. Ein anderer bedeutender Irrthum, den der Verf. S. 33 aus Niebuhr's R. G. III, S. 183 herüber genommen hat, ist der, daß der Spartaner Kleandridas, der nach Diodor XV, 45. bey Leuktra auf Seiten der Thebaner focht, derselbe sey, wie der verbannte Spartaner Kleandridas, der für Thurigi kämpfte (Strabo VI, 284.): wir wissen ja durch eine

26. 27. St., den 16. Februar 1837. 255

Combination der sichersten Beugnisse, daß dieser

gegen.
von
dem
cyon
nung
Arbei
erfüll
des
dieser
gethe
kurz
mehr
der
Sik
nau
ses d
steht.

goras und Andreus und der Erklärung des Schmähwortes λεωσθήρ, womit die Pythia den Kleisthenes benannte, stimmt der Verf. unbewußt mit dem Unterz. (History of the Doric race I. p. 184. 186.) überein.

Wir erlauben uns, in diese Uebersicht meist feinerer Schriften ein Werk von größerem Umfange aufzunehmen, daß zu Breslau (in Commission bey Graß, Barth u. Comp.) unter dem Titel: Die spartanische Staatsverfassung in ihrer Entwicklung und ihrem Verfall von Dr. K. H. Zachmann erschienen ist (VIII u. 324 S. in 8.), welcher Gelehrte sich früher schon durch seine scharfsinnige und besonnene Vertheidigung der Uebersieferungen über den Kimonischen Frieden — so viel sich nämlich davon halten läßt — (De pace Cimonia dissertatio. Vratisl. 1835. 47 S. in 8.) ausge-

abhängig von dieser Einleitung steht der Haupttheil des Werkes da, dessen Tendenz wir mit wenigen Worten so bezeichnen können, daß darin die Dorische Staatsordnung in Sparta nicht als ein gegebenes Ganzes betrachtet und in ihrem inneren Zusammenhange aufgezeigt, sondern aus

verhältnissen verschiedener Bevölkerungen abgeleitet. Wie großen Einfluß das große Vorbild, das Niebuhr bey der Entwicklung des Römischen Staatswesens aufgestellt hat, auf das Verfahren des Verf. ausgeübt, leuchtet ein: der Unterz., der in vielen der vom Verf. behandelten Puncten seinen Ueberzeugungen treu bleibt, wünscht um so mehr eine unparteyische und sorgfältige Prüfung der neuen Sätze des Verf. von einer anderen Feder, wobei zugleich die von dem Vf. bestrittenen Forschungen des Hn Prof. Hermann in den, mit der gewohnten Umsicht und Sorgfalt dieses Gelehrten ausgearbeiteten, Abhandlungen *de conditione et origine eorum qui Homoei apud Lacedaemonios appellati sunt*. Marburg 1832. 4., und *de causis turbatae apud Lacedaemonios agrorum aequalitatis*. Das. 1834. 4. zu vergleichen seyn werden. Die letztere Abhandlung tritt der Vorstellung entgegen, daß die untheilbaren und unveräußerlichen *κλήροι* der Spartiaten eigentliche Majorate gewesen seyen; wofür Hr. Bachmann indeß S. 171 ff. beachtenswerthe Gründe entwickelt. Ein Anhang 'über die Epochen des

Poliodoros von der Zerstörung der Olympiade' sucht darzuthun, genauen Bestimmungen der Chronologen aus dieser Zeit auf ganz ungefähre Schätzungen hinführen zu können, und die Falschheiten der Regierungen der Spartanischen Archonten durchaus schwere Beschuldigung jener ältern Gewährsmänner, die unvorsichtige Correcturen der überlieferten, gewissen chronologischen Angaben zu müssen glaubt.

Unter den Griechischen Inseln hat Kor-
 pyra durch die hiesige Preisschrift von Hn W.
 C. H. Müller (G. gel. Anz. 1835. S. 1021),
 die unter dem Titel: *De Corcyraeorum
 republica scr. Guil. Conr. Arm. Muel-
 lor*, hieselbst in der Vandenböck'schen Buch-
 handlung 1835 erschienen ist (VIII u. 68 S. in
 4.), eine recht fleißige und gründliche Bearbei-
 tung erhalten. Einen Anfang von Untersuchun-
 gen über die Alterthümer von Naxos enthält
 eine hier erschienene typis Dieterichianis ge-
 druckte Abhandlung: *Quaestiones Naxiae.
 Scr. Dr. Guil. Engel, Megapolitanus. 1835.*
 (63 S. 8.), die hauptsächlich den Dionysoscult
 der Insel, mit einigen neuen und treffenden
 Wahrnehmungen, ins Licht zu setzen sucht. Eine
 schon ältere, aber wohl nicht sehr bekannt gewor-
 dene Abhandlung über Lemnos, die zu Bres-
 lau bey Leuckart erschienen ist: *Res Lemniae,
 scripsit Car. Rhode. Adiecta est Lemni
 tabula, descripta secundum Choiseulium. 72
 S. in 8.*, enthält zwar wenig eigenthümliche
 Forschung, aber eine nützliche Zusammenstellung
 und meist richtige Critik der bisherigen Behand-
 lungen Lemnischer Alterthümer, der wir nur eine
 leichtere und geschmackvollere Form wünschten.
 Den Inseln an der Westküste Kleinasiens hat Hr
 C. F. C. Zander, Prorector der Domschule bey
 Rastenburg, eine besondere Aufmerksamkeit zuge-
 wendet, und nach seiner früheren, in einem Pro-
 gramme von 1827 bekannt gemachten Arbeit über
 Lesbos, welche das rühmlich bekannt gewordene
 Buch von Herrn Dr Plehn noch durch einige
 mythologische und topographische Erörterungen
 vervollständigt, später in einem anderen Pro-
 gramme von Ostern 1831. (Hamburg gedruckt

bey H. Reffler) 'Beiträge zur Kunde der Insel Kos' (27 S. in 4.) herausgegeben, welche außer der Topographie die mythologischen und historischen Namen der Insel (besonders den der Meropis), alsdann die Bruchstücke der politischen Geschichte, so wie auch die literarischen Denkwürdigkeiten von Kos behandeln. Wir wollen hier nur einen Punct ausheben, der zugleich in die politische und literarische Geschichte einschlägt, um, wo möglich, die Meinung des Verfs darin zu berichtigen. Der Verf. nimmt an, daß der Tyrann von Kos, Kadmos, Sohn und Nachfolger des Skythes, zur Zeit des Aufstandes der Jonier gegen das Persische Reich (Ol. 71, 3/4 nach seiner Ansetzung) seine Herrschaft niederlegte, sich an die Samier angeschlossen, welche die Persische Knechtschaft flohen, und mit ihnen die Stadt Zankle in Sicilien einnahmen, wodurch der Tyrann von Zankle, Skythes, seines Besizes beraubt wurde, der nun nach Persien zum Dareios ging. Der Dichter Epicharm, den die Alten bald einen Koer, bald einen Samier, bald einen Sikelioten nennen, sey wahrscheinlich damals mit von Kos nach Sicilien gegangen. Hierbei ist angenommen, daß Kadmos Zankle mit den Samiern zugleich eingenommen habe; indeß besagen Herodot's Worte (K. οἶχετο ἐς Σικελίην, ἔνθα μετὰ Σαρίων ἔσχε τε καὶ κατοίκησε πόλιν Ζάγκλην τὴν ἐς Μεσσηνίην μεταβαλοῦσαν τὸ οὐνομα) nur dies, daß er einen Besiz in Zankle mit den Samiern zugleich erlangte, und wenn dies, wie es nach Herodot's Worten scheint, in die Zeit fällt, wo Zankle schon Messene hieß: so folgt schon von selbst, daß Kadmos nicht mit den Samiern Zankle besetzt haben kann, sondern erst, nachdem einige Jahre später Anaxilas die

Samier seiner Oberherrschaft unterworfen und den Namen der Stadt nach seinem Geschlechte in Messene verwandelt hatte. Auch dehnt die angebliche Rede des Theophrast unter den Hippokratistischen Briefen p. 1294. ed. Foes., die wenigstens keinen ungelehrten Verfasser hat, die Herrschaft des Kadmos in Kos über die Zeit des ersten Perserkrieges (Ol. 72, 3.) aus, und läßt ihn erst während Gelons Regierung (von Ol. 72, 2. an) nach Sicilien wandern. Da nun doch der Skythes, welcher Herrscher von Zankle war, und der Skythes, welcher als Vater des Zankländer Kadmos genannt wird, bey der Seltenheit des Namens kaum getrennt werden können: so bleibt immer die Ansicht des Perizonius die wahrscheinlichste, daß Skythes, der Herrscher von Zankle, als ihn die Samier von da vertrieben hatten, vom Großkönig Kos erhielt, obgleich er beym Könige am Hofe lebte, und daß sein Sohn Kadmos ihm in der Herrschaft von Kos succedirte (Herod. VII, 164.), aber sie nach einigen Jahren niederlegte, da er nach einem Vertrage mit den gegenwärtigen Besitzern von Zankle (unter Anaxilas Herrschaft) um Ol. 73. zwar nicht die Herrschaft, aber doch sein Erbgut in der Heimath wieder erlangen konnte, bey welcher Wanderung nach Sicilien Epicharm den Kadmos begleitet haben muß. Uebrigens setzt der Verf. bey dieser Untersuchung nicht den richtigen Zeitpunkt für die Wanderung der Samier, die nur kurze Zeit auf die Eroberung von Milet nach I. folgt seyn kann; für diese aber steht I. Hyd. IV, 102., vgl. mit Herod. V, daß sie nicht später als Ol. 70, 3. v. gesetzt werden darf. Umgekehrt setzt S. de Doriensium comoedia quaest. p

Kunft der Samier in Zankle und Vertreibung des Skythes zu zeitig Ol. 70, 1., und glaubt, daß Kadmos, Skythes Sohn, sehr bald hernach nach Zankle zurückgekommen sey, und diese Stadt schon 71, 3., als Anaxilas sich ihrer bemächtigte, verlassen habe — wo er nach genauerer Berechnung kaum in Zankle angelangt seyn kann. Diese Meinung beruht auf einer zu streng genommenen Stelle des Thukydides, welche zu besagen scheint, daß Anaxilas die Samier ganz aus Zankle vertrieb, während man doch durch andere Gründe, namentlich auch numismatische, genöthigt wird anzunehmen, daß Zankle auch als Messene seine Samische Bevölkerung behielt, worüber wir der Kürze wegen auf diese gel. Anz. 1830, S. 380 f. verweisen.

Unter allen Inseln an dieser Küste hat keine eine reichere Mythologie und Geschichte als Rhodos, daher wir uns freuen müssen, daß ein so kenntnißreicher und umsichtiger Gelehrter, wie Hr. M. W. Hefster, Prorector am Gymnasium zu Brandenburg, sie zum Gegenstande gründlicher Untersuchungen gemacht hat. Bis jetzt sind es die Geographie und die Götterdienste der Insel, welche Hr. Hefster bearbeitet hat; die erstere in zwey Programmen von Ostern-1827 u. 1831, von denen das eine die allgemeine, das andere die specielle Geographie der Insel behandelt, die anderen in einem aus drey Heften bestehenden Werke, welches zu Herbst bey G. A. Kummer unter dem Titel: Die Götterdienste auf Rhodos im Alterthume, dargestellt von M. W. Hefster, erschienen (H. I. 1827. XVI und 30 S. H. II: 1829. XII u. 196 S. H. III. 1833. XII u. 88 S. in 8.). Das erste Heft über den Heraklesdienst zu Lindos ist in diesen

Blättern 1829. St. 42. angezeigt worden; jedoch bitten wir unsere Leser, zur Ergänzung der Forschungen des Verfs noch die sehr kundige und gedankenreiche Recension in der Hallischen Allg. Lit. Zeit. von 1834. Erg. St. 111 ff. über das ganze Werk zu vergleichen, wo insbesondere nachgewiesen wird, daß die eigenthümlichen Fluchgebräuche des Euböischen Heraklesdienstes aus Doris am Delta und der Nachbarlandschaft Dryopis herkommen. Das zweite Heft behandelt sehr ausführlich den Dienst der Euböischen Athena, den er — ungeachtet er die Ueberlieferung von der Aegyptischen Abkunft des Danaos vertheidigt — doch nicht für den Neith-Dienst von Saïs, sondern für einen Zweig des echt Hellenischen Dienstes der Pallas erkennt, in der er eine Verkörperung des Begriffs der *τοφία* sieht. Hierbey muß aber, was die Bedeutung des Danaos anlangt, die wesentliche Modification der Ansicht des Verfs im Vorworte zum dritten Hefte verglichen werden. Ein merkwürdiger Umstand ist, daß auch in Rhodos, wie in Athen, die Pallas Vorsteherin des Olivenbaus war, wie ein von der Akropolis von Lindos herstammendes Epigramm (Anthol. Pal. XV, 11.) bezeugt, in dem indeß auch nach Jacobs und unsers Verfs Bemühungen noch Manches zu erklären und zu verbessern bleibt. Was insbesondere das Distichon anlangt: *Ἀνδρῶν γὰρ τόδ' ἐστι λαὸν Ἀθηναίων πόρε Νηρεὺς Ἀγλαόχαρτος, ἑὼν νειμάμενο* so kann doch der Meergott Nereus in Athen diesen Olivengarten bey ihm (denn ein solcher ist nach dem Hange der Stelle gemeint) von sein getheilt und geweiht haben: sondern bar für *Νηρεὺς Νηρεὺς* zu setzen u

thische König des benachbarten Inselchen Syme zu verstehen, den sich auch wohl die Rhodier eignen konnten, der Sohn des Charops und der Charis Aglaia, wohin das auffallende Epitheton ἀγλαόχαρτος zielt. Die Sammlung der Notizen über die übrigen Götterdienste ist sehr sorgfältig gemacht, wir vermissen darin nur die den Dionysos betreffende Nachricht des Hesychius, daß die Rhodier ein Fest Pankladia (παγκλάδια, nach Balesius Verbesserung für παγλάδια, von κλάδος, κλαδένω) feyerten, wenn der Weinstock geschnitten wurde. Für den Dionysos-, den Helios- und den Panstdienst auf Rhodos, wird dem Bf. die große Urkunde ein sehr erfreulicher Beytrag seyn, welche im archäol. Intelligenzblatte der Hallischen Allg. Lit. Z. 1834. № 32. (3.) von Hn Dr Kellermann, und im Bulletino dell' Instituto di corr. arch. 1834. p. 215 ff. von Hn Dr Franz herausgegeben und commentiert ist, in der von den Ehrenbezeugungen Meldung geschieht, die einem Alexandriner Dionysios von drey gottesdienstlichen Collegien in Rhodos, den Dionysiasen, den Paniasen und den Haliasen und Haliaden (Berehrern des Helios und angeblichen Nachkommen der alten Sonnensöhne von Rhodos) erwiesen werden.

(Der Beschluß im nächsten Stücke).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 18. Februar 1837.

Göttingen.

Beschluß der Anzeige der Bearbeitung von

Griechischen Specials

Außer anderen

daß auch in Rhodos,
in Lesbos, ein trieter
und daß der Kranz
στεφανος, auch bei
den gebräuchlich war
den Scherz des Kom
pos) über den ἀλυσ
(s. Nake im Rhein
57. 158.) zu erläutere

Die Städte an
anlangend, ist die G
ganz nebst den sich
mit Einsicht und G
einer zu Breslau
Dissertation de ori

— publ. defendet auctor Alex. Falk. 1829. 8. 38 S. 8., nebst einer Karte des alten Byzanz und des Keratinischen Meerbusens in dem Zustande vor Septim Sever. Eine weit umfassendere Arbeit über das alte Thessalonich hat Hr Prof. Tafel in der Form eines academischen Programms unter dem Titel: *Historia Thessalonicae res gestas usque ad annum Christi DCCCCIV complectens* scr. Theoph. Luc. Fr. Tafel. Tubingae typys Hopferi de l'Orme. 1835. 72 S. 4. bekannt gemacht. Die Hauptabsicht dieses Werks ist, Licht in die dunkeln Zeiten der Slavischen Herrschaft in Makedonien zu verbreiten; daher der Verf. bey den alten Zeiten von Thessa- ma oder (seit Kassander) Thessalonika kürzer ver- weilt, aber die Verhältnisse der Stadt als ci- vitas libera unter den Römern ausführlicher er- örtert, und von dem Zustande der christlichen Kirche daselbst seit dem Martyrium des S. De- metrius (nach 306 v. Chr.), mit welchem erst die genaueren Nachrichten über das Christenthum in Thessalonich anfangen, möglichst zuverlässige Kunde gibt, besonders aber die Zustände nach der Völkerwanderung und die durch das Vor- bringen der Slaven (von 551 an) herbey geführ- ten Bedrängnisse der Stadt ausführlich erörtert. Herr Prof. Tafel beschreibt sechs verschiedene An- griffe dieser Slavinen auf Thessalonike, vom Ende des sechsten Jahrhunderts an bis um die Mitte des achten, von denen der letzte indeß mehr von den Bulgaren ausging — und zwar nach einer Quelle, die man kaum für so reich an genauen historischen Notizen gehalten hätte, dem Leben des S. Demetrius in den *Actis San- ctor. Octobr. VIII.*, indem nämlich die Thessa-

lonischer alle Hülfe und Rettung in Kriegsbrangsalen durchgängig an wunderbare Thaten des H. Demetrios anknüpfen. So zeigen sich also auch hier (wie bey Antiochia) die älteren und gelehrteren Lebensbeschreibungen von Heiligen der Griechischen Kirche als eine noch sehr wenig ausgeschöpfte Fundgrube für Specialgeschichte und Topographie des oströmischen Mittelalters. Die Byzantinische Hof- und Reichsgeschichte meldet von diesen Dingen nichts, und überläßt es der kirchlichen Ueberlieferung, das Andenken jener traurigen Zeiten zu erhalten, wie auch damals allein die christliche Kirche dem äußerlich fast ganz aus einander gesprengten, zerbröckelten Reiche von Byzanz Zusammenhalt und neue Kraft geben konnte — durch diese bössische Historiographie erfahren wir dagegen, daß Konstantins V., Kopronymos, im J. 788, die Sklavinien-Cantons (Σκλαβινiae) in Macedonien — d. h. in den unteren ebeneren Gegenden, denn die im oberen, gebirgigen Lande blieben noch lange frey — dem Byzantinischen Reiche unterthänig machte, und Konstantin VII., PorphYROgennetos, 782 u. 783 auch die Sklavinien in Thessalien und weiter südwärts zu unterjochen begann. — Wir freuen uns aus einer brieflichen Mittheilung des Verfs beyfügen zu können, daß die am Ende der vorliegenden Abhandlung versprochene geographische Erörterung, eine descriptio urbis agrique Thessalonicensis, auch beynahe vollendet, und darin den Bauresten aus alter und mittlerer Zeit, namentlich den Gebäuden des christlichen Cultus, eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet, und deren Geschichte aus allen irgend zugänglichen Quellen hervor gezogen ist. Nur auf diese Weise kann die noch immer mannigfaltiger Untersu-

Müng bedürftige Geschichte der Architektur in dem stakenden Alterthume und früheren Mittelalter in ein vollständigeres Licht gerückt werden.

Unter den Griechischen Colonien an der Nordküste Kleinasien sind zwey der bedeutendsten in verdienstlichen Monographien behandelt worden. Die eine Schrift, welche zu Brandenburg in officina J. J. Wiesikii gedruckt ist, führt den Titel: *De rebus Heracleae Ponti libri VI. Specimen primum.* Scr. H. L. Polsberw, Phil. Dr. 89 S. 8. Die Sagen und Geschichten dieses Heraklea's haben bekanntlich im Alterthume so viele Bearbeiter gefunden, wie Herodorus, Nymphis, Prokathidas, Domitius Callistratus, Memnon, Timagenes, und es ist so Manches davon durch mittelbare Quellen auf unsere Zeit gekommen, daß nach der schätzbaren Fragmentsammlung der Herakleotischen Historiker von J. Conr. Drelli der Versuch, ein Ganzes daraus zu bilden, wohl an seiner Stelle war. Dies hat Hr Polsberw mit gründlichem Studium der Quellen und vorsichtiger Benützung der neueren Hülfsmittel in bündiger Darstellung gethan, und in diesem ersten Specimen zunächst die äußere Geschichte bis zum Tode des Königs Eysimachos in Verbindung mit dem Staatswesen ins Auge gefaßt, mit der Absicht, in einer Fortsetzung dieser Untersuchungen — die indeß unsers Wissens noch nicht erschienen ist — das Topographische, die Götterdienste und Mythen, den Handel und die Colonien, Sitte, Kunst und Literatur gleichmäßig zu berücksichtigen. Der Unterz. hebt nur einen Punkt zur näheren Erwägung hervor, nämlich die Eintheilung des Volks in die Hunderte oder *Hebatesis*, wovon wir durch eine Stelle des

Taktikos Xelianos, Poliork. 11., unterrichtet sind. In Heraklea, liest man dort, waren drey Phylen und vier Hekatoistys; die Volksführer aber beredeten die Versammlung, sechzig Hekatoistys zu machen, um die Reichen, die der Demokratie abgeneigt waren, aus einander zu reißen und zu vereinzeln. Der Verf. ist hierbey im Ganzen der Meinung, für die sich auch der Unterz. früher ausgesprochen, daß anstatt vier eine durch drey theilbare Zahl, etwa 24 oder 30, durch Ergänzung oder Aenderung einer Ziffer zu setzen sey: allein genauer betrachtet genügt die bloße Vermehrung der Zahl der Hekatoistys doch nicht, um die Reichen, wie Xelian sagt, in der Masse des Volks zu zerstreuen, da dadurch immer nur die Zahl der Reichen in jeder Hekatoistys etwa auf die Hälfte herab gesetzt worden wäre; sondern die neue Hekatoistys-Eintheilung muß gar nicht auf einer Subdivision der früheren, sondern auf einem ganz andern Principe beruhen. Dies erreicht man, wenn man nach einem Vorschlage von Hn Prof. Göttling bey der Angabe der älteren Eintheilung τεσσαράων ἐν ἑκάστῃ ἑκατοστῶν schreibt; dann werden offenbar die vier Hekatoistys als Theile der Phylen den sechzig Hekatoistys, in die das ganze Volk, ohne Rücksicht auf die früheren Phylen, getheilt wurde, entgegen gesetzt. Zugleich aber folgt aus dieser Entwicklung, daß die drey Phylen nicht die ganz gleich berechtigten Dorischen Stämme, wie der Verf. annimmt, gewesen seyn können, indem in diesen die Reichen schon gleichmäßig vertheilt gewesen wären, sondern daß es Phylen waren, wie wir sie in manchen Colonien, namentlich in Kyrene, finden, worin die ersten Colonisten und großen Grundbesitzer von den

späteren Zuwanderern und Neubürgern geschieden waren.

Die andere hierher gehörende Monographie ist zu Berlin bey Ab. Chr. Fr. Enslin erschienen, und führt den Titel: *Cyzicus und sein Gebiet*. Drey Bücher von J. Marquardt, Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium zu Berlin. Mit einer Charte. 1836. VIII u. 183 S. Diese Schrift gehört zu den sorgfältigsten, vollendetsten, befriedigendsten Arbeiten, die wir in diesem Fache besitzen. Sie zerfällt in drey Bücher, von denen das erste die physische Geographie des Gebiets von Kyzikos, das zweyte die Geschichte von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Alterthums, nebst einigen Notizen aus dem Mittelalter, das dritte den sehr merkwürdigen Götterdienst der Kyziker, ihre Kunstübung und die Literatur in und über Kyzikos umfaßt. Die Topographie der Halbinsel von Kyzikos und der Stadt selbst verlangt noch genauere Nachforschungen an Ort und Stelle; von neueren Reisenden hätte der Verf. außer den benutzten noch Renouard des Bussières *Lettres sur l'Orient*. I, p. 165. pl. 11. zu Hülfe nehmen können. Die älteste Geschichte von Kyzikos wird ohne Sucht nach neuen Entdeckungen, aber, wie es dem Unterz. scheint, mit Critik und Umsicht erörtert; die Geschichte von Kyzikos wird durch die verschiedenen Perioden mit genauer Kenntniß der gleichzeitigen Zustände Kleinasien durchgeführt und von dem Puncte der einzelnen Stadt auf die noch wenig durchforschte Geschichte des ganzen Landes mancher eindringende Blick geworfen. So beleuchtet der Verf. S. 51 f. die sonst wenig bemerkte Erweiterung des Lydischen Reiches gegen den Hellespont hin, als die Lyder unter

Syges über Abydos disponierten, das nördliche Mysien einnahmen, Daskyleion, die nachmalige Satrapen-Residenz, gründeten, die offenbar Syges nach seinem Vater Daskyles benannt hat. An die Gegend des Adramyttinischen Meerbusens, wo ein Bruder des Krösos eine eigene Herrschaft gehabt hatte, knüpfte sich der Name Lydien ganz besonders, daher Skylax und Xenophon hier ein eigenes, von dem übrigen getrenntes Lydien kennen. Das Aufblühen von Kyzikos datiert der Verf. von der Zeit des Antalkidischen Friedens, wodurch Jonien gesunken und der Ionische Handel auf Kyzikos übergegangen sey; der Unterz. glaubt aber vielmehr darthun zu können, daß Jonien durch jenen Frieden in materieller Hinsicht gewonnen; und daß der Handel von Kyzikos weit älter ist, sieht man daraus, daß seine Goldmünzen, die Kyzikener, in Attischen Inschriften vor Cisleides und, nach Sestini, in noch erhaltenen sehr alterthümlichen Exemplaren, vorkommen. Von dieser Handelsblüthe ist die Freyheit und Macht von Kyzikos in der letztern Zeit des Perserreichs nur eine Nachwirkung.

Wir versagen es uns, die sehr interessante Geschichte von Kyzikos, dieser Schwester von Rhodos in kluger Politik und herzhafter Freyheitsliebe, weiter zu verfolgen, um an dieser Stelle auch noch den gen über Larentz in Großgriechenland, Hr Dr Lorenz Gymnasium zu Eleuterlesen hat. Bis i dieses Werkes heraus lin bey Bogler: De rentinorum.

gica. Scr. Dr. Rudolphus Lorentz, Berolinensis. IV u. 52 S. in 8., worin die merkwürdigen Ueberlieferungen über Tarents Gründung mit eindringender Kenntniß der Griechischen Sagen Geschichte erklärt werden; dann als Programm bey der 290sten Jahresspener der Einweihung der Schola Portensis, aber auch durch den Buchhandel von Bagel zu Leipzig verbreitet: *De civitate veterum Tarentinorum*, scr. R. Lorentz, Phil. Dr. 45 S. 4., eine sehr gelehrte Sammlung der Nachrichten über Ackerbau, Industrie und Handel, woben auch das Münzsystem Großgriechenlands behandelt wird (über das wir indeß bald neuen umfassenden Aufklärungen entgegen sehen), über Sitte und tägliche Lebensweise der üppigen Tarentiner, über die Verfassung in ihren Uebergängen von einer Monarchie und Aristocratie in alt-lakedämonischer Weise durch verschiedene Mittelstufen zu entschiedener Demokratie, so wie die auswärtigen Verhältnisse und die Heereseinrichtung der Tarentiner; endlich als Programm des Gymnasiums zu Cleve, zu Elberfeld bey H. Büschler: *De rebus sacris et artibus veterum Tarentinorum*, scr. R. L., Ph. Dr. 31 S., eine gedrängte Zusammenstellung aller Götter- und Heroenculte, die in Tarent nachzuweisen sind, so wie aller Spuren eigenthümlicher Kunstübung, von der die Rhintonischen Popsenspiele das hervorstechendste Erzeugniß sind. Wir begnügen uns hier mit dieser kurzen Uebersicht, da eine umständlichere Nachricht von diesen Abhandlungen schon in unsern gel. Anz. 1828. St. 149. und 1836. St. 194. gegeben ist, und drücken nur noch den Wunsch aus, daß der Verf. diese Arbeiten noch über die fehlenden Partieen

der Topographie und Geschichte Larents ausdehnen und als ein vollständiges Werk dem Publicum vorlegen möge. — Ueber den Abriß der Geschichte von Metapont in dem Prachtwerke des Herzog von Lynes, vgl. diese gel. Anz. 1836. St. 36.

Ueber die Griechischen Städte Siciliens liegt uns seit der Schrift von Reinganum über Selinus (gel. Anz. 1829. St. 42.) kein neues Werk vor. Die fleißigen und gründlichen, wiewohl etwas schwerfälligen Untersuchungen von Dr. F. Fr. Ebert zu Königsberg über die Alterthümer und Götterdienste Siciliens (Dissertationes Siculae. T. I. 1825. Σικελικόν Vol. I. P. I. 1830.) sind leider durch den Tod dieses Gelehrten abgebrochen worden. Eine auf unserer Universität zur Erlangung der philos. Doctorwürde geschriebene Abhandlung: De Dionysio priori Siculorum tyranno — scr. Guil. Schweckendieck. Gott. 1832. 50 S. 8. beschränkt sich auf eine zwar kurze, aber fleißig gearbeitete Darstellung der Regierungsgeschichte dieses in mancher Art sehr ausgezeichneten und um die Selbständigkeit der Sicilischen Hellenen sehr verdienten Herrschers.

Wir können diese Uebersicht über die neuesten Leistungen in der Griechischen Specialgeschichte nicht schließen, ohne noch eines uns eben zugeworbenen Werkes zu gedenken, wiewohl es nicht einen einzelnen Staat, sondern nur eine einzelne Begebenheit der mythischen Zeit behandelt. Wir meinen die in Stuttgart und Augsburg bey Cotta erschienene Geschichte des Trojanischen Krieges. Mit Beylagen über die älteste Geschichte Ortechenlands und Trojas. Ein historischer Versuch von Joh. Ussold, Professor am königl.

Bayer. Gymnasium zu Straubing. XXX und 352 S. 8. Niemand darf befürchten, in diesem Buche eine pragmatifizierende Geschichte des Trojanischen Krieges nach Diktys und Dares Weise zu finden; der Verf. ist so weit entfernt, daß er die mythische Begebenheit des Trojanischen Krieges ganz aufhebt, und in den Zerstörern Trojas Schaaren aus Thessalien sieht, die durch die Thesprotischen Thessaler vertrieben, durch die so genannte Aeolische Colonie nach der Gegend von Troja gelangten, welchen Satz er durch verschiedene scharfsinnig ausgeführte Gründe zu erhärten sucht. Der Ref. verkennet gewiß nicht, daß diese Züge und Niederlassungen auf die Ausbildung der Sage von Troja großen Einfluß gehabt haben mögen, aber er kann dem Vf. nicht folgen, wenn dieser in den Anachronismen der Homerischen Gedichte, insbesondere in den Vermischungen verschiedener Zeiten, die der Katalog enthält, Beweise für das spätere Datum des Troerkrieges sucht, und insbesondere die Stelle des Pindar von den ersten und vierten Entzeln des Aeakos, welche Troja einzunehmen bestimmt seyen (Ol. VIII.), als einen Hauptbeweis für dieselbe Annahme hinstellt. Denn Pindar kann nach dem Zusammenhange der Stelle eben so wenig andere Helden meinen, als Telamon und Neoptolemos, als er in seinem Stammbaume der Aeakiden von der allgemein angenommenen Sage abweichen kann; er vermischt in der Stelle nur verschiedene Zählungsweisen, indem er das erste Glied der Genealogie, den Aeakos selbst, das einemahl mitzählt, das anderemahl nicht. Dieselbe Verbindung der verschiedenen Arten zu zählen, kommt auch sonst bey den Griechen, namentlich in den Vermessungen der Hera-

flischen Tafeln vor. Der Unterz. meint, daß der Verf., bey seinem unverkennbaren Scharfsinne und den tiefen Blicken, die er hin und wieder in das Wesen der Sage thut, sich der Ueberlieferung nicht gleich von Anfang an so polemisch gegenüber stellen, sondern die durchlaufenden Fäden, gleichviel ob historische oder ideelle, erst mit Sorgfalt verfolgen und festhalten sollte. Man wird seiner Ueberzeugung nach immer mehr darauf zurückkommen, gewisse Grundfäden der wirklich alten Sagengeschichte, die sich an feste locale Erinnerungen knüpfen, für echt gelten zu lassen, wie z. B. die Existenz eines alten, nicht unbedeutenden Reichs in der Siphylene und die Herkunft des Pelopiden-Geschlechts von da, welche der Verf. verwirft, an den colossalen Baustrümmern, namentlich den gewölbten Kammern oder Thesauren von derselben Art, wie die des Atreus und seiner Söhne zu Mykenä, welche Lezrier neuerlich am Siphylon entdeckt hat (*Journal Asiatique*. S. III. T. I. N^o IV. p. 414.) eine sehr bedeutende Unterstüßung gewonnen hat. Von den sechs Beylagen scheinen die über die Bedeutung der Helena als Göttin und die Uebersicht der Geschichte der Teukrer dem Unterz. besonders wohlgelungene Forschungen zu enthalten. Uns über die mythologischen Grundsätze mit dem Vf. zu verständigen, würde ein weiteres Ausholen nöthig machen, als an dieser Stelle angebracht wäre; von mancher Annahme, wie der weiten Verbreitung der Thraker an allen Orten, den Thrakern-Strußkern und m. d. A., meint der Ref., daß der weitere Verfolg des Studiums einen so unbefangenen forschenden Gelehrten von selbst zurück bringen werde.

Schließlich empfiehlt Unterz. denen, die eine

Grundlage für das genauere Studium der Griechischen Geschichte suchen, als eine sehr vollständige chronologische Uebersicht aller Zeiträume des Hellenischen Volks, mit sorgfältiger Angabe der Quellen, und kurzer, aber wohl durchdachter Zusammenfassung der Ergebnisse der neueren Studien, die 'Zeittafeln der Griechischen Geschichte als Grundlage des Vortrags in höheren Gymnasialklassen, mit beständiger Beziehung auf die Quellen. Von Carl Peter, Dr der Phil. und Lehrer am Königl. Pädagogium zu Halle' (gegenwärtig Director des Gymnasiums zu Weinungen), welche zu Halle im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses, 92 S. in 4. stark, erschienen sind.

A. D. M.

B e r l i n.

Bey Dunder und Humblot: System der analytischen Geometrie, auf neue Betrachtungsweisen gegründet und insbesondere eine ausführliche Theorie der Curven dritter Ordnung enthaltend. Von Dr Julius Plücker, ordentl. Prof. der Mathematik u. 292 S. in 4. 1835.

Der Verf., dem die analytische Geometrie bereits die wichtigsten Bereicherungen verdankt, hat auch in diesem Werke wieder ganz neue Gesichtspunkte eröffnet, und eine große Menge neuer Wahrheiten entwickelt. Wir begnügen uns hier damit, nur im Allgemeinen den Inhalt dieses Werkes anzugeben, da jeder, den die Fortschritte der analytischen Geometrie interessieren, ein gründliches Studium desselben nicht unterlassen wird. Der Verf. beginnt mit der Untersuchung der

Punct-Coordinaten, und bestimmt zunächst alle möglichen Systeme solcher Coordinaten, bey welchen die Gleichung einer Geraden vom ersten Grade ist. Die leitende Idee besteht darin, daß man statt der zwey gewöhnlichen Coordinaten beliebige Functionen derselben als Coordinaten betrachtet und für sich construirt. Durch Hülfe von acht unbestimmten Coefficienten kann man alle Systeme linearer Punct-Coordinaten umfassen, so daß eine und dieselbe Gleichung zwischen den zwey als Coordinaten betrachteten Functionen nicht bloß einen einzigen Satz, sondern alle möglichen Sätze enthält, die sich aus einem derselben durch lineare Umformungen ergeben. Auf ähnliche Weise werden hierauf die Coordinaten der geraden Linien behandelt, und alle möglichen Systeme linearer Linien-Coordinaten bestimmt. Der Verf. zeigt alsdann, wie die verschiedenen Gesichtspuncte, aus welchen man in neuerer Zeit die analytische Geometrie betrachtet hat, mit den allgemeinen Coordinatenbestimmungen zusammenhängen und aus ihnen abgeleitet werden können. Er betrachtet in dieser Beziehung besonders Carnot's fruchtbare Theorie der Transversalen, die hier als ein Corollarium der allgemeinen Punct-Coordinatenbestimmung erscheint; dann das von Moebius eingeführte Princip der Collineation, und das Princip der Reciprocität. Der zweyte Abschnitt ist der Betrachtung der Curven zweyter Ordnung und zweyter Classe gewidmet. Die Grundlage der Untersuchung besteht darin, daß die allgemeine Gleichung des zweyten Grades zwischen zwey Veränderlichen auf die Form $pq + a = 0$ zurück gebracht wird, wo a eine constante Größe ist, p und q aber lineare Functionen der beiden Veränderlichen sind. Je nachdem

man nämlich den beiden Functionen p und q eine andere Coordinatenbedeutung beylegt, so erhält die Gleichung $pq + a = 0$ eine andere geometrische Bedeutung, so daß dieselbe jedesmal die Aussage einer neuen characteristischen und allgemeinen Eigenschaft der Curven zweyter Ordnung enthält. Die ganze Discussion dieser Curven liegt, wie sich der Verf. ausdrückt, darin, daß man einer einzigen einfachen Gleichung eine verschiedenfache Deutung gibt, während man, nach der gewöhnlichen Art zu verfahren, die Form der Gleichung ändert, indem man entweder dieselben Coordinaten beybehält, oder dieselben, nach ganz speciellen Voraussetzungen, in andere verwandelt, und dann jede neue Form, zu welcher man auf dem Wege der Rechnung gelangt ist, geometrisch interpretiert. In das Einzelne können wir dem Verf. nicht folgen, und wollen nur noch auf die allgemeine Tangententheorie in §. 147. aufmerksam machen. Den größten und wichtigsten Theil des Werkes bildet der dritte Abschnitt, der eine Untersuchung über die Curven dritter Ordnung enthält. Der Vf. beginnt hier auf ähnliche Weise, wie bey den Curven zweyter Ordnung damit, daß er zeigt, wie die allgemeine Gleichung des dritten Grades zwischen zwey Veränderlichen immer, besondere Ausnahmefälle abgerechnet, auf die Form $pqr + as = 0$ gebracht werden kann, wo p , q , r und a lineare Functionen der zwey Veränderlichen bedeuten und s eine unbestimmte Constante ist, so daß die linearen Factoren des ersten Gliedes alle drey reell oder zwey derselben imaginär sind, jedoch so, daß ihr Product reell bleibt. Außerdem gibt es noch fünf Ausnahmefälle, in welchen die Gleichung eine andere als die angegebene Form annehmen

muß. Aus der angegebenen Form folgt sogleich der zuerst von Poncelet angegebene Satz, daß eine Curve dritter Ordnung von ihren drey Asymptoten in drey Punkten geschnitten wird, die in gerader Linie liegen. Vermittelt der drey Asymptoten und der Linie, die durch die drey Durchschnittspunkte der Curve mit den Asymptoten geht, kann man, sobald noch irgend ein Punkt der krummen Linie gegeben ist, beliebig viele Punkte der Curve auf dieselbe einfache Weise finden, wie es bey der Hyperbel der Fall ist, wenn die zwey Asymptoten und ein beliebiger Punkt gegeben sind. Die weiteren Entwicklungen, unter denen besonders die Untersuchungen über Doppelpunkte und Rückkehrpunkte wichtig sind, müssen wir übergehen, und bemerken nur noch, daß der Verf. an diese Betrachtungen die Eintheilung der Curven dritter Ordnung in verschiedene Arten anknüpft, eine bekanntlich sehr schwierige Untersuchung, die bisher noch nicht vollständig ins Reine gebracht war, er zählt 219 Arten. So wie die allgemeine Gleichung des dritten Grades durch die Form $pqr + as = 0$ ausgedrückt werden kann, so kann sie auch unter der Form $pqr + as^2$, oder $pqr + as^3$ darge stellt werden. Diese neuen Formen führen aber wieder, wie der Verf. zeigt, sehr leicht zu einer Menge interessanter Sätze. Zuletzt erklärt der Verf. noch aus geometrischen Gründen die Thatsache, die bisher noch ganz unerklärbar geblieben war, daß, wenn man für eine Curve der nten Ordnung die Polarcurve, und für diese wieder die Polarcurve bestimmt, der Grad der Gleichung der letzteren Curve von dem $n(n-1)$ [$n(n-1) - 1$] auf den nten herabsinkt.

H e l m s t ä d t.

Ben Zeuckart: die religiös-sittliche Bildung auf Gymnasien. Vom Subconrector Dr Schütte in Helmstädt. 1836. 27 S. in Quart.

Während neuerdings von manchen Seiten auf völlige Trennung der Schule und Kirche angetragen wird, hören wir hier von einem erfahrenen und verdienten Schulmanne in einer Gelegenheitschrift gerade das Gegentheil fordern, und die religiöse Bildung der Gymnasialjugend als Grundlage der ganzen Bildung aufstellen. Es sind zeitgemäße, beherzigungswerthe Worte, womit er den Mangel unserer Jugendbildung in einer überwiegenden Verstandescultur, und verträglichsten Anregung des religiösen Moments nachweist, und Vorschläge zur Abstellung solcher Mängel macht.

Einem gebiegenderen Religio- auch Wiederherstellung d so segensvollen Andachtsübun- melten Schule, innigeren An- is an die kirchlichen Formen- tlichen Gottesdienstes, Theilnahme am Abendmahle ic. Mit großem Vergnügen- hört man die Sache des Christenthums hier warm und beredt vor jugendlichen Kreisen vertreten, von denen ja die Wiedergesundung unserer Zeit ausgehen muß. Des Hn Vfs Standpunct ist der der Fries'schen Speculation, womit, wenn auch in diesen Bogen kein Eingehen in die positiven Sätze des Evangeliums, doch eine sehr ansprechende religiöse Begeisterung, verbunden ist.

R—g.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 20. Februar 1837.

St. Petersburg.

Von dort erhalten wir die folgenden Bände der Abhandlungen der Kaiserl. Academie der Wissenschaften; von denen jeder indeß nur Eine ausführliche Abhandlung enthält, die bey ihrem Umfange nicht sofort eines Auszugs fähig sind, weshalb wir uns vorläufig mit der Inhaltsanzeige begnügen müssen.

Mémoires de l'Académie Impériale de St. Petersbourg. VI. Série: Sciences mathématiques, physiques et naturelles T. IV. Seconde partie, Sciences naturelles T. VI. 4. 93 S. Essai sur les ossements fossiles du Bord du lac de Burtneck en Livonie par Monsieur Parrot.

Mémoires etc. Sciences naturelles Tome II. Livrason première. 91 S.

Graminum Supplementa in hisce

[22]

actis a ae. editorum addit, C. B. Trinius.

Mémoires etc. VI. Série, Tome troisième, Liv. 2 et 3. II

Expédition de Timur-Link contre Toktamisch Khan an 1391 de notre Ere Chr. par M. Chamoy. 505 S. Der arabishe Text mit französischer Uebersetzung.

Mémoires etc. VI. Série, Sciences Politiques, Histoire, Philologie, 122 S.

Das Sanscritverbum im Vergleich mit dem Griechischen und Lateinischen, aus dem Gesichtspuncte der classischen Philologie, dargestellt von Friedr. Graefe.

Mémoires etc. VI. Série. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. Tome troisième.

Le Télégraphe, basé en tous points sur les principes de la physique; 240 — 340 Seiten.

B e r l i n.

Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im 16. und 17. Jahrhundert. Von Leopold Ranke. Erster Band 1835. XX u. 516 Seiten. Zwepter Band 1836. 575 S., Dritter Band 1836. 512 S. in 8. (bey Duncker und Humblot).

Obiges Werk bildet den zweiten Theil von Fürsten und Völker von Süd-Europa im 16. und 17. Jahrhundert und beruht, gleich dem vorangegangenen, zum größeren Theile auf Forschungen und bisher wenig benutzten Handschriften. Die K. K. Hofbibliothek, so

wie das Archiv zu Wien, hien zu dem Zweck ihre reiche Sammlung von Gesandtschaftsberichten, Chroniken und Tagebüchern; die Schätze von San Marco lieferten gehaltreiche Beiträge; nicht minder die Sammlung von Relationen, welche sich in denselben etwas ängstlich bewachten Vatican und in den Bibliotheken großer römischer Geschlechter fanden. Die Menge der Quellen, welche der Scharfblick des Verfassers aufzufinden mußte, mußten allerdings den inneren Gehalt der Arbeit mehren; aber ihre Anordnung und Zusammenstellung, die rasche Critik und Auswahl in der Benutzung, welche sie erforderte, möchten Wenige mit einer so klaren, ruhigen die man zu gebieten seyn. Man kennt die Führung des Verfassers mit wenigen harten Zeit zu geben, eingeführtes Gemälde vor einer Reihe von über Fürsten und gaben eine treffliche Wert, welchen kirchlich, weltlich und innere Ausbesserung in Umrissen letztere Bezeichnung wenigstens der Zu so zart und sauber bestimmt schattiert möchte, durch Gl Effect hervor zu rufen.

Das Werk zerfällt in Bücher, welche wiederum mitunter in Kapitel getheilt sind.

Das erste Buch des ersten Bandes ist das

Einsetzung bestimmt. Wir sehen die Lehre des Christenthums das römische Weltreich durchdringen, und in der sinkenden Capitale, wo die meisten Märtyrer geblutet, eine große patriarchale Autorität sich heben. Die Päpste versetzen frühzeitig ihre Stellung, indem sie sich vom Osten loslagen, um ihr Ansehen im Westen zu gründen. Es geschieht, indem Pipin die Schlüssel der eroberten Städte des Exarchats auf den Altar von St. Peter niederlegt und sein großer Sohn der Hierarchie den Weg zu den germanischen Stämmen bahnt. Als die Gewalt Karls des Großen auf die Inhaber des deutschen Reichs überging, konnte den Kräftigeren unter den Kaisern des 10. und 11. Jahrhunderts, namentlich dem zweiten Salier, die wachsende Macht der unter ihrem Schutze stehenden Päpste nur erwünscht seyn. 'Daß der Kaiser über das Papstthum verfügte, gehörte zu dem obersten Ansehn, das er in Europa in Anspruch nahm.' Dies mußte bey der politischen Gewalt des römischen Hofes anders werden, sobald ein schwacher Kaiser den Thron einnahm. So erfolgte die Emanzipation von dem Reiche durch Gregor VII. In gleichem Grade, als sich die weltliche Macht zersplitterte, dehnte sich die des Papstes aus. 'Durch das Papstthum vollzog sich jene Vereinigung germanischer und romanischer Elemente.' Dann zeigt

gegen den Hochmuth
von.. tischen bey Rense, so
hand.. Engländer. In Folge
des 4 en die Völker zu Cons
stanz stliche Ritterlichkeit er
losch Durchbildung der grö
ßeren hrzehnd zu Fahrzehnd
wurd ichte des Papstes und
die 1 aufstießenden Summen

geschmälert. Die früheren großartigen Bestrebungen des apostolischen Stuhls hörten auf; er begnügte sich, die leiblichen Zwecke seines weltlichen Fürstenthums zu verfolgen. Von Sixtus IV. bis Julius II. wurde diese Richtung nicht ohne Glück verfolgt. Ersterem war kein Preis zu hoch, um seinem Nipote, Girolamo Riario, Imola und Forlì zu verschaffen; Alexander VI. griff in die großen Weltbegebenheiten nur ein, um seine als solche anerkannten Kinder fürstlich zu versorgen. Sein Plan schien zu gelingen; die Fürstenhäuser der Romagna waren vernichtet und statt ihrer gebot Cesare Borgia mit allen Künsten einer teuflischen Seele. 'Er ist ein Brutus des Verbrechens.' War übrigens Cesare wirklich der 'schönste Mann', wie ihn der Verf. nennt? völlig als das Gegentheil bezeichnet ihn R. Juvius, *elogia virar. bellica virtute illustrium*. Basil. 1575. fol. p. 201.

Wie früher, so ging auch jetzt mit dem Tode des Papstes die Macht der Nipoten zu Grunde. Julius II. wollte bauen, gewinnen, erobern, gleich seinen Vorgängern, aber nicht für sein Haus, nur für die Kirche. In diesem Sinne umgürtete sich der Greis mit dem Schwerte und entriß der Signorie die lange behaupteten Fürstentümer des Kirchenstaats. Da, ähnlich wie die Päpste, die Bischöfe als weltliche Fürsten betrachtet seyn wollten, finden wir Stellvertreter, größtentheils Mitglieder der Bettelorden, mit der Verweisung der geistlichen Sorge beauftragt. In eben der Zeit brach ein ernstes Studium des Alterthums sich Bahn und erwarb die italienische Sprache ihre Ausbildung; die Kunst verlor den streng christlichen Anstrich und wandte sich der Antike zu. Das waren die Tage von Leo X., für den Raphael schuf und Angelo baute, dessen

spendende Hand Gelehrte und Künstler Italiens zu rühmen mußten. Ein gelistreicher, in Spott und Theater und weltlichen Pracht sich gefallender Hof erhob sich in Rom; neben dem Gräbern der Apostel gefiel man sich in heitern Scherzen über die Geheimnisse des Glaubens. Hier verschieden von Italien gestaltete sich dieser Ort in Deutschland! Hier nahmen die Studien eine rein geistliche Richtung; und die Opposition mit Rom entsprang aus der tieferen Theologie. Jenseits der Alpen gefiel man sich in Spott und beißender Satire gegen den Papst; in Deutschland trat man voll heiligen Ernst und Entrüstung in die Schranken; den Italiäner trieb Luth. Luther fühlte sich von Gott beufen. Wurde auf dieselbe Weise im Norden und Süden das geistliche Ansehen des Papstes untergraben, so mußte seine politische Macht schwanken; weil sie nicht aus eigener Kraft entsprossen war; und Frankreich mit Oestreich, Spanien um die Halbinsel rang. Zu bedeutend, um theilnahmslos diesen Kämpfen zusehen zu können, war der Papst doch zu schwach, um durch seine Stimme die Entscheidung abzugeben. Fürchte vor Luther entschied Leo X. zu Gunsten des Kaisers. Wenige Tage nach der Unterwerfung Mailands verschied er, und stärker als je zeigte sich Karls Einfluss im Conclave, als Adrian VI. für den päpstlichen Stuhl gewählt wurde. Der fromme, ernste Niederländer verfluchte die heidnische Richtung Roms und suchte sie durch apostolische Strenge und Reinheit zu stürzen. Aber Adrian war ein lebendmüder Greis und ganz Italien war sein Gegner; der Einzelne war zu schwach, es sollte die Zeit die derbe Bückigung vollziehen. Clemens VII. (Giulio Medici) konnte, trotz seines Scharffinnes und seiner Geschäftskunde, seine

Stellung als italienischer Fürst nicht würdig behaupten. Die Herrschaft der Spanier, denen fast ganz Italien gehorchte, empörte ihn; weil er versucht, den Pescara zu gewinnen, um sich seiner gegen die eingebrungenen Franzosen zu bedienen, mußte seine Spaltung mit dem Kaiserhofe unheilbar werden, und man begreift aus diesem Grunde, wie Karl V. die in Deutschland sich regende kirchliche Opposition gern gewähren ließ. Da stieg der Grundsberg mit protestantischen Landsknechten über die Alpen, den Kaiser zu rächen; und mit dem Sturme auf Rom (6. May 1527) war der bisherige Glanz dieser Stadt unwiderbringlich verloren. Im Frieden zu Barcelona suchte Clemens VII. mindestens die Vernichtung der Protestanten in Deutschland zu erreichen; er rieth zur blutigsten Strenge; eine muthige Execution, sprach er, ist nothwendig. Aber dazu fehlten dem Kaiser Willen und Kraft; er bedurfte der Feinde des Papstes für die Zukunft. Das war es, was Rom noch ein Wahl zum Bunde mit Frankreich bewog, vermöge dessen es indirect in eine Einigung mit den Häuptern des schmalkaldischen Bundes trat.

Das zweite Buch führt die Anfänge einer Regeneration des Katholicismus. Während Deutschland durch die Bewegungen in nie gesehene Kräfte versetzt wurde, gestalteten literarische Verbindungen, die sich größten Streben begegneten. Leo X. versammelte sich eine sinnter, über den Verfall der trauernder, Männer zu Predigtenübungen in der Kirche S. Silvere. Die Plünderung Roms t der dieser Gesellschaft nach Bened

neiche Freunde fanden, und sich um den tief gelehrtten, nach der Erkenntnis des Höchsten dürstenden Gaspar Contarini vereinigten. Alle stimmten in der Lehre von der Rechtfertigung durch die Gnade mit den Wittenbergern überein. In ihrem Sinne schrieb und lehrte der Spanier Juan Valdez in Neapel, den das Haus Colonna mit Stolz zu seinen Freunden zählte. Uebrigens wollten diese Männer die Einheit der Kirche so wenig zertrümmern, daß sie vielmehr mit Liebe an der päpstlichen Obergewalt hingen. Paul III. begriff die Verderbtheit der Clerikay und suchte ihr durch kräftige Mittel zu begegnen; Gaspar Contarini eiferte mit Stuth gegen Simonie und päpstliche Dispensationen, und der heilige Vater hörte gern auf des Mannes Worte. Aber mit welchen Schwierigkeiten war eine durchgreifende Verbesserung der eingeschlichenen Mißbräuche verknüpft! Gelang sie indessen, so schien eine Ausöhnung mit dem Protestantismus nicht unmöglich. In der That: schien diese bey dem Regensburger Gespräche von 1541 nahe zu liegen, als Ver-nachgiebige Melancthon mit dem gemäßigten Pfug disputierte, und der zum Cardinal ernannte Contarini die Vermittlung zwischen beiden Parteyen übernahm. Die Ansichten Philipps von Hessen über den Noßdienst und die weltliche Macht der Bischöfe war ausgleichend und über die wichtigsten Dogmen, Erbsünde, Erlösung, Rechtfertigung, fand die Vereinigung statt.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

Göttingische Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. 31. Stück.

Den 23. Februar 1837.

B e r l i n .

Fortsetzung der Anzeige: Die römischen Päpste,
ihre Kirche und ihr Staat etc.

Damals hat
die Einheit Deut
Über Luther glau
Gegner, ein Lauf
Papst, verkannte
ben, das Primat
sen. Ueberdies v
gen den Kaiser,
zu berufen gewill
Paul III. die B
man sich früher n
so hütete man jet
Argwohn, und
Rückkehr in Itali
gesetzt.

Im Gegensa
Italien durch Be

Kirche zu fügen. Schon 1522 hatte Paolo Sin-
finiani die Congregation des Monte Corona ge-
stiftet und ihr, außer den bräuchlichen Gelübden
die strengste Einsamkeit vorgeschrieben. Aber we-
der diese neue Genossenschaft, noch die Reforma-
tion der Bettelorden konnte gewichtige Folgen
haben, so lange die Weltgeistlichkeit ihrem Be-
rufe völlig entfremdet war. Da unternahm der
stille, sanftmüthige Gaetano da Thiene im Ver-
eine mit dem heftig eifernden Gian Pietro Ce-
raffa 1524 die Stiftung der Theatiner. Abge-
schieden von der Welt, lebten sie, ohne zu bet-
teln, nur von frommen Spenden; sie waren
Priester mit Mönchsgelübden, nicht durch Klei-
dung ausgezeichnet. Seitdem sah man die Thea-
tiner, fast alle adligen Häusern angehörend, auf
der Kanzel, am Krankenbette, in Spitalern; sie
gaben ein Seminar für Bischöfe ab.

Aus Italien führt uns sodann der Vf. nach
Spanien. Don Inigo Lopez de Recalde, aus
a in Guipuscoa, rang als
teuern nach dem Tode der Wit-
der von einer in der Weltthei-
wplona (1521) empfangenen
ertauschte er das Hasden nach
ung mit dem phantastisch aus-
geistlichen Ruhmes. Eine Rit-
deren Ideal durchaus die
rungen der Heiligen ausmach-
em Geiste vor. Deshalb hing
adenbilde im Monserrat sein
tauschte die Ritterrüstung mit
Einsiedlers, und schlug den
ma ein. Durch fortgesetztes
ingen jeder Art suchte er sich
r flehte, daß ihm ein Heiliger
ährend Luther im treuen For-

schen aus dem Worte Gottes Trost und Bernhi-
gung der Seele fand. Dem tief Erkrankten konnten
Wunder nicht fehlen. Entzückt über das Ver-
ständniß der Geheimnisse des Staubens, pilgerte
er nach Jerusalem und begann nach der Rückkehr
die Verbreitung seiner Lehre in Spanien. Als
Bedingung der Absolution galt ihm die Generals-
beichte. Hiernach begab er sich auf die Hoch-
schule zu Paris, woselbst die ernstesten Studien
seine geistliche Richtung nicht störten. In der
Gemeinde von St. Barbara schlossen sich Peter Faber
aus Savoyen und der stolze Navarrese Francisco
ihm an; mit ihnen schwuren einige neugewonne-
ne Freunde, in Keuschheit und Armuth der Pfle-
ge der Christen, oder der Bekehrung der Wölfin-
nen in Jerusalem sich zu widmen, oder aber ohne
Lohn und Bedingung den Befehlen des heiligen
Vaters nachzuleben. Im Jahre 1537 begaben
sich die Freunde zum Behufe ihrer Wallfahrt
nach Venedig, wo sie um so lieber bey den
Theatinern weilten, als der Krieg zwischen Ve-
nedig und der Pforte die Abreise nach der See-
bante hinderte. Hier wurde Loyola zum Prie-
ster geweiht und begann zertumult und abgehärmt
seine Bußpredigten. Mit seinen Genossen nannte
er sich die vom Hauptmanne in Rom befehligte
Compagnie Jesu, die gegen den Satan den
Kampf eröffne. Daß er in Rom sein Gelübde
des unbedingten Gehorsams gegen die Befehle
des Papstes wiederholte, bewog letzteren, der
überall nur Widerstand und Abfall erfuhr, 1543
zur Bestätigung des neuen Ordens. An die
Spitze der Gesellschaft stellte sich Loyola; keine
Klösterliche Tracht, keine gemeinschaftliche An-
achtsübungen machten sie kenntlich; in Predigt,
Beichte und dem Unterrichte der Jugend vereinte
sich ihr ganzes Streben.

Nach dieser interessanten Schilderung geleitet uns der Verf. in die ersten Sitzungen des tridentinischen Concils. Die Hindernisse, welche sich der Berufung dieser Kirchenversammlung von den verschiedensten Seiten entgegen stellten, sind trefflich beleuchtet; nicht minder die Erörterung der Streitfrage über den Werth der Tradition. In Betreff der Rechtfertigung stimmten viele Väter mit der protestantischen Lehre überein; bis sie vor den Einreden der Jesuiten, namentlich des jugendlich feurigen Bainez, verstummen mußten. Dadurch wurde jede Vermittelung zwischen beiden großen Religionsparteyen abgebrochen; seit dem Siege Karls bey Mühlberg glaubte man ihrer überdies nicht mehr zu bedürfen; es kam nur noch darauf an, den Glauben der mit den Waffen bezwungenen Gegner zu unterdrücken. Zu diesem Zwecke schien man der Inquisition zu bedürfen. Sonach wurde in Rom ein ähnliches geistliches Gericht angeordnet, wie Spanien es seit längerer Zeit gekannt hatte; ein Gericht, dessen Grundsatz lautete, 'daß man Keger, und besonders Calvinisten, gegenüber sich mit keinerley Toleranz herabwürdigen müsse.' Als bald entwickelte das furchtbare Gericht eine rastlose Thätigkeit; die gesammte Literatur wurde der strengsten Aufsicht unterworfen, jährlich mehrte sich die Zahl der verbotenen Bücher, und in Rom pubelte der Pöbel um die Autodafes. Jetzt trat der Orden der Jesuiten in seiner ganzen Bedeutung hervor; überall entstanden seine Collegien und lobten die Väter im innigsten Verlehr mit den Großen. Spanien und Portugal hörten bald nur auf die Befehle der Genossen Loyolas, die in Schwaben, dann in Deutschland zahlreiche Anhänger fanden, deren Verlehr und Zusammen-

hang, inneres und äußeres Leben und von S. 216 — 231 mit Klarheit auseinander gesetzt wird. Von den 13 Provinzen, welche die Gesellschaft bey dem Tode ihres Stifteres zählte, fielen sieben auf die pyrenäische Halbinsel, von wo die Priester nach Ostindien, Japan und der neuen Welt ausgingen. — Im dritten Buche nimmt der Verf. die Geschichte der Päpste wieder auf. Wir werden in eine Zeit geführt, in welcher, den unter sich getrennten Lutheranern und Calvinisten gegenüber, der Katholicismus seine moderne Gestalt annimmt. Paul III. (Alexander Farnese), unter welchem dieser Uebergang begann, war der großen Bewegung fremd. Ihn fesselten Wissenschaften und Künste; sein liebster Verkehr war mit Gelehrten. Er konnte Widerspruch vertragen, aber nicht, wenn es die Vergrößerung seines Hauses betraf; diesem Streben opferte er unbedenklich seine päpstlichen Interessen; er wußte es mit der feinsten Berechnung zu verfolgen. Während er bey der durch ihn veranstalteten Zusammenkunft von Karl und Franz zu Rizza nur auf Vermittelung des Friedens zu finnen schien, wußte er Camerino und Novara für sein Haus zu gewinnen, und arbeitete er an der Erwerbung von Mailand für seinen Enkel. Mit Geld und Waffen unterstützte er den Kaiser gegen den schmalkaldischen Bund; aber als im ganzen oberen Deutschland die Lutheraner bezwungen waren, berief er seine Soldner zurück und versetzte das Concil von Trident nach Bologna, weil er befürchtete, daß Karls Uebermacht auch auf die weltliche Stellung Roms zurückwirken werde. So geschah es, daß zu eben der Zeit, in welcher das nördliche Deutschland vor der Wiedereinführung der päpstlichen Gewalt zitterte, Paul III. auf

einen Sieg der Protestanten hoffte. Das war es, was letztere rettete, da man die Mittel befaß, sie zum Gehorsam gegen das Concil zu nöthigen. Seitdem war die Spaltung zwischen Karl und Paul unheilbar und letzterer schien entschlossen, sich Frankreich in die Arme zu werfen. Doch hielt ihn das Bewußtseyn von dem Uebergewichte seines Gegners von diesem Schritte zurück; von einem Karl, der im Interim eine Glaubensnorm vorzuschreiben wagte, ließ sich besorgen, daß er, gereizt, ein Concil zur Absetzung des Papstes berufen werde. Als Paul III. 1549 in Folge des tiefsten Schmerzes über den Verath seiner Enkel gestorben war, wurde Julius III. (Cardinal Monte) gewählt, ein Freund des Kaiserhofes und der Fortsetzung des zu Trident begonnenen Concils nicht abgeneigt. Auch als, gerufen von Ottavio Farnese, französische Heere in Italien eindrangen, blieb er dem Hause Habsburg getreu, wiewohl er dem Zuge des Kurfürsten Moriz auf Inspruch nicht zürnte, weil dadurch ein der päpstlichen Autorität täglich schroffer sich gegenüber stellendes Concil gesprengt wurde. Seitdem lebte Julius III. harmlosen Vergnügungen auf seinen prächtigen Villen, ohne politischen Ehrgeiz, ohne Eifer für die Kirche. Nach seinem Tode behauptete die streng religiöse Parthei das Uebergewicht im Conclave und wählte Marcellus II., und als dieser nach 22 Tagen endete, Paul IV. (Pietro Caraffa). Er, der mit Gaetano die Theatiner gestiftet, für die Inquisition gesprochen, in Trident mit Starrheit jeder Neuerung widerstrebt hatte, zählte jetzt 79 Jahre, ohne die Gluth des Jünglings verloren zu haben. Die Wiederherstellung der früheren Herrschaft des alten Glaubens war seine ganze

Aufgabe. Von Zeit zu Zeit bilden sich solche Naturen wieder aus, und wir begegnen ihnen auch heut zu Tage zuweilen. Leben und Welt haben sie von einem einzigen Punkte aus begriffen; ihre persönliche Richtung ist so gewaltig, daß ihre Ansicht völlig davon beherrscht wird; unaufhörlich strömen sie die Gesinnung aus, welche sich in ihnen mit einer Art von Nothwendigkeit entwickelt. Mit der ganzen Kraft seines Lebens wollte Paul IV. die Reform der allgemeinen Kirche und des römischen Hofes durchsetzen. Im Kaiser haßte er den Unterdrücker Italiens, den Feind seines Hauses; er glaubte, daß jener aus Eifersucht gegen den Papst die Protestanten begünstige. Deshalb schloß er sich enge an Heinrich II. In Folge dessen mußte der neu gewählten politischen Stellung jedes Streben für die Reform der Kirche bis zu dem Grade nachstehen, daß Paul durch protestantische Landknechte Rom gegen den Herzog von Alba vertheidigen ließ und Soliman zur Einnahme Siciliens zu bewegen suchte. Umsonst erschien Guse mit einem französischen Heere in Rom; gleich den Schweizern brach sich sein Ungestüm an der ruhigen Besonnenheit Albas, der endlich den Papst zum Frieden zwang. Alba kam nach Rom; in tiefer Ehrfurcht küßte er seinem Ueberwundenen, dem geschworenen Feinde seiner Nation und seines Königs, den Fuß. Er hat gesagt, nie habe er eines Menschen Angesicht, wie das des Papstes, gefürchtet. Seitdem war das spanische Uebergewicht in Italien dauernd begründet und Paul IV. wandte sich seinem früheren Standpunkte wieder zu. Alle Ripoten, welche er zu ungewöhnlicher Höhe erhoben, entsetzte er in einem Tage ihrer Stellen, als er ihre

Schlechtigkeit erfahren; auch in Ausübung der Gerechtigkeit verließ ihn die leidenschaftlichste Hefigkeit nicht. Er war seit undenklicher Zeit der erste Papst, welcher ohne Nipoten regierte. Streng hielt er auf Fasten, strafte das Almosen sammeln der Geistlichkeit, verdamnte jeden Dispens und predigte oft. Nur Würdige ernannte er zu Kirchenstellen; kein Vorwurf der Simonie traf ihn, und auf das schärfste wollte er, ohne Ansehen der Person, die Inquisition gehandhabt wissen. Trenn dieser Richtung starb er 1559. Im Gegensatz von Paul zeigte der aus geringem Stande entsprossene Pius IV. fröhliche Weltlust, Güte und Liebe für Oesterreich. Ohne die mönchische Härte seines Vorgängers zu lieben, ließ er die Inquisition gewähren. Er war ein Feind des Nipotentwesens; aber gern überließ er seinem frommen Karl Borromeo — nachmahls canonisirt — einen Theil der Geschäfte. Die von Paul begonnene Reformation wurde fortgesetzt. Mit wie treffenden Zügen uns der Verf. die Persönlichkeiten zu mahlen versteht, mag (S. 318) folgende Stelle über Pius beweisen: 'Man wird sich ihn lebhaft vergegenwärtigen können, einen wohlbeleibten alten Mann, der indeß noch rührig genug ist, um vor Sonnenuntergang auf seinem Landhause anzukommen, mit heiterem Gesicht und munterem Auge; Gespräch, Tafel und Scherz vergnügen ihn; von der Krankheit wieder hergestellt, die man für gefährlich gehalten hat, setzt er sich sogleich aufs Pferd, reitet nach der Behausung, die er als Cardinal bewohnte, schreitet rüstig Treppe auf und ab: nein, nein! ruft er, wir wollen noch nicht sterben!' Pius liebte den Frieden; er selbst beschleunigte — eine seltene Erscheinung — 1562 die Fortsetzung des triden-

tinischen Conells, das nicht mehr an die Wiedervereinigung mit dem in die Staatsgewalt übergegangenen Protestantismus, sondern nur an Beylegung von Zwistigkeiten in der katholischen Welt denken durfte. Hieran schließen sich die Darstellungen über den Gang der Verhandlungen in Trident, die Forderungen Ferdinands I., des Cardinals von Lothringen, der spanischen Prälaten, denen die Italiäner entgegen standen, die Zusammenkunft des Cardinals Morona mit dem Kaiser zu Innsbruck, die endliche Ausgleichung der verschiedensten Interessen. In Pius V. schien Paul IV. wieder aufgestanden zu seyn. In mönchischer Armuth hatte er die Jugend verlehrt, dann mit Hartnäckigkeit und Muth seinem Amte als Inquisitor im Valtellin vorgestanden. Auch als Papst opferte er die Strenge des Mönchthums nicht; barfuß, glühend in Andacht, wohnte er den Processionen bey, demüthig, kindlich, freigiebig. Kein Arzt durfte seinen Kranken länger als 3 Tage besuchen, falls letzterer nicht bescheinigte, in dieser Frist gebüthet zu haben. Mit derselben Härte stellte er sich den Fürsten gegenüber. Die von seinen Vorgängern verkündete geistliche Tendenz wurde von ihm ins Leben eingeführt. Er verwarf jede Dispensation, hielt die Prälaten zur Residenz an, gebot für Klöster die strengste Clausur und saß öffentlich zu Gericht. Weil Cosimo allen Forderungen des römischen Stuhls entsprach, erhob in Pius V. zum Großherzoge. Ein gleicher Geist schien sich über ganz Italien zu verbreiten; selbst Venedig wetteiferte in Nachgiebigkeit gegen Rom. In Mailand wirkte Karl Borromeo nicht ohne die Gluth der Leidenschaft; Spanien ward im Sinne der kirchlichen Restauration regiert, und sogar der

Primas des Reichs, der Erzbischof von Toledo, konnte der Inquisition nicht entgehen. Die Fürsten glaubten dem Worte des Papstes, daß ohne eine Vereinigung mit der Kirche das Verderben sie ereilen müsse. So geschah, daß die katholischen Machthaber verbunden dem Gehote der Allianz gegen die Osmanen nachkamen, und der Ruhm des Tages von Lepanto gebührt zum größten Theile Pius V.

Das vierte Buch beleuchtet die Zeiten von Gregor XIII. und Sixtus V. und giebt uns einen Ueberblick der Verwaltung des Kirchenstaats. Gregor XIII. war ein heiterer, lebensfroher Mann, aber er konnte sich der strengen kirchlichen Richtung nicht mehr entziehen, weil Jesuiten und Theatiner die mächtigste Partey an seinem Hofe bildeten. Sein Vorbild blieb Pius V. Mit der höchsten Gewissenhaftigkeit besetzte er die Kirchenstellen; das Professhaus der Jesuiten zu Rom wurde durch ihn erweitert, das Collegium germanicum vor Mangel gesichert. Die ganze katholische Welt umfaßte seine Sorgfalt. In den Niederlanden, in Deutschland, in Irland zeigte sich seine Wirksamkeit. Weil seine Ausgaben die Mittel des Kirchschazes überstiegen — für die alleinige Unterstützung junger Leute in ihren Studien verwandte er 2 Millionen Scudi — vermehrte er die Einnahme durch Herbenziehung des Adels zu Abgaben und verjährten Lebenszinsen und belegte den Handel mit Impost. Als sich bildeten: sich Parteyen aus den Mißvergnügten, und Schwärme von Banditen durchzogen das Land. Noch war die Ruhe nicht hergestellt, als die Wahl von Sixtus V. erfolgte, der seit dem zwölften Jahre das Gewand des Franziscaners getragen hatte. Mit unnachlässiger Strenge straffte

er die Banditen; wer kurze Waffen trug, versiel dem Tode; Schloßherren und Gemeinden mußten für die von Banditen in ihrem Gebiete verübte Gewalt büßen; den Kopf des Räubers gegen dessen Sippschaft gezahlt w frist war der Friede in E Lande zurück gekehrt. Die regelt; 4½ Millionen Scut der Engelsburg nieder, ur zu dienen; während er felt mit 6 Paoli bestritt, war Summen auf prächtige Ba des 14. Jahrhunderts waren Kirchen in Rom entstanden tus den Bau seiner colossal ihm erfolgte 1586 durch I Aufstellung des Obelisken er die Monumente des Ungl icken Orte dem Kreuze wünschte, wo einst die E erleiden müssen.' Das Sti sich, im Verhältniß zur fri verringert, weil die Stoff mehrt, und die Forschung an Tiefe gewonnen hatte. Das alte republikanische Leben Italiens verschwand, die frühere Frische der Poesie machte einer steifen Moral Platz, aus der Kunst wich die Begeisterung, vor den religiösen Interessen war die Romantik erstorben.

Das sechste Buch, mit welche Band beginnt, enthält den erste Gegenreformationen von 1563 — den Anfang dieser Periode stand im skandinavischen Norden fest. stand in Preußen und Liefland.

zählte viele Befenner unter dem polnischen Adel. Selbst in den fränkischen Bisthümern gehörte ihm der größere Theil der Bevölkerung an. Ein ähnliches Verhältniß zeigte sich in Bayern, und in Oestreich rechnete sich nur $\frac{1}{3}$ der Bevölkerung zur katholischen Confession; der rheinländische Adel, die Bewohner von Westphalen bekannten sich meistens zum evangelischen Glauben, dem überdies die Lehrer auf fast allen Universitäten zugethan waren. In England, Schottland, Frankreich und der Schweiz war der Calvinismus überwiegend; sogar den armen Waldensern hatte Savoyen Freyheiten bewilligen müssen. Seitdem nun, wie wir oben gesehen, die Reform der katholischen Kirche erfolgt war, fühlte diese ihre Kraft versüngt; ihr zur Seite stand Philipp II., der, als Herr der Niederlande, über ganz Europa einen überwiegenden Einfluß ausübte und das Vertrauen der Päpste durch rücksichtslose Hingebung lohnte. So begann die katholische Kirche, stark durch Einheit und mächtige Verbündete, den Kampf mit dem Protestantismus zunächst in Deutschland, aus welchem er hervor gegangen war. Hier waren es vornehmlich Jesuiten, welche den Angriff anfangen und durchführten. Durch Kaiser Ferdinand I. maten sie an die Spitze der Universität zu Wien gestellt; bald fußten sie auch in Eöln und Ingolstadt. Von diesen drey Städten aus unternahmen sie ihr großes Werk. Von Wien aus wirkten sie über ganz Oestreich, Ungarn und Böhmen; durch die Eölnen verbreitete sich die Gesellschaft durch das Rheinland; die Freunde Loyolas in Ingolstadt errichteten ihre großen Schulen in München und Dillingen. Seitdem waren sie an Schulen und auf Universitäten thätig. Höchst bezeichnend gibt der Verf.

S. 34. Die Charakteristik dieses merkwürdigen Ordens. Die Jesuiten mochten gelehrt und auf ihre Art fromm seyn, aber niemand wird sagen, daß ihre Wissenschaft auf einem freyen Schwünge des Geistes beruhe, daß ihre Frömmigkeit von der Tiefe und Ingenuität eines einfachen Gemüthes ausgegangen sey. Sie sind gelehrt genug, um Rath zu haben, Vertrauen zu erwecken, Schüler zu bilden und fest zu halten; weiter streben sie nicht. Ihre Frömmigkeit hält sie nicht allein vom sittlichen Tadel frey; sie ist positiv, auffallend und um so unzweifelhafter; dies ist ihnen genug. In freyen, unbeschränkten, unbetretenen Bahnen bewegt sich weder ihre Pietät, noch ihre Lehre. Doch hat sie etwas, was sie vorzugsweise unterscheidet: strenge Methode. Mehr als ein deutscher Fürst begriff mit Herzog Albrecht V. von Bayern, daß er durch Beseitigung der religiösen Opposition in seinem Lande seine politische Gewalt mehren werde. In Niederbayern mußte jeder Protestant das Land räumen; in München huldigte man bis in Baukunst und Musik nur dem römischen Wesen; die kleineren katholischen Fürsten Deutschlands erkannten in dem Herzoge von Bayern ihren Vorstreiter. Bald entstanden Seminare in allen bischöflichen Städten, und ohne die Professio fidei konnte auf katholischen Hochschulen kein Grad der Facultät erworben werden. Jacob von Elz schloß alle Protestanten von seinem Hofe in Trier aus; durch den Kurfürsten von Mainz wurde das Eichsfeld, durch Jesuiten das Stift Fulda zum alten Glauben zurückgeführt. Anders als in Deutschland, wo diese Aenderungen meist auf friedlichem Wege erfolgten, zeigten sich entsprechende Bewegungen in Frankreich und den Niederlanden; hier woh-

thete Alba's Blutrath, dort die unerschütterliche
 Katharina Medici, ohne daß Hugenotten und
 Ceufen an ihrem Glauben verzagt hätten. Das
 durch wurde auch der Widerstand in Deutschland
 geweckt. Gebhard von Eöln verdeckte seine Freundschaft
 für Wilhelm von Oranien nicht und in
 Flandern und Bayern stellte sich der Adel dem Ban-
 desheerern trotzig entgegen. Hieran reihen sich die
 Erzählungen von der Wirksamkeit der Jesuiten
 in Polen, Schweden, England und der Schweiz.
 Den Ausschlag des Siegels der restaurierten rö-
 mischen Kirche erwartete man von der Entschei-
 dung der Waffen in den Niederlanden. Nach-
 dem die Wallonischen Provinzen entg an Spanien
 geklappt waren und Wilhelm von Oranien durch
 Mörderhand gefallen, breiteten sich unter Alexan-
 der Farnese die Jesuiten mächtig in den Nieder-
 landen aus. Bald war das halb protestantische
 Belgien völlig katholisch und immer mehr hül-
 digten die Fürsten der Ueberzeugung, daß in ei-
 nem Staate nur eine Religion geduldet werden
 dürfe. Sonderbar! überall waren es romanische
 Elemente, welche diese große Gegenreformation
 zu Wege brachten; in Deutschland spanische Je-
 suiten, in den Niederlanden spanische Eölnner.
 Als 1582 Gebhard von Eöln, unterstützt vom
 Adel und den zahlreichen protestantischen Untertanen
 seines Stifts, die reformierte Lehre an-
 nehmen zu wollen erklärte, ohne sich gleichwohl
 seiner kirchlichen Würde zu begeben, erlag er
 dem katholischen Heere des Herzogs von Bayern,
 und gründete die römische Kirche im Hachstift
 ihre alte Gewalt. Auch in Münster und Hildes-
 heim erhob sie sich neu gestärkt, wenn schon nicht
 mit der Sicherheit, mit welcher sie in den Stif-
 tern Bamberg und Würzburg herrschte. Auf

dem Landtage zu Bruck hatten die evangelischen
 Stände Steiermarks das Zugeständniß ähnlicher
 Freiheiten
 erhalten, w
 als Rudolphi
 Freund der
 Procession v
 bis zu weld
 Bergen der
 Mann in d
 zunächst w
 evangelische
 wiesen, die
 steht, jedem
 sagt, welc
 sorgsam d
 um jedes
 fast ohne
 den Städte
 Städte ob
 jedem ähnl
 die Stirn
 Karl mit
 ihm die A

stand zu d
 deutende Darlehen ihn der Hilfe der Stände
 überhob. Die evangelischen Prediger wurden ver-
 trieben, der Besuch katholischer Schulen geboten,
 der Widerstrebende durch Confiscation seiner Gü-
 ter und schwere Strafe gezüchtigt. 1588 stellte
 Wolf Dieterich von Raattenau, Erzbischof von
 Salzburg, den Bürgern seiner Hauptstadt eine
 kurze Frist, innerhalb welcher sie ihr katholisches
 Glaubensbekenntniß ablegen, oder in die Fremde
 wandern mußten; wen Feigheit zum Abfalle
 trieb, unterwarf sich, eine brennende Kerze in

ite mei
 bald ge
 zu rei
 zu ge
 geistli
 teten sich
 die und
 rde der
 ganzen
 ge. dem
 eten die
 Thätig
 te, sich
 Mit der
 en pro
 interesse
 sich in
 thümer
 Es
 welche
 ng, sich
 ntsthan
 Mission
 en von
 in und

wurden von Katharina von Medici auf jedwede Weise unterstützt; es erwachte der Orden der Heiligen Hieronymus zu neuer Thätigkeit.

(Der Fortsetzung im nächsten Stücke).

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 25. Februar 1837.

Berlin.

Fortsetzung der Anzeige: Die römischen Päpste,
ihre Kirche und ihr Staat &c.

Maccabäus — und mit diesem schlossen Bürger zu Paris die Ligne. Ueber halb Frankreich gebot der Herzog von Guise; in seinen Händen befand sich Paris mit der Bastille; so schien er stark genug, den König zu einem Verbote der protestantischen Religion zu nöthigen. Wurde dadurch die Sache Philipps II. in Frankreich gefördert, so war dasselbe nicht minder in der Schweiz der Fall. Zug, Lucern, Freyburg und die 3 Waldstätte schlossen mit Spanien (1587) immer wachsende Freundschaft. Wie viel stärker, ruft der Verf. aus, war doch auch hier das religiöse Moment, als das nationale! Die Gemeinschaft im Glauben vereinigt jetzt die alten Schwyzer und das Haus Oestreich! die Eidgenossenschaft ward auf einen Augenblick hintan gesetzt.

Nach diesen Siegen in Deutschland, den Niederlanden und der Schweiz, beschloß man, in England den Mittelpunkt der protestantischen Macht anzugreifen. Vergeblich arbeitete Elisabeth durch die schärfsten Gesetze dem Aufenthalte ihrer Unterthanen auf Seminarien der Jesuiten und dem Einwandern dieser Ordensmänner in ihr Reich entgegen. Dem Scharfblicke einer so ausgezeichneten Frau konnte es nicht entgehen, daß dieser Orden geradezu den

Regierung sich als Ziel
 iff sie zu Mitteln d
 ie Widerstrebenden d
 uchs nur die Zahl der
 auf die vom Papste
 Englands bezeichne
 blickten. So wenig
 he Stellung Elisabeth
 a Wolke, daß er ihr
 , zur römischen Kir

32. St., den 25. Februar 1837. 307

Als seinem Begehren nach Gebühr begegnet wurde, wandte sich seine ganze Spannkraft darauf, in Verbindung mit Philipp II. die Tochter Heinrichs VIII. zu züchtigen. Philipp hatte keinen

Grund,

Drake h

Unterstütz

Kampfes

den bigo

zügen vi

es, un

Schritten

Maria n

lion Sci

mada.

Unterneh

solte da

blicke di

begünstig

welchem

Moment

Gelegen

gend ein

unbeding

sich ihm

gen seze

bens hei

Königin

der Pro

die Arm

muthigt

reich plö

spruch n

Ermordi

Sirtus

Morde t

bare Einwirkung Gottes zu erkennen. Der Kurz-
sichtige vergaß auf einen Augenblick, daß jetzt
der protestantische Heinrich von Navarra als Kö-
nig über Frankreich herrschen mußte. Als er zur
Besinnung kam, trat er mit der Ligue und Phi-
lipp II. zusammen. Das war es, was letzteren
England vergessen ließ.

Das sechste Buch verbreitet sich über die in-
neren Gegensätze der Lehre und der Macht. 1569
— 1607. Wie in der Zeit Hilbedrands stellten
Jesuiten den Grundsatz der unbeschränkten Ober-
hoheit der Kirche über den Staat auf. Man
verkündete als unzweifelhafte Wahrheit, daß die
Hauptbedingung aller Macht eines Fürsten auf
der Pflege des katholischen Glaubens beruhe, daß
die fürstliche Macht dagegen nicht von Gott, son-
dern vom Volke herzuleiten sey. Selbst die Guise
erklärte, bey Gelegenheit des Todes der
Guisen, diese Grundsätze für die ihrigen. Die-
ser Idee der weltherrschenden priesterlichen Au-
gion trat die Unabhängigkeit der Nationalität
die eigene Bedeutung des weltlichen Elements
mächtig entgegen. Die Protestanten zuerst über-
nahmen die Vertheidigung der durch Gott be-
gründeten Rechte des Fürstenthums. Daß ihnen
hierin ein Theil der französischen Katholiken be-
stimmte, mußte von der größten Bedeutung seyn.
Der tief gewurzelte Gegensatz gegen Spani-
en mußte wunden, die Ketten dessen zer-
brachen, den Joch der spanischen Herrschaft
bündeten, den Joch zerbrachen, den Joch zerbrachen.
niedig schloß sich an, weil
das bisherige durch
Macht Spaniens zertrümmert zu sehen be-
stete. Cirtus, welcher an dem Einverständnis
aller katholischen Staaten gegen den Prote-
stismus nie gezweifelt hatte, war tief betro-

als er die Stellung der Signorie vernahm. Er wollte fluchen auf die Abtrünnigen, als die gewandte Darstellung der politischen Verhältnisse Europas aus dem Munde des venetianischen Gesandten Leonardo Donato ihn das Benehmen Venedigs begreifen ließ. Mußte doch Sixtus in seinem Italien den spanischen Druck mehr als ein Mahl erprobt haben! Wie umgewandelt, näherte er sich Heinrich IV., ohne auf die Vorstellungen, ja Belehrungen Philipps zu achten. Als Sixtus V. am 27. August 1590 verschieden war, mußte, wegen der widerstreitenden Richtungen, der Wahl derer Bedeutung und jungfräuliche, unsichere, ohne Schwanken und Digue. Mit den Häufen hatte, unterst fallenden Spanier, ten starb Gregor, XI. Jetzt wurde (dino) ein eifriges Viche gewählt. Taglianius, täglich las e Mittags in einem Zimmer mit 12 Armen. Er, ein kräftiger, unsichtiger Mann, verkannte nicht, daß die weltliche Macht des Papstthums durch Spanien erdrückt werden könne; gleichwohl gehörte seine ganze Seele der streng orthodoxen Partey. Um so erwünscht, daß Heinrich IV., der Abend, zur katholischen Religion durch der Absolution theilhaftig, konnte der Papst mit Frankreich nur gewinnen. Einander eifersüchtige, in

streite begriffene Mächte hielten einander wechselseitig in Schranken; beide waren katholisch und konnten doch in einem Sinne geleitet werden; zwischen beiden aber nahm der Papst eine weit unabhängigere Stellung ein, als es ihm und seinen Vorgängern lange Zeit möglich gewesen. Seitdem zeigte sich der Einfluß Frankreichs in Italien von neuem, besonders bey Gelegenheit des erledigten päpstlichen Lehens Ferrara. In einer anziehenden Schilderung verbreitet sich der Verf. über Alphonso II., den Hof zu Ferrara, die Nachfolger des jungen Cesare d'Este, die Besitzergreifung des Fürstenthums von Seiten Roms. Und eben damals, als Frankreich in einem täglich wachsenden Einverständnisse mit Rom lebte und voll Haß auf die nur für Spanien wirkenden Jesuiten hindlickte, verloren letztere in eben diesem Lande das Ansehen, dessen sie sich so lange gerühmt hatten. In früheren Zeiten war die Gesellschaft Jesu vorzugsweise von Spaniern regiert; so bald sich dieses unter Gregor änderte, regten sich Factionen in dem Orden. Wie nun der 1587 gewählte General Claudius Aquaviva, ein Neapolitaner, eine Anzahl junger, ihm ergebener Mitglieder, mit Hintansetzung älterer Väter, zu Oberen ernannte, mehrte sich in Spanien das Mißtrauen gegen die Fremden; ja, es geschah, daß mehrere Jesuiten von der Inquisition eingezogen wurden und Philipp II. die Gewalt des Ordens eingeschränkt zu sehen wünschte, während Clemens sich desselben thätig annahm, und Heinrich IV. sich mit den Verhafteten ausföhnte. Bereits bey dem nach dem Tode von Clemens VIII. (1605) gehaltenen Conclave zeigte sich der entschiedene Einfluß Frankreichs in Rom, als Leo XI. (Medici) ein Verwandter der Ces

mahlin Heinrichs IV. gewählt wurde. Als er nach wenigen Tagen starb, wurde Paul V. (Borghese) erkoren, ehe noch die Spanier erfahren hatten, daß er

von der Göttli

V. von allen

Berehrung; bi

ihm für Geset

fehlen, daß e

Staliens in n

wurde. Bey

welche zwische

wegen streitige

ergaben, mad

teressantesten G

Carpi, näher

und Jüngling

daß sich sein u

lichen Einfluß

wir dem Bilde

Das sieben

raum der Gege

Es zerfällt in

Fortschritte d

1590 — 1617

ohne Absicht v

einen Katholisc

im Papste eine

nen mußte. Mit der höchsten Sorgfalt wurde

König Stephan vom päpstlichen Nuntius gehütet,

eine Menge von Jesuiten-Collegien kamen in

Polen zu Stande, die Protestanten wurden aus

dem Besitze der Bisthümer verdrängt und das

durch dem Nuntius ein großer Einfluß auf die

weltlichen Angelegenheiten dieses Reichs eröffnet.

War nun Stephan in allen Neuerungen mit et.

ner gewissen Vorsicht aufgetreten, so ließ sich von dem streng katholischen Sigismund III. ein um so entschiedeneres Handeln für die Kirche er-

n Ämter wurden von besetzt; Bischöfe und nächsten Fürsprecher ab. n Landschaften besuch. protestantischen Adels ilen der Jesuiten; 400 Collegium zu Pultusk; en den protestantischen f keine Beschwerde da- nur mit Katholiken be- ind 1592 den Schwedis- teten ihn die Hoffnun- ach diesem Lande, wie zu verschiedenen Zeiten ybeiten und Rechte der eise anzutasten. Des- nur mit der höchsten chweben verkannte man e Gefahr nicht, und er- Upsala (1593), keine he, noch calvinistische, len, und ernannte den n Primas der Kirche. n des Königs erbißten Duldung für die päpst- icht g es st. igism

von Upsala beschworen hatte, der früheren Reichsstellen ar mehrte dadurch die feindselige welcher den nationalen Willen ließ sich die große päpstliche Partey in Europa

jedoch nicht abschrecken. In Erwägung, daß Spanien, falls ihm ein Hafen in Westgothland eingeräumt werde, von hieraus mit Nachdruck England werde bekämpfen können, daß man von Finnland aus in das russische Reich und das Herzogthum Preußen einzudringen im Stande seyn werde, versuchte man mit erneuerter Kraftanstrengung in Schweden festen Fuß zu fassen. Aber vor den Dalkarlä erlag Sigismund und Herzog Karl bestieg den Thron. Diese Niederlage schien durch das Glück an einer andern Seite ersetzt werden zu sollen, als in Rußland der mit den geistlichen Interessen einverständene Demetrius zum Schwerte griff; Jesuiten leiteten ihn; Sigismund erkannte ihn an; der römische Hof erhielt von ihm die feyerliche Zusage, mit vollster Kraft nach der Verbreitung des römischen Glaubens streben zu wollen. Von Mönchen um-

geben. 398

eben darin

durch er

zum römisch

auch hier

während ti

f. finden

Protestanti

konnte.

tholische Restauration ihren gemeßenen Gang. Man weiß, wie Erzbischof Schweikard auf dem Eichsfelde verfuhr, wie in Eöln und Trier, in Bamberg und Paderborn die Protestanten mehr und mehr verdrängt wurden. Nun traten die großen Zöglinge der Jesuiten, Ferdinand II. und Maximilian von Bayern, auf. Ersterer war 1596 der Einzige, welcher in seiner Hauptstadt Gräg nach römischer Weise an den Tisch des

Herrn. gütig. Seit er in Rom das Schicksal ge-
 sehen hatte, auch mit Gefahr seines Lebens die
 katholische Religion in seinen Erblanden wieder
 herzustellen, begann das Werk der Bekehrung.
 Schon 1599 wurde in Grätz der evangelische
 Gottesdienst bey Leib- und Lebensstrafe verboten.
 Die Kirchen wurden niedergerissen, die Prediger
 verjagt oder gefangen gesetzt, die Einwohner ge-
 zwungen, entweder des katholischen Glaubens zu
 leben, oder das Land zu räumen. Vier Jahre
 darauf zählte man bereits 40,000 Katholiken
 mehr unter den Unterthanen des Erzherzogs. Als
 Kaiser Rudolph solchen Erfolg sah, bediente er
 sich ähnlicher Mittel in seinen Landen. Die ka-
 tholischen Fürsten insgesammt befolgten dieselbe
 Politik; so weit nur irgend ihre Macht reichte,
 breitete sich der Strom der katholischen Meinun-
 gen weiter aus; Döcklein und Gewalt trieben
 ihn vorwärts; in der Reichsverfassung gab es
 kein Mittel hiergegen. Vielmehr fühlten sich die
 katholischen Bestrebungen so stark, daß sie in die-
 sen Momente auch die Reichsangelegenheiten zu
 ergreifen, die bisher behaupteten Rechte des pro-
 testantischen Theiles zu gefährden angingen. Das
 Reichskammergericht war in den Händen der Ka-
 tholiken, der Reichshofrath vom Kaiser geleitet.
 Mit welcher Rücksichtslosigkeit man verfuhr, be-
 weist das Beispiel von Donauwörth. Die Je-
 suiten leugneten öffentlich die Verbindlichkeit des
 Religionsfriedens, und statt des Kaisers sprach
 der energische Ferdinand in den wichtigsten An-
 gelegenheiten des Reichs. So geschah 1608 die
 Vereinigung protestantischer Fürsten, um, da die
 Verhältnisse Deutschlands ihnen keine Sicherheit
 gewährten, sich diese selbst zu verschaffen. Sogar
 wachte diese Union über jeden Angriff des

Katholicismus. Aber auch die gegnerische Partey setzte sich unter Maximilian von Bayern in kaiserliche Verfassung. Daraus ergab sich, daß jede gemeinschaftliche Berathung der deutschen Stände unmöglich fiel; entschied Stimmenmehrheit für die Katholiken, so wollten sich die Protestanten diesem Joche nicht unterwerfen. In der katholischen Schweiz galt das Ansehen von Spanien, und Hunderttausende von Convertirten um sich aus sich entspinneuden Reibungen anders in Graubünden von Bedeutung die Regierung protestantisch war, die Landschaften dagegen zu den Befürwortern des römischen Stuhls gehörten. Noch im Jahre 1600 zählte man in Frankreich 4000 Edelleute unter den Protestanten, welche 200 feste Plätze besaßen. Ihnen gegenüber wurde der katholische Clerus seiner Macht und seines Einflusses sich immer mehr bewußt. Heinrich IV. stand keinesweges völlig theilnahmslos zwischen diesen Parteyen; der Clerus schloß sich ihm an, die Hugenotten bildeten unter ihm einen republikanischen Staat, auf welchen des Königs Einwirkung gering war. Begreiflich mußte letzterer dadurch der katholischen Partey näher befreundet werden; wie er es wurde, zeigte er durch die Rückberufung der Jesuiten. Gleichzeitig wurde die französische = katholische Kirche auf eine eben so strenge Weise restauriert, wie Spanien und Italien mit diesem Beispiele voran gegangen waren; aber in Frankreich zeigte sich die Geistlichkeit mehr geneigt, ihren weltbürgerlichen Pflichten nachzukommen, statt sich der abgeschiedenen Beseßung hinzugeben.

Das zweite Kapitel erzählt die Siege des

1617 — 1623. Europa ist geschieden, die sich auf jedem beschränken, ausstoßen, belesen hatte die katholische Seite inheit; jeden leisen Zwist verheime zu ersticken. Dagegen unten seit dem Tode der Elisasact, und sie zerfielen überdies hart gesonderte Theile. Offenals im Katholicismus die morvor, welchem zufolge sich das istische Princip hier enger vers. Vielleicht hatte eben damals die in Deutschland durch die Perärsten ein gewisses Uebergewicht. Rainz war ein Mann von Laanderen geistlichen, Kurfürstenenheit und Liebe zur Thätigvon Bayern zeichnete sich durch Landes, Erzherzog Ferdinandliche Kraft des Willens unter Die katholische Welt war in einmüthig, classisch, monarntische entzweyt, romantisch(?), Daß Erzherzog Ferdinand, desd Streben niemandem geheim als Thronfolger in Ungarn und t wurde, ließ die Protestanten Gefahr ahnen. In dem mitmark, Dranien und Bouillon, Hugenotten, verwandten Fries erblicken wir den Mittelpunkt des protestantischen Lebens. Als ihm die böhmische Königskrone angeboten wurde, hörte er auf den Rath der Glieder der Union, deren Vorsteher er war. Von dem Augenblicke an standen

Ferdinand und Maximilian mit Rom und Spanien für die Erhaltung ihres ganzen Seyns zusammen. Sachsen wurde für die Unthätigkeit gewonnen und mit der einzigen Schlacht am weißen Berge war die nächste, dem Hause Habsburg und dem Katholicismus drohende Gefahr beseitigt. Eben damals, als die Ligue im oberen Deutschland triumphirte, wurde die Herrschaft der katholischen Kirche in Bearn wieder hergestellt, Graubünden furchtbar verheert, der wieder ausgebrochene Kampf zwischen Spanien und den Niederlanden schien sich auf die Seite der ersteren Macht zu neigen. Statt des schwächlichen, vom Alter gebeugten Gregor XV., welcher 1621 auf Paul V. gefolgt war, herrschte sein geistreicher, Kühner Nipote, Ludovico Ludovisio. Im schwelgerischen Genußleben verlor dieser niemals die großen Interessen der Kirche aus dem Auge. Nur im Katholicismus sah er das Heil der Welt; die Propaganda wurde gestiftet; Inigo de Loyola canonisirt. Gregor, welcher an Ferdinand bedeutende Subsidien zur Führung des Krieges zahlte, forderte dafür nur die Herstellung der katholischen Religion. In diesem Sinne verfuhr der Kaiser zunächst in Böhmen. Mönche und Jesuiten ersetzten die vertriebenen protestantischen Prediger, die Messe durfte nur nach römischem Ritus gehalten werden, die vom Concile zu Basel geschehenen Bewilligungen in Betreff der Feier des Abendmahls wurden abrogirt, fast alle großen Grundstücke kamen in Folge der Confiscation in die Hände der katholischen Bevölkerung. In der kürzesten Zeit verehrte ganz Böhmen in dem Papste den Stellvertreter Christi; ähnliche Umwandlungen fanden in Mähren statt, nachdem 15,000 Menschen das Land hatten

räumen müssen; sodann verbreitete sich die Gegenreformation über Oestreich und ganz Ungarn. Die Oberpfalz wurde von Maximilian von Bayern in Stationen getheilt, und diese einzelnen Jesuiten zur Bekehrung überwiesen. Die unschätzbaren Handschriften Heidelbergs nahm der päpstliche Doctor Leone Allacci in Beschlagnahme. In Baden und an der Bergstraße, in Bamberg, Fulda und Münster ging die Bekehrung raschen Schrittes weiter. Durch die Uebertragung der Kur von Pfalz auf Bayern wurde endlich im kurfürstlichen Collegio die Stimmenmehrheit errungen. Diese raschen Verluste des Protestantismus im Jahre 1621, besonders in Frankreich, glaubt der Verf. zum großen Theile in dem Abfalle des Adels begründet zu finden, der, bey der republikanischen Richtung seiner Docirin, sich lieber an König und Hof angeschlossen. Die Hugonotten verloren einen großen Führer, eine feste Stadt nach der anderen. Selbst in einzelnen Theilen von England fing man damals wieder an, die Messe öffentlich zu halten. Jacob I. schien nicht ganz vergessen zu haben, daß er der Sohn der Maria sey, als die Pulververschwörung mit einem Schlage alle Hoffnungen des Papstes und seiner Freunde vereitelte. Hieran knüpft sich S. 483 f. die anziehende Erzählung von der Absicht des Königs, seinen Nachfolger mit einer spanischen Königstochter zu verbinden, und der romantischen Reise des Prinzen von Wales nach Madrid. Für das protestantische Leben, dessen Mittelpunkt auf diese Weise plötzlich mit seinen alten Feinden in freundschaftliche Berührung trat, mußte das Aeußerste besorgt werden.

Die neuen Siege des Katholicismus von 1623 — 1628 werden im dritten Kapitel verfolgt.

Der
ten
sch
ger
ted
vie
zu
lier
hat
für
aus
nid
lich
Plä
tori
best
näd
mit
cob
Eng
grif
und
162
bey
von
ging
Hä
Gai
er
füh
Eng
(Di
tern

voraus, daß auf den Fall des Gelingens, Irland
an den päpstlichen Stuhl fallen solle, , und daß

es durch einen von Rom ernannten Vizekönig regiert werden möge. Schon rüstete man in allen Häfen, als 1627 eine englische Flotte unter Buckingham die Hugenotten zur Ergreifung der Waffen aufrief. Die Folge davon war die Ein-

den durch ihn ins Leben getreten.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 27. Februar 1837.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat etc.

Keiner seiner Vorgänger hatte ein solches Selbstgefühl besessen, wie er. Ein solcher Mann konnte bey den politischen Verhältnissen von Italien zu Spanien = Oestreich sich nur für Frankreich entscheiden. Er selbst rief Ludwigs XIII. Heer über die Alpen. Fühlte sich Kaiser Ferdinand solchergestalt unerwartet von einem Bundesgenossen verlassen, so setzte er seine Restauration in Deutschland um so entschiedener fort. Aber selbst das Restitutionsedict von 1629 konnte den Papst nicht gewinnen. So stritt der Kaiser allein für die Kirche; in Polen und den Niederlanden kämpfte er gegen Protestantismus, in Italien für Mantua. Das Andenken an die weltlichen Rechte des Kaiserthums gegen das Papstthum wurden wach; mit einem Heere sollte

[25]

Waldstein nach Italien ziehen, um die alten Lehensrechte des Reiches über Urbino und Montefaltro in Anspruch zu nehmen. So war der Stand der politischen Verhältnisse, als Richelieu für das Erscheinen der Schweden auf deutschem Boden wirkte. Es waren nicht etwa bloß protestantische Stände, welche ihre Hoffnungen auf Gustav Adolph setzten; auf dem katholischen Deutschland lastete der Druck der kaiserlichen Heere nicht minder stark, und vor allen Dingen hegten fast alle Klostergeistliche gegen die allein gebietenden Jesuiten die bitterste Feindschaft. Unter diesen Umständen war der Kampf gegen die Schweden in Deutschland kein Religionskampf mehr. Das bedeutende, aus demselben sich ergebende Resultat war, daß die beiden großen christlichen Confessionen durch den Frieden von Ösnabrück in ein gewisses Gleichgewicht gegen einander gesetzt wurden.

Das achte Buch, welches den dritten Band des Werkes umfaßt, schildert die Päpste um die Mitte des 17. Jahrhunderts und berührt zugleich die späteren Epochen. Unter Urban VIII. erfolgte mit dem Heimfalle des Herzogthums Urbino die Abründung des Kirchenstaates. 1631 starb der söhnelose Franz Maria, Herzog von Urbino, nachdem er vorher die feyerliche Erklärung gegeben, wie er alle seine Besitzungen nur von Rom zu Lehen trage, und endlich kurz vor seinem Tode die Regierung einzelnen päpstlichen Bevollmächtigten übertragen hatte. Seit geraumer Zeit waren die Finanzen des Kirchenstaates zerrüttet; schon 1587 mußte man die Hälfte sämmtlicher Einkünfte für Abtragung der Zinsen verwenden; 5 Jahre später wurden $\frac{2}{3}$, und abermals 7 Jahre darauf $\frac{3}{4}$ der Revenüen zu dem

33. St., den 27. Februar 1837. 323

n
o
o
b
n
f
i
g
l
1
g
n
g
o
n
u
f
b
f
o
f
e
v
p
1
2
8
n
d
t
v
8
1
2
r
2
i
3

haupteten die Farnesen; die mit den Barberini in Mißthelligkeiten geriethen, wie sie gegenseitiger Hochmuth und Ueberhebung seiner Stellung zu gebären pflegt. Unter dem 1644 gewählten Innocenz X. (Pamfili) gewannen die Spanier und Medici den lange verlorenen Einfluß wieder. Umsonst suchten sich jetzt die verhassten Barberini zu halten, indem sie sich in den Schutz Frankreichs begaben. Alexander VII. (Ostigi) herrschte nicht mehr mit der Unbeschränktheit seiner Vorgänger. Die Congregatione di Stato vernichtete sich der wichtigsten Staatsgeschäfte. 'Schon hörte man behaupten, dem Papste stehe eigentlich nur in geistlichen Sachen die absolute Selbstentscheidung zu; in allen weltlichen Geschäften dagegen, wenn er Krieg anfangen, Frieden schließen, ein Land veräußern, eine Auflage einfordern wolle, müsse er die Cardinäle um Rath fragen.' Noch entschiedener sprach sich dieser Grundsatz unter Clemens XI. (1667) aus, welcher nicht nach der Sitte seiner Vorgänger bey seiner Thronbesteigung die hohen Beamten vertauschte. Dadurch mußte der Hof eine von der früheren sehr veränderte Gestalt annehmen. Noch blüheten in Rom die alten Geschlechter der Colonna, Orsini &c., welche jetzt, nachdem nicht mehr die regierenden Familien die ganze Verwaltung in Händen hatten, zu den höheren Staatsbedienungen gezogen wurden. Nachdem der Verf. S. 69 f. die prachtvollen Bauwerke der letzten römischen Päpste erörtert hat, geht er zu einer Digression über Christine von Schweden über. Nach dem Tode von Gustav Adolph hatten die Schweden ernstlich daran gedacht, sich von der königlichen Gewalt frey zu machen, als Christine mit Eifer und Geschick sich den Staatsgeschäften unterzog,

Ohne deshalb ihre Leidenschaft für Studien zu unterbrechen. Freinsheim, Bossius, Salmasius, Cartesius glänzten in ihrer nächsten Umgebung. Mit ihnen las sie Tacitus und Plato. Die Schilderung der Persönlichkeit der jungen Königin S. 83 f. ist unübertrefflich. Als ihr ruhiger Geist sich auf religiöse Gegenstände warf, mußte ihr Leben von einer eigenthümlichen Richtung ergriffen werden. Der monotone Kirchendienst Schwedens sagte ihrer regen Phantasie nicht zu; der Umgang mit gelehrten Katholiken weckte die mannichfachen Zweifel in ihrer Brust. Schon daß man von ihr die Huldigung des Protestantismus forderte, widerstrebte ihrem eigenwilligen Geiste. 'Um sich dem römischen Hofe zu nähern, wandte Christine eine geheimnißvolle Verschlagenheit an, wie sie sonst nur in Angelegenheiten der Leidenschaft oder des Ehrgeizes vorkommt; sie spann gleichsam eine Intrigue an, um katholisch zu werden. Darin zeigte sie sich vollkommen als Frau.' Auf ihre Bitte sandte der Beichtvater des portugiesischen Gesandten einige Mitglieder des Ordens Jesu nach Stockholm (1652). Unter falschen Namen, mit der höchsten Discretion traten die Schläuen auf. In der Königin, versicherten sie, habe der heil. Geist gewirkt. Bald umfaßte Christine nur noch mit innerlichem Widerwillen die Geschäfte der Regierung. So erfolgte 1654 ihre Abdankung. Nun begann ihr Zug durch Europa. Nachdem sie in Anspruch öffentlich zum Katholicismus übergetreten war, begab sie sich nach Italien, opferte Krone und Scepter der heiligen Jungfrau zu Loreto und hielt ihren triumphierenden Einzug in Rom. Nur gelehrte Beschäftigungen nehmen ihre spätere Lebenszeit ein. Wenn uns der Verf.

dann in die Verwaltung des römischen Staats und der Kirche führt, so sehen wir die Schöpfungen hochstrebender und für das Interesse ihrer Kirche glühender Päpste langsam in sich zerfallen. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wurden alle von Rom vergabte Pfründen zu Gunsten eines Mitgliedes der Curie mit einer Pension belohnt. Wo, wie in Spanien, Landesgesetze einem solchen Mißbrauche entgegen standen, wußte man auch diese zu umgehen. Nur so können wir erklärbar finden, wie eine Zeitlang das reichthum Urbino nur 60 Scudi jährliche Einnahme gewährte. Dieselben Verpflichtungen lasteten auf den Pfarreyn, deren Accidenzien sogar nicht immer davon verschont wurden. Wer die auferlegte Pension nicht zahlte, wurde seines Amtes entbunden. Die Klöster verloren die Achtung, der sie sich früher erfreuten. Selten daß Mönche zu den höheren Kirchenstellen berufen wurden; am Hofe sahen sie sich durch Weltgeistliche verdrängt. Ja, Innocenz beschränkte sogar die Aufnahme in den Klöstern und Alexander VII. bot zuvorkommend der Signorie die Aufhebung einiger venetianischer Orden an, um durch deren Vermögen den Kampf gegen die Osmanen fortsetzen zu können. Selbst die Jesuiten vermodeten ihre frühere Richtung nicht mehr zu behaupten; die ernste Ascetik wurde bey ihnen durch Haschen nach dem gemächlichen Genuße des Lebens verdrängt; die Strenge der Disciplin schwand. Statt des unbeugsamen Willens, welcher, zugleich mit Gelehrsamkeit, die früheren Generale auszeichnete, erkannte man bey diesen jetzt eine Milde und Demuth, welche Inigo nie geliebt hatte. Die aristocratische Tendenz der Kirche durchdrang auch diesen Orden, der in

Collision zwischen Frankreich und dem römischen Stuhle, mitunter kein Bedenken trug, seinem innigen Verhältnisse zu den Bourbons das Gelübde des unbedingten Gehorsams gegen den Papst zum Opfer zu bringen. Sann der Orden sonst ausschließlich auf die Ausbreitung des katholischen Glaubens, so nahmen ihn jetzt auch mercantile Speculationen in Anspruch. Es konnte die alte Ordnung sich gegen die neuen Tendenzen nicht mehr behaupten. Ueberhaupt, daß war nicht mehr ihr Sinn, sich die Welt zu unterwerfen, sie mit religiösem Geiste zu durchdringen; ihr eigener Geist war vielmehr selbst der Welt verfallen.' Nachdem der Verf. sodann das Verhältniß des Jansenismus zu den Dogmen der Kirche erörtert hat, wendet er sich noch ein Mal zu der Stellung Roms zur weltlichen Macht zurück und zeigt uns, wie der päpstliche Hof, weil er seine Rechte schärfer als zuvor gegen die Eingriffe der Fürsten zu wahren beflissen war, mit den letzteren, die nicht mehr von der Begeisterung für die Restauration getrieben wurden, in manchen bitteren Conflict gerieth. Man weiß, auf welche schlagende Weise Ludwig XIV. sich zu rächen mußte, wenn Rom seinen Stolz gekränkt hatte. Mit altrömischer Unerblichkeit stellte sich ihm Innocenz XI. (Odescalchi), derselbe, welcher durch Genauigkeit in der Verwaltung dem Bankrutt des Kirchenstaates vorbeugte, entgegen. Aber für Ludwig war die gesamte französische Geistlichkeit; er konnte es wagen, Avignon besetzen zu lassen und ernstlich an die Ernennung eines Patriarchen für Frankreich zu denken. Dennoch gab der von weltlichen Feinden bedrängte König nach und Inno-

cenj XII. nahm den Widerruf desselben entgegen. Um so mehr schwächte die folgende Zeit den Päpsten die lange behauptete Autorität. Im Frieden zu Utrecht wurde über Sicilien und Sardinien, Länder, welche als Lehen des römischen Stuhls betrachtet zu werden pflegten, verfügt, ohne daß der Papst befragt worden wäre; keiner achtete der Protestationen von Rom, als dessen Lehen, Parma und Piacenza, einem spanischen Infanten geschenkt wurden. Von jenem einigen Streben Roms mit den katholischen Machthabern war die letzte Spur verschwunden.

Eine Uebersicht der modernen Stellung des Papstthums beschließt den dritten Band, dessen überwiegende Hälfte durch Verzeichniß der benutzten Handschriften, nachträgliche Auszüge und critische Bemerkungen in Anspruch genommen wird.

Hvn.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

34. 35. Stück.

Den 2. März 1837.

Göttingen.

Seine Hoheit, der Kurprinz und Mitregent, haben geruhet, unserm Herrn Hofrath Professor Bauer das Ritterkreuz des Ordens vom goldenen Löwen zu erteilen.

Paris.

J. B. Bailliére. *Traité clinique des Maladies du Cœur, précédé de recherches nouvelles sur l'anatomie et la physiologie de cet organe; par J. Bouillaud, professeur de clinique médicale à la faculté de médecine de Paris. Avec des planches gravées. Tome I. XXI u. 534. T. II. 632 Seiten. 1835. in Octav.*

Dieses Werk ist eine weitere Ausführung des im J. 1824 von demselben Verf. heraus gegebenen *Traité des maladies du coeur* von Berzini und bis jetzt die vollständigste Arbeit über

[26]

die Herzkrankheiten, welche in Frankreich erschienen ist. In der Vorrede setzt er die Principien auseinander, welche er hierbey von Augen gehabt. Er sey der *méthode expérimentale* gefolgt, welche auch in den übrigen Naturwissenschaften zu den sichersten Resultaten führe (S. IX.): *en fraternisant ainsi avec les sciences physiques, la médecine, répudiant désormais le titre d'art conjectural dont on l'a si longtemps flétrie, s'est enfin élevée au rang des sciences positives et exactes.* Er gibt hauptsächlich drey Puncte an, worin er die vorliegende Lehre weiter als seine Vorgänger gebracht habe: 1) indem er nachgewiesen, daß die Krankheiten, welche unter dem unbestimmten Namen Aneurysmen und organische Uebel des Herzens vorkämen, ihren gewöhnlichen Grund in Verletzungen der Herzklappen hätten, und daß sowohl Hypertrophie als Aneurysmen bloß Folgen davon seyen. 2) Er habe ein neues Licht über die acuten Entzündungen der äußeren Herzhüllen verbreitet und die Pericarditis eben so genau wie die Pleuritis geschildert. Hinsichtlich der Aetiologie fände er die Ursache der Hälfte dieser Krankheitsfälle im hitzigen Gelenkrheumatismus; wie denn überhaupt Rheumatismus als Entzündung des ganzen sero-fibrösen Gewebes betrachtet werden müsse. 3) Die Lehre von der Entzündung der inneren Hülle oder des sero-fibrösen Gewebes, die er *endocardite* nennt, und welche eine wesentliche Rolle bey den meisten Affectionen dieses Organs, bey den Umänderungen der Klappen wie des Muskelgewebes spiele, habe er erst geschaffen.

Wir gehen nun zur Inhaltsanzeige dieses Werks über, das in Wahrheit die Medicin be-

reichert hat, obgleich die ganze weitschweifige Art der Behandlung, das viele Conspiraden, die eingestreuten emphatischen Declamationen unserem deutschen Gaumen nicht recht behagen mag.

Der Verf. läßt sich zuerst weitläufig über den Bau und die Einrichtungen des Herzens aus; Es liefert genaue Messungen und Gewichtsangaben über die einzelnen Theile. Auf die Bestimmung der Herzgeräusche wurde viele Sorgfalt verwandt. Der Schilderung der einzelnen Krankheitsformen geht eine allgemeine Auseinandersetzung ihrer Ursachen, ihres Sitzes, ihres Verlaufs, ihrer Prognose, ihrer Behandlung und Complicationen vorher. Dann zuerst die Entzündung des Herzbeutels in den verschiedenen Stadien. Die Diagnostik ist mit besonderer Vorliebe behandelt. Hierauf die Entzündung der inneren serösen Haut, so wie des fibrösen Gewebes der Klappen (Endocardite). Das wechselnde Verhalten der Verengerung und Verkücherung und die abgeleitete Symptomatologie finden eine genaue Erörterung. Die Entzündung des Herzens (Cardite) wird als Entzündung des Muskelgewebes und des Zwischenzellgewebes dargestellt. Der Frage, ob zur Erzeugung von Knorpeln, Knochen und kalkartigen Ablagerungen Entzündung nothwendig sey, ist eine eigene Untersuchung gewidmet. Umständlich werden die Affergebilde des Herzens besprochen, und hieran die Betrachtungen über die Vermehrung oder Verminderung der Absonderungen und Ernährung, als Herzbeutelwassersucht, Hypertrophie und Atrophie des Herzens angereiht. Ueber den nachtheiligen Einfluß der Hypertrophie auf andere Organe, namentlich über die Beziehungen zum Lungen- und Gehirnblutfluß, finden sich interessante Bemerkungen.

Lungen. Es folgen die Neurosen des Herzens: Herzklopfen, Neuragie, Krampf, Ohnmacht; ferner Störungen durch mechanische Eingriffe; Bildungsfehler und endlich die polypösen Gerinnsel mit und ohne organisches Gefüge. Zur Erläuterung des Gesagten sind mehrere Abbildungen und gegen 200 zum Theil ausführlich erzählte Krankheitsgeschichten nebst den Sectionsbereichen mitgetheilt.

L e i p z i g.

Apud C. H. F. Hartmannum: De Ionia Chii Vita, Moribus et Studiis Doctrinae, scripsit fragmentaque collegit Carolus Nieberding. MDCCCXXXVI. VI u. 108 S. in Octav.

Eine der seltsamsten und interessantesten Erscheinungen in der älteren Griechischen Literatur ist Ion von Chios, des Orthomenes Sohn. Von Geburt ein Ionier, aber früh nach Athen verpflanzt, allmählich dem Mittelpuncte Hellenischer Bildung, vereinigte er die angeborene Leichtigkeit der Auffassung und Flexibilität des Geistes mit feiner Attischer Bildung und Urbanität. Er wußte alle die Hauptbestrebungen der damaligen Literatur in sich aufzunehmen und in gefälliger, oft reizender Form wieder zu geben: unverkennbar gebrach es ihm an eigentlicher Tiefe der Anschauung, die er aber durch die Vielseitigkeit seiner literarischen Leistungen zu ersetzen beflissen war. Ion war Prosaiter und Dichter zugleich; er ist der Erste unter den Hellenen, der beide Wege mit Glück einschlug. Seine *Επιγράμματα*, aus denen uns ein kostbares Stück vom Athenaios aufbewahrt, und ähnliche Schriften, waren

in einem blühenden, bezaubernden Stile geschrieben und streifen an den leichten Ton der Memoiren. Seine *Xlov xtiols* schließt sich den zahlreichen ähnlichen Schriften der Logographen an, die die Alterthümer ihrer Vaterstädte erzählten, und der eigentlichen Historiographie die Bahn wachen. Eben derselbe Ton eignete sich die Pythagorische Lehre an und verschmolz sie auf eine ihm eigenthümliche Weise mit der Ionischen Philosophie. Diese neue Lehre entwickelte er in den *Tpiayuois*, welche Schrift, von der Dreyzahl *των ὄντων* benannt, alle Erscheinungen der Dinge der *συνεως καὶ κρᾶτος καὶ τύχη* unterordnete.

Nicht minder vielseitig war Ion der Dichter. Obenan stehen seine Tragödien, deren Anlage und Ausführung sich nach den geringen Ueberresten freylich nicht mehr erkennen, kaum ahnen lassen. Man hat versucht, ihm die dem Aeschylos eigenthümliche trilogische Kunstform zu vindiciren. Der Erfolg dieses Wunsches war vor aus zu sehen. So geht die Annahme *ἢν Ἀδρ. Π.* daß in dem Agamemnon des Ion der Höhepunct der Ilias, Agamemnons Gesandtschaft an den großenden Achilleus, enthalten gewesen, dadurch zu Grunde, daß die Worte des ersten Fragments: *Οἴσει δὲ δῶρον ἄξιον δρᾶμῆμα-τος* gar nicht anders als an einen Boten gerichtet seyn konnten, dem etwa nach *ἢν Nieberding's* wahrscheinlicher Annahme Klytämnestra den Auftrag erteilt, Agamemnons Heimkunft zu erspähen. Damit fällt aber auch das ganze Gebäude von der Trilogie aus der Iliischen Dramatie, wie die von *ἢν Ἀδρ. Π.* construierte Herakleis durch die Bemerkung, daß Alkmea wohl ohne Zweifel ein Satyrdrama war, wie aus

Δολαντινος fr. 3. zu schließen ist. Treffender ist die Bemerkung von Hn Ulrichs zum Achäos S. 7., Ion schreine fast sämtlicher Tragödien Stoff aus den Homerischen Poesieen geschöpft zu haben, in denen ihr Inhalt theils angedeutet, theils weiter ausgeführt ist. Wer erkennt darin nicht die Einwirkung des Ehlischen Patriotismus oder der Jugendbildung des Dichters, dessen Heimathinsel seit früher Zeit ein Hauptsitz der Homeriden gewesen war?

Ion war ferner melischer und elegischer Dichter: angeführt werden Dithyramben, Oden und Hymnen, Skolien und Entomien (letztere aus den Venetianischen Scholien zum Frieden 835 beizufügen); dann Elegieen, der Liebe und dem Weine geweiht, und Epigramme.

Die Nachricht, Ion habe auch Komödien verfaßt, verwirft Herr Nieberding S. 6. mit gutem Rechte, dem wir es überhaupt verdanken, daß ein vollständiges Urtheil über Ion's Wirksamkeit und die Stellung, die er in dem Entwicklungsgange der Hellenischen Literatur einnimmt, so weit die vorhandenen Nachrichten und Reste der Werke gestatten, möglich geworden ist. Die vorliegende Schrift zeichnet sich durch gesunde Auffassung antiken Lebens und Characters, durch fleißige Bearbeitung und Belebung der vereinzelter Nachrichten und durch eine leichte, klare Darstellung vortheilhaft aus: Abschweifungen von der Hauptsache sind im Ganzen selten. Das erste Kapitel stellt die Nachrichten von Ions Leben zusammen: er war etwa Olymp. 74. auf Chios geboren; Aristophanes Frieden verspottet den kürzlich geschiedenen Dichter. Da nun jenes Stück Dl. 89, 3. auf die Bühne gebracht wurde (nicht Dl. 90., wie S. 3. angenommen

wird), so erhalten wir eine ziemlich genaue Begrenzung der Lebenszeit des Dichters. In Athen lebte er mit Aeschylos in freundslichem Verkehre, besuchte von dort öfter seine Heimath, wie namentlich *DI.* 84, 4., als Sophokles gen Samos zog; *DI.* 87, 4. erhielt er den dritten Preis im Drama, während Euripides Hippolytos den ersten, Sophon den zweyten davon trug. Seine Liebe zu der schönen Korinthierin Chryssilla, der Tochter des Teleas (nicht Telei filiae, wie *S.* 4. steht), besang er selbst in den Elegieen, und dieses Verhältniß gab vielleicht die äußere Veranlassung zu dem Bewußtse, das ihn mit Perikles entzweyte, gegen den *μᾶτα* (*S.* 81 f. Nieberding) gungen erhebt und dagegen und Inneres geltend zu machen, daß auch Perikles die Chryssilla des Komikers Telekleides? Oder hatte etwa der Komikenschaft beider Männer scherzender Eifersucht entstehen lassen?

Im zweyten Kapitel (*Ionis ingenium moresque describuntur*) wird eben so wohl der Ionische Nationalcharacter im Allgemeinen, als der des Ion gut entwickelt. Den Kern des Wesens des Ion erschließt sein eigenes Wort, indem er den Dionysos ansieht, ihm zu verleihen: *πινειν καὶ παίζειν καὶ τὰ δίκαια φρονεῖν*. Daß ist der Klang, der in allen elegischen Resten des Ion wiedertönt. In seinen Tragödien war er nach Longinos Urtheile *ἀδιάπτωτος καὶ ἐν τῷ γλαφτρῷ πάντῃ κεκαλλιγραφημένος*: er stieg nicht zu hoch und fiel darum nicht zu tief. Glätte und Ebenheit der Darstellung war ihm eigen; die Ionische Weichheit war auch den Tragödien

nicht fern, da Ion sogar Ionische Formen häufiger und mit größerer Freyheit in den Dramen anwandte, als die übrigen Dramatiker (denn S. 13. quod nescio an apud neminem alium reperiatur ist zu viel gesagt). Daß Ion noch spät in hohem Ansehen stand, dafür sprechen die Namen der Grammatiker, die theils, wie Baskon von Sinope, über ihn schrieben, theils seine Gedichte erklärten. Unter Letzteren ist der große Aristarchos.

Im dritten Kapitel behandelt Herr N. die Dramen des Ion. Ueber die Behandlung der ziemlich vollständig gesammelten Bruchstücke, für deren Emendation Bentley und Zoup Treffliches geleistet hatten, muß bemerkt werden, daß es Herrn N. nicht vergönnt war, den bey Fragmenten doppelt nöthigen critischen Apparat zusammen zu bringen. Ueberhaupt aber sind der Ungenauigkeiten, Auslassungen und Irrthümer so viele, daß wir Niemandem ratheo möchten, sich auf die Angaben Herrn N.'s zu verlassen. Bey jedem Bruchstücke muß man die Texte der Schriftsteller selbst, aus denen sie gesammelt sind, zu Rathe ziehen, wodurch der Werth des Buches allerdings bedeutend verringert wird. So muß Alcmen. fr. 1. καταπαύοντες hergestellt werden, wie denn namentlich fast sämtliche Stellen aus dem Hesychios lückenhaft (wie Argiv. fr. 1. Eurytid. fr. 4. Omphal. fr. 12. u. s. w.) oder unzuverlässig angegeben sind. Die Schowische Vergleichung der Handschrift ist nirgend zu Rathe gezogen, eben so wenig die Dindorfischen Varianten in den Stellen aus Athenaeos angeführt. Einzelne Besserungen der Gelehrten sind Herrn N. ebenfalls entgangen: so mußte Omphal. fr. 7. mit fr. 6. verbunden werden

(Bergk. ad Anacr. p. 85.); Phoenic. fr. 3. mußte statt Ἀνδριον ὕμνον Ἀχαιῶν die einleuchtende Emendation von Emperius ἀχέων hergestellt werden u. s. f. Hier und da vermißt man die nöthige Umsicht in grammatischen und metrischen Fragen; so dürfte fr. 6. in dem Verse:

εἰ δ' ἐγὼ ὀρθὸς ἰδεῖν βίον ἀνέρος, ὃ πολὺνται,
εἰ δὲ nicht utinam ne fallar wieder gegeben werden, sondern sin vero; Phrur. fr. 1. ist ein unerhörter Trimeter angenommen; fr. Inc. 6. wird αὖ mit Unrecht ausgestoßen, fr. 11. ist διαρρηξὶς fehlerhaft beybehalten, welches Fragment Unterzeichneter kürzlich einem bestimmten Drama zugewiesen, s. Etym. Gud. p. 216, 11.

Das vierte Kapitel handelt von den lyrischen Gedichten des Ion. Eleg. fr. 2, 3. mußte mit früheren Gelehrten geschrieben werden:

ὁ δὲ Χρυσός
αἶνον ἔχων χειρὶν νιζέτω εἰς ἑδάφος,
wie auch Herr Osann Beiträge u. s. w. S. 74. will; fr. 3. mußten zwey Mahl Ionische Formen hergestellt werden.

Das fünfte Kapitel betrifft die libri historici Ionis, das sechste die philosophischen Schriften.

Trog der Mängel dieser Schrift, die zum Theil nur einer reicheren Entfernung von einer reicheren Lehrer zu dankenswerthe Literatur. Uebrigens zur Last scheint wird bey den den Hahnenkämpfen.

Schneidewin.

P a r t 3.

Abr. Cherbuliez et C. libraires. Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles. Par M. J. Matter, Inspecteur général des études, Correspondant de l'institut etc. Tom. I. 1836. VIII und 431 S. 8.

Ein interessantes Buch über einen mehr als interessanten Gegenstand! Eine Geschichte der moralischen und politischen Doctrinen (oder soll man deutscher, verständlicher sagen Theorien?) und ihres Einflusses in den letzten drei Jahrhunderten ist die innerste Seele der neueren Geschichte und der Hauptschlüssel der Gegenwart. Die Doctrinäre in Frankreich mögen ihr Theil Unrecht und Ungeschick haben, wie die Andern auch, aber sie bezeichnen in einem gewissen Sinne einen allgemeinen Character der Zeit, die Nothwendigkeit und Macht der Theorie. Gleichen die früheren Zeiten der Geschichte mehr der frischen Jugend, die mit kräftigem Gefühle das Rechte trifft, von der Theorie nur Anfänge, Fragmente hat, — so äußert, je älter und männlicher unser Geschlecht wird, desto mehr die Theorie ihre bedingende Kraft, und am Ende tritt, wenn nicht das thatlose Greisenalter das wahre Ende ist, als das eigentliche Lebensgetriebe der Geschichte eine unauslöbliche Wechselwirkung zwischen Theorie und Praxis hervor. Man kann die Reformation als die Epoche bezeichnen, seit der jenes Wechselverhältniß deutlicher als je den pragmatischen Hauptfaden der Geschichte bildet. Dies ist, je lebendiger die Wechselwirkung ist, desto mehr das gesunde Verhältniß, die rechte Mitte, wenn man will, zu der es freylich auf der Oberfläche der Begebenheiten selten kommt.

Hr. Mottet, unter den Theologen durch seine kirchenhistorischen Arbeiten rühmlich bekannt, unternimmt in dem vorliegenden Werke, den Einfluß der moralischen und politischen Theorie und Praxis in den drey letzten Jahrhunderten seit der Wiederauflebung der Wissenschaften (renaissance) darzustellen, und zwar in sieben Perioden, deren Epochen, gleichsam Entwicklungsknoten, folgende sind: die Wiedergeburt der Wissenschaften seit 1453, die Reformation, der Abfall der Niederlande, die erste Revolution in England, unter Karl I., die zweyte, unter Wilhelm von Oranien, die Americanische Revolution, die erste Französische, und die zweyte, die so genannte Juliusrevolution. So wird das Ganze vorzugsweise eine rasonnierende Geschichte der Reformen und Revolutionen. Der Verf. ist von Geburt ein Deutscher. Aber Standpunct, Beziehungen, Maximen, Darstellungsweise sind durchaus innerlichst Französisch. Ein Deutscher hätte anders darüber geschrieben, ich will nicht sagen besser. Dem Französischen Schriftsteller stehen politische Erfahrungen und Anschauungen zu Gebote, die dem Deutschen abgehen. Unsere Gegenwart ist weniger geeignet, als die Französische, die Revolutionen der früheren Zeit in ihrem Spiegel zu reflectieren. Wir sind vielleicht mehr geneigt und fähig, das stille Fortschreiten, das Reformatorische, den Zusammenhang der Bildungen im Ganzen zu begreifen, die Franzosen dagegen mehr, die Sprünge und Risse in der Geschichte zur Anschauung zu bringen. Es hat jede Art ihr Gutes. Um so weniger werden wir uns scheuen dürfen, die Critik über das Französische Werk gerade vom Deutschen Standpuncte aus zu üben.

Die Vorrede bezeichnet zunächst das Verhält-

nist dieses Werkes zu einem ähnlichen, nämlich des Schottischen Philosophen Dugald Stewart Geschichte der metaphysischen, moralischen und politischen Wissenschaften seit dem 15. Jahrhundert in der Britischen Encyclopädie. Während nämlich der Schottländer sich vorzugsweise mit dem beschäftigte, was man in Frankreich Philosophie nenne, und die Politik nur als untergeordnet behandle, wolle der Verf. überwiegend die politischen Doctrinen betrachten in ihrem Verhältnisse zur Moral, und es sey ihm dabey weniger um die Theorie der Schule, als die Theorien und Maximen der Welt, d. h. der unmittelbaren moralischen und politischen Praxis der Regierungen und Völker zu thun. Schule und Welt seyen in Wechselwirkung, ja Kampf mit einander, und er habe eben die Aufgabe, diesen Kampf in der Geschichte darzustellen und zu erklären. Ob es nicht wünschenswerth gewesen wäre, den Unterschied zwischen Schule und Welt genauer zu bestimmen, und zu zeigen, wie beide eine Theorie haben, aber in verschiedener Art? Der Verf., fürchte ich, hat sich das Verhältniß nicht deutlich gedacht. Der Schule gehört ihrer Natur nach die wissenschaftliche Theorie, der Welt nur die Reflexion über die Erfahrung zum unmittelbaren Behufe ihrer Praxis. So erklärt sich, daß, während jene nothwendig darauf dringt, alles je länger je mehr in der Einheit zu erkennen, im Zusammenhange, im Systeme, im Ideale zu begreifen, die so genannte Welt in den practischen Maximen, in der practischen Sonderung des Verschiedenen stehen bleiben kann und darf. — Der Mangel an genaueren Bestimmungen dieses Verhältnisses hängt dem ganzen Werke an.

In der Einleitung erörtert der Verf. den

Standpunkt und die Maximen der Betrachtung genauer. Wir müssen dabei verweilen, da der Geist und die Methode des ganzen Buches sich darin abspiegeln. Der Verf. sagt, die drei ersten Jahrhunderte seyen für die Europäische Menschheit unstreitig die glänzendsten; sie seyen die Zeit der politischen und moralischen Emancipation; voll der glorreichsten geistigen Eroberungen, der bewundernswürdigsten Fortschritte in der Wissenschaft und den gesellschaftlichen Institutionen. Gleichwohl biete die Gegenwart als Resultat so großer Entwicklungen scheinbar nichts als Umsturz, Streit, Unordnung, Verfall. Dies sey ein Räthsel, welches gelöst werden müsse zur Belehrung der Gegenwart und Tröstung für die Zukunft. Die Lösung aber liege in der Geschichte jener drei Jahrhunderte, woraus das charakteristische Princip dieser Periode erkannt werden müsse, wie es entstanden, wie es gekämpft, endlich weshalb es sich bisher weder vollständig noch rein entwickelt habe. Der Verf. bezeichnet als Princip der ganzen Periode, 'als die axiomatische Wahrheit', die unter allen Bewegungen hervortrete, daß kein politischer Fortschritt wünschenswerth, ja selbst möglich sey, wenn er nicht auf eine natürliche und nothwendige Weise durch einen moralischen herbey geführt werde. So lange dies Princip nicht überall durchgedrungen sey, so lange es noch Widerstand und Widerspruch finde, Mißverstand und Uebertreibung leide, könne die Gegenwart keine andere Gestalt haben. Diese aber habe doch neben der traurigen, auch eine erfreuliche und friedliche Seite. Das Princip der Periode habe in der Gegenwart wie in der Vergangenheit seine Siege; sein Hauptfleg aber sey die fortschreitende Anerkennung jener axio-

matifchen Wahrheit. Diese wird nun S. 13. genauer so bestimmt: De tout gouvernement, qui veut vivre — et les gouvernements moraux ne vivent que des pensées de la raison publique, que des battemens de la conscience nationale, — de tout gouvernement, qui veut vivre, le principe de vie est dans la puissance de ses doctrines morales. La puissance des doctrines morales est dans leur pureté, cette pureté est dans leur indépendance, l'indépendance des doctrines morales est l'ère moderne. So macht der Verf. die Politik von der Moral abhängig, aber diese durchaus unabhängig von der Philosophie und der Religion. Er bestrittet die entgegen gesetzten Ansichten, indem er nicht sowohl beweist als behauptet, die Moral sey eben so ursprünglich als die Philosophie und die Religion, aber ursprünglicher als die Politik. Er will zugeben, daß die Moral nur in der Verbindung mit jenen ihre volle Macht habe, er wisse nicht, ob sie ohne dieselben seyn könne, das aber wisse er gewiß, daß weder die Religion noch die Politik noch die Philosophie ohne die Moral etwas seyen. Ohne die Moral sey die Politik ein hassenswerthes Joch, die Religion eine schändliche Maske, die Philosophie eine Brandfackel. Die Moral sey der Prüfstein der drey anderen, fast immer ein und dieselbe, während die Systeme der Religion, der Politik, der Philosophie wechselnd und wandelbar seyen nach der Verschiedenheit der Zeit, des Klimas, der Sitten. Indem der Verf. nun denen, welche die Unabhängigkeit der Moral von der Religion nicht zugeben wollen, einräumt, daß jene ohne diese ein Haus ohne Giebel und Grund sey, denen aber,

welche die Unabhängigkeit der Politik von der Moral behaupten, zugestehet, daß eine Moral ohne Politik einer Stadt gleiche ohne Wachen und Wälle, führt er den ersten, die mehr wählten, den traurigen Zustand des Mittelalters zu Gemüthe, den anderen aber, daß ihr System um drei Jahrhunderte zu spät komme und selbst für den Machiavell zu schlecht sey. Und so bleibe es dabei, daß die Politik eben so abhängig von der Moral sey, als diese unabhängig von der Religion und somit wahrhaft souverain.

Das Ende der Einleitung kommt darauf zurück, daß die Gegenwart unter dem Scheine des Verfalls dem aufmerksamen Beobachter eine wahre und wirkliche Wiedergeburt verberge, und diese bestehe in dem Bedürfnisse der Zeit nach immer reineren Doctrinen und mächtigeren Institutionen. *L'ère du progrès politique*, ruft er aus, *par le progrès moral est arrivée; l'ère du gouvernement moral, de celui, qui vit des lumières de la raison publique et des battements de la conscience populaire, est arrivée à son tour. C'est pour concourir à l'établissement du progrès pacifique qu'amènera cette ère, que nous présentons l'histoire de trois siècles du progrès orageux.*

Rec. gesteht seine Ungeschicklichkeit, sich in des Verfs Darstellungsweise leicht hinein und heraus zu finden. Eine einfache didactische Erörterung der wesentlichen Begriffe, womit die Einleitung zu thun hat, hätte mehr geleistet, als die glänzende, wichtige Rhetorik des Verfassers. Diese mögen die französischen Leser fordern, unser Geschmaack aber wäre gewesen, die Gegenwart mit ihrem Scheine und ihrer Wahrheit, ihrer traurigen und erfreulichen Seite, ihren Unruhen und

vom Frieden einfach nur zu bezeichnen, und
 dem räthselhaften Probleme, was sie auf-
 stellt, auf die Geschichte, worin die Lösung des-
 selben liegt, zurück zu gehen. Will man die
 dialectische Schule nennen, immerhin. Dabey
 wäre nöthig gewesen, nicht bloß die Fran-
 zösische Gegenwart, sondern auch die Deutsche
 zur Anschauung zu bringen. Je mehr das Werk
 universalhistorisch seyn will, desto weniger durfte
 es die Geschichte nicht bloß zur Erklärung der
 Französischen Zustände machen. Da der Verf.
 in der Einleitung die Hauptmomente seiner prag-
 matischen Geschichtsbetrachtung zu entwickeln ge-
 denkt, so war Schärfe und Bestimmtheit der
 Begriffe, Sondernng des Verschiedenen, Verei-
 nigung der zusammen gehörigen Momente vor-
 allem nöthwendig. Aber der Verf. zieht vor,
 geistreich zu discurren, wo man bestimmte Be-
 griffe, pikante Schlagworte, interessante Verglei-
 chungen zu geben, wo man Ausführungen und
 Beweise erwartet. Da er so den Leser nicht in
 einen geordneten Gang nöthwendiger Gedanken
 bringt, erschwert er das Verstehen mehr als billig.
 Indesß ist dies eben nur eine hermeneutische
 Schwierigkeit, die man überwindet. Ungleich
 schwerer, ja unmöglich ist, dem Verf. in allem
 beizustimmen. Selbst gegen einige Hauptpuncte
 seiner Einleitung müssen wir Protest einlegen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 4. März 1837.

Paris.

Bel
mora
nehm
derge
Grun
der C
matisc
aufste
ralist
und
ander
Der
neuer
was
allgen
stellu
stimm

gleichung mit früheren Perioden der Geschichte besser begründet werden. Verstehen wir den Verf. recht, so findet er das eigentliche Princip der neueren Geschichte eben so sehr in der Abhängigkeit der Politik von der Moral, oder richtiger, der lebendigen Verknüpfung jener mit dieser, — als in der Emancipation der Moral von der Religion und Philosophie. Das letztere drückt er so stark aus, daß er sagt, die Reinheit der Moral beruhe eben auf ihrer Unabhängigkeit oder Souverainität. Allein so gefaßt unterliegt die Behauptung des Verfs. den gerechtesten Bedenken, sowohl von der historischen als philosophischen Seite. Die Unzertrennlichkeit der Politik von der Moral, — wer wagt sie zu leugnen? Wie aber? Wurden Plato und Aristoteles dies nicht auch schon vor allen Revolutionen und Reformen der neueren Zeit? Sie wußten es so gut, daß ihnen die Politik eben nur als ein Theil der Ethik erschien. Der Griechische Staat, ja am Ende auch der Römische, beruhete er nicht mit allen seinen Institutionen auf der Moral? Freylich auf der Moral der Griechen und Römer. Aber der Verf. selbst will keinen besonderen Unterschied der Moral gelten lassen; sie sey, sagt er, wesentlich immer dieselbe. Allein eben dies ist nur in einem sehr beschränkten Sinne wahr. Der Fortschritt in der Moral, und wahrhaftig nicht bloß in der Theorie, ist doch das wenigste, was man dem Christenthume zugestehen sollte. Der Verf. selbst wird ihm diese Krone nicht rauben wollen. Seit aber das Christenthum in der Welt ist und eben als wahre Religion den Anspruch macht, alles zu durchdringen, Staat und Familie, Wissenschaft und Kunst, ist auch die Wahrheit kund, daß es keine wahre Politik, kein

wahres Staatsregiment gibt ohne den Grund der christlichen Moral. Wo man in der christlichen Welt je anders lehrte, war dies eben ein Abfall vom Christenthume, ein Abfall, der in der neueren Zeit mehr vorkommt, oder wenigstens bewußter und darum strafbarer als in der älteren. So verschwindet das Characteristische der neueren Geschichte, wie es der Verf. bestimmt, gänzlich. Meinte aber der Verf., jener Satz werde in der neueren Periode allgemeiner anerkannt, völliger begriffen, lebendiger in das Bewußtseyn der Völker aufgenommen werden, so hat er Recht, aber er hätte dann diesen gradweisen Unterschied genauer bestimmen, und durch vergleichende Geschichtsbetrachtung beweisen und erklären sollen. Politik und Moral werden als Theorien in der Schule, d. h. auf dem Gebiete der Wissenschaft, nothwendig getrennt, so wie man Aesthetik und Moral, Dogmatik und Moral in der Betrachtung trennt, um jede in ihrer Eigenthümlichkeit desto besser zu begreifen. Aber eben, weil sie im Leben in beständiger Beziehung zu einander stehen, muß die wahre Wissenschaft der Schule überall wieder die Berührungspunkte und Vereinigungspunkte nachweisen, und so die höhere Einheit des Verschiedenen zu gewinnen suchen. So erst entspricht sie dem Leben, worin jedes seinen Kreis, alle Kreise aber wieder in einander gehend einen gemeinsamen Mittelpunkt haben. Dies führt auf einen anderen Punkt, worin wir dem Verf. unbedingt widersprechen müssen. Wenn der wahre Fortschritt des menschlichen Geschlechts, so im Leben wie im Denken, nicht bloß in der Sonderung, sondern auch in der Vereinigung, Zusammenhaltung liegt, weil jene ohne diese Zerreißung des Lebendigen, d. h. Tödtung ist,

und, das Christenthum und in der Geschichte desselben die Reformation ein wahrer Fortschritt des Lebens ist, so kann die axiomatische Wahrheit der Reformationsperiode nicht bloß in der Trennung der Moral von der Religion und Philosophie liegen, sondern muß gefunden werden in der gehörigen organischen Verknüpfung derselben ohne alle Vermischung und Verwirrung. Gehört die Religion so gut dem Leben an, wie die Moral, die Philosophie ebenfalls, und muß die Wissenschaft der Schule, wenn sie die Wahrheit will, mit dem Leben der Welt congruent seyn, so wäre es ein Rückschritt, wenn die neuere Zeit die Moral des öffentlichen Lebens von der Religion trennen und diese, sammt der Philosophie, ich weiß nicht in welchen Winkel des individuellen Herzens und Kopfes verweisen und ihr jeden Einfluß auf das moralische Gewissen verbieten wollte. Rechnet der Verf. zur moralischen Tüchtigkeit nicht die Weisheit? Gewiß thut er dies. Hängt aber diese nicht wesentlich zusammen mit der Erkenntniß vom Wesen der Dinge, und mit der richtigen Methode des Denkens? Da tritt aber die Philosophie ein, freylich immer nur von Wenigen gepflegt, aber als Gemeingut der menschlichen Gesellschaft, und als solche läßt sie sich ihren Einfluß auf die Moral nicht nehmen. Frankreich selbst hat es gelehrt und gelernt, was es damit auf sich hat. Schlechte Philosophie, — schlechte Moral. Man weiß kaum, was zuerst schlecht wird und was nachher. Und eben so, hat der Verf. aus der Moral noch nicht die Pflichten gegen Gott gestrichen, oder erkennt er an, daß in der Einrichtung und Einnahme des Kultus ein moralisches Moment liegt, nicht bloß als Grund, sondern auch als Wirkung,

wie kann er die Souveränität der Moral in dem
 Sinne behaupten, daß es fast scheint, als sey
 sie nur dann recht rein, wenn sie von Gott
 und göttlichen Dingen nichts weiß, ja nichts
 wissen will? Gott behüte uns vor solch einem mo-
 ralisch-politischen Fortschritte! Er ist eben so
 entseßlich, als der zu einer Religion ohne und
 wider die Moral. Der Verf. behauptet, die
 Moral sey eben so primitiv, als die Religion.
 Aber ist der menschliche Geist ein in sich einiger,
 so muß das eine vom andern in ihm wirken
 von Anfang an; geschl
 mern sind nicht in uns
 Ende möchte eine tiefer
 zeigen, daß wiewohl das
 Bewußtseyn zugleich wie
 vor treten, doch dieses
 setzwirkung, worin sie
 Uebergewicht ausübt, we
 ner Natur nach beherrsch
 schlimm, eine unmoralis
 nennt man den Ton,
 ohne Religion, d. h. am
 irreligiösen Moral gespro
 ganzen Einleitung des 2
 dürfnis, den Begriff, besonders der Moral, nä-
 her bestimmt zu sehen. Unstreitig meint er die
 öffentliche. An zwey Stellen nennt er sie les
 battemens de la conscience populaire oder
 nationale und stellt sie zusammen mit den lu-
 mières oder pensées de la raison publique.
 Ich weiß nicht, ob diese Gedanken der öffentli-
 chen Vernunft auch zur Moral gehören, oder die
 Philosophie bilden. Nach dem Zusammenhange
 ist das erstere wahrscheinlich. Aber was ist das
 für eine Moral? Ist das die, welche wesentlich

immer dieselbe bleibt, während Religion und Philosophie wechseln? Sehe ich recht, so meint der Verf. die Moral des allgemeinen, gesunden Menschenverstandes und der öffentlichen Meinung. Wenn aber diese beiden nicht wandeln und wechseln, so wandelt und wechselt nichts in der Welt. Was hat in Frankreich nicht schon alles als gesunder Menschenverstand gegolten, und was das Volksgewissen dort und überall schon zu verantworten gewußt? Oft gerade das, was bald darauf als Unsinn und unsittlich verworfen wurde. Auf diesem schwankenden Brete oder vielmehr diesen Zeitungsbögen, — denn diese sind am Ende die Urkunde dieser Moral, — soll sich die wahre Politik erbauen, nach diesem unwandelbaren Kanon von heute, kaum von gestern, sich richten? Nimmermehr! Diese Moral ist wie Wind und Wetter, — in einem und demselben Jahrzehnd frommelnd und gottlos, gerecht und ungerecht zugleich. Rec. legt großes Gewicht auf das ursprüngliche und allgemeine Bewußtseyn der Menschen, auf die Wahrheit und Kraft des Denkens und Gewissens, aber es muß seinen Regulator haben. Die Macht der öffentlichen Meinung ist ein schätzbares Gut, aber sie ist eben so wenig unfehlbar als der Papst in Rom. Wer darf leugnen, daß in der Masse des Volks eben so gut Irrthum und Sünde ist, als in dem Einzelnen, in den Zeitungen und Ständeversammlungen so gut Wahn und Verleumdung, wie in den Büchern der Schule und in dem Rathe der Fürsten. Ganze Geschlechter und Völker sieht die Geschichte ihrem verkehrten Sinne dahin gegeben, und man hat eben so oft gesehen, daß ein verdorbenes Volk die Regierung verderbt hat, als umgekehrt. — Um es kurz zu sagen,

wir wissen in der jetzigen Zeit von keiner ande-
 ren: festen und unwandelbaren Moral, als siche-
 rem Grunde der Politik, als der christlichen, wie
 sie in der heil. Schrift vorliegt, und von jedem
 gesunden, nachdenkenden Geiste in allem Wesent-
 lichen auf gleiche Weise verstan-
 det werden kann. Nur nach
 beurtheilen, ob die Schläge d
 and die Gedanken der Volksver
 oder nicht, die öffentliche Mein
 des Wahns oder der Wahrheit
 reichlich das volle Verständniß d
 richtige Anwendung auf der I
 diese hat immer und überall d
 sich als ihren wissenschaftlichen
 Aber man sieht auch nicht ein,
 gesund seyn und im Staate bei
 den natürlichen Zusammenhang.
 Kreis des menschlichen Wissen
 anzuerkennen und zu erhalten.
 von jener falschen Abhängigkeit des Staates von
 der äußeren Kirche, dem Priesterthume, der Pe-
 danterey und den Utopien der Schule, — ein
 Lieblingsausdruck des Verfs, — sondern nur
 dies, daß keine Regierung und kein Volk unge-
 kräft die Bande zerreißen darf, welche das Evan-
 gelium zwischen Moral und Religion, wie zwis-
 schen Politik und Moral geknüpft hat. Bey dem
 allen liegt der Meinung des Verfs etwas Wah-
 res zum Grunde. Es ist aber dies. Der Haupt-
 character der neueren Periode seit der Reforma-
 tion ist die Critik im weitesten Sinne des Wor-
 tes, die scharfe Sonderung und deutliche Unter-
 scheidung des Verschiedenen. Das ist formell
 der protestantische Character überall, wo er er-
 scheint, im Staate wie in der Kirche, in der

Kirche wie in der Schule. Er scheidet, was die frühere Zeit im unmittelbaren Gefühle noch ungetrennt hatte; anfangs in rechter Art, je mehr aber das Gefühl für sich seine Kraft verlor, immer gedankenlos vermischend und verwirrend, und so eins durch das andere verderbend. Allein die Reformation hat den Geist der Critik nicht geweckt und erzogen, um den inneren Zusammenhang, die höhere Einheit der Dinge zu leugnen oder zu zerreißen, sondern damit eine tiefere richtigere Einsicht in das Wesen der Dinge und das durch eine wahre bleibende Vereinigung aus den tiefsten Wurzeln des Lebens gewonnen würde. So in der Theologie, so im Staate und der Politik! Die freye, natürlich verschiedene und somit eigenthümliche Entfaltung aller Kräfte und Elemente des Lebens; — und in Folge davon die wahre harmonische Zusammenstellung und Wechselwirkung der gehörig aus einander gehaltenen Kreise der Kirche, des Staats, der Schule und der Welt, der Politik und Moral, der Philosophie und Religion, — das ist die Idee und der Wille der neueren Zeit seit der Reformation. So soll im Staate, in der Politik kein Fortschritt ohne die Moral seyn, d. h. ohne die Moral des Evangeliums in ihrem gehörigen Verständniß und ihrer verständigen Anwendung auf die verschiedenen Kreise des Lebens. Weil dieser wahrhaft critische aber immer wieder auch unierende Geist immer noch Widerstand in der menschlichen Trägheit und Selbstsucht findet, und nicht allgemein ist, darum sind auf die wahre Reformation da, wo der Widerstand seine Spitze erreicht hat, Revolutionen auf Revolutionen erfolgt und werden nicht aufhören, so lange jener noch nicht völlig überwunden ist.

Leichtet H. von Verf. in der historischen Darstellung zu verstehen und zu loben. Wir können aber nur kurz darüber seyn.

Der vorliegende erste Theil enthält nur die Geschichte der drey ersten Perioden; der ersten von 1453, der wissenschaftlichen Wiebergeburt bis zur Reformation 1517; der zweyten, bis zum Abfalle der Niederlande 1565, der dritten, bis zur ersten Englischen Revolution 1641.

In der ersten Periode werden als Begründer neuer Doctrinen besonders zwey Männer an die Spitze gestellt, Pomponatius, 'der größte Philosoph der Zeit', der die moralischen Doctrinen (sollte wohl heißen die Philosophie überhaupt, denn auch die Naturbetrachtung suchte er zu befreien) von der Religion, und Machiavell, der die Politik sowohl von der Religion als der Moral losriß. — Was den Einfluß des letzteren betrifft, so ist er eben so unteugbar, als die Originalität seines Werkes vom Fürsten, worauf es hier besonders ankommt. Den ersteren aber thangen wir bey aller Außerordentlichkeit seines Geistes weder für so originell, noch für so einflußreich halten. Das Mittelalter hatte schon mehrere gesehen, die, wie Pomponatius, zwischen philosophischer Wahrheit und theologischer unterschieden und auf die Weise die Freyheit der Philosophie zu behaupten suchten. Viel charakteristischer ist in Pomponatius die antischolastische und skeptische Richtung, und diese der eigentliche Schlüssel seiner Schriften. Alle Skepsis aber macht die Philosophie frey und unabhängig, sie bricht den Acker nach Neuem auf. Allerdings vertheidigte er sein Werk *de animarum immortalitate* gegen den Vorwurf der Sittenverderblichkeit damit, daß er sagte, der Glaube an Un-

Sittlichkeit hänge mit der Eitelkeit nicht wesentlich zusammen. Aber weil er sich damit nur vertheidigen will, liegt darin noch keine Theorie der absoluten Trennung der sittlichen Idee von der religiösen. Im Uebrigen ist die Charakteristik des Pomponatius treffend, aber die Richtung, die er bezeichnet, nicht pragmatisch genug ausgeführt, so daß man auch nicht deutlich erkennt, wie sich diese auf jeden Fall falsche Trennung der Moral und Religion unterscheidet von der wahren Bestimmung des Verhältnisses beider zu einander, so in ihrem Unterschiede, wie in ihrer Einheit, die in der eigentlichen Reformation liegt.

Der Verf. läßt auch diese Reihe der Entwicklung, die in die ganze neuere Geschichte der Wissenschaften überhaupt einführen mußte, liegen, und beschäftigt sich vorzugsweise mit der Geschichte der Losreißung der Politik von der Moral und Religion, welche Machiavell durch sein berühmtes Werk begründete. Diese Losreißung ist bey Machiavell eben so unleugbar, als der absolutistische Character seiner Politik. Aber der oft sehr starke Schein des Gegentheils in den Werken des großen Florentiners ist von dem Vf. mehr nur kurz berührt, als erörtert und erklärt. Der Widerspruch mußte aufgelöst werden, um den Mann ganz zu begreifen. Er ist aber nur zu lösen unter der Voraussetzung der speciellen practischen Beziehungen seiner Doctrin auf den damaligen Zustand von Italien, des Mangels an Einsicht und Erfahrung von dem wahren Wesen des Christenthums, und des in jener Zeit auf allen Gebieten anfangenden Kampfes zwischen der antiken, classischen Welt und der neuen christlichen. Wird nun jene Einsicht und Erfahrung wahrhaft erst wieder gewonnen durch die

Reformation, auch dieser Kampf erst durch dieselbe auf seine wahren Entscheidungs- und Vermittlungspunkte geführt, so folgt von selbst, daß von der Reformation eine andere Richtung der Politik ausgehen mußte, als die des Machiavelli. Der Verf. bemüht sich, das Princip der Reformation in der Politik näher zu bestimmen. Allein er bleibt mehr bey den äußeren Erscheinungen und einigen formellen, abstracten Sätzen, die sich ihm daraus ergeben, stehen. Die Reformation, sagt er, habe nicht nur die äußere Macht der Kirche aufgehoben, sondern selbst das *gouvernement spirituel* pour habe freylich andererseits Für unter den Schuß der göttlichen (Gottes Gnaden) gestellt, aber individuellen Vernunft, dem indirecten Freyheit gegeben, habe haltende Macht der Auctorität die Politik, wie die Moral der *mélange d'avantages et d'inconvénients* propre à suspendre et à diriger. Die äußere Erscheinung spricht für sich. Allein sobald man tiefer in die Reformation und in den Gang der Bewegung mit ihr anfängt, eingeht, ist kennbar, daß in ihrer Idee lag, die in das richtige Verhältniß zu bringen, und nicht einander zu verfeindeten, so die individuelle Freyheit mit dem Gemeinsamen zu verknüpfen, daß eins das andere vollendet. Die Reformation will den Staat, aber einen christlichen, die christliche Kirche, aber voll leben im Staate, in der Familie, in

und Kunst. — Dies ist freylich eine ideale Aufgabe, aber die Reformatoren haben sie gefaßt, nur nicht immer klar und bestimmt genug ausgedrückt. Ihre unmittelbare völlige Ebsung in der Praxis war freylich eben so wenig in jener Zeit möglich, als die Vermeidung der unglücklichen Mißverständnisse und Mißbräuche in den Bauernkriegen und den Anabaptistischen Unruhen. Der Verf. kommt auf das Werk des Erasmus,

das Gegenstück gegen
 II, er lobt es im All-
 es für die Zeit trop
 es habe zu sehr nach
 schmeckt, sey zu allge-
 erweisen, so daß sich er-
 V., für den es ge-
 ber an seinen Machias-
 der Verf. unterscheidet
 Darstellung der Politik
 allgemeine Grundsätze

gewonnen und festgestellt werden. Es ergibt sich, daß beide in der Zeit noch zu sehr aus einander lagen, und erst allmählich zusammen kommen konnten. Die Reformation von Grund aus kann aber immer nur vom Idealen ausgehen, und da liegen Religion und Moral, Moral und Politik in einander. Das aber hat er sehr lebendig und klar dargestellt, wie eben von Karl V. an sich ein beständiger Kampf entwickelt zwischen den machiavellistischen Maximen des Fürstenthums, und den reformatorischen Ideen und Idealen der Zeit. Dieser Kampf wird in seinen Hauptmomenten recht anschaulich geschildert, und man folgt dem Verf., — wenn man auch im Einzelnen widersprechen muß —, im Ganzen gern, wie er bald in den Sturm der Begebenheiten

eingeht, und die Reime und Anfänge, den Verlauf und die Folgen der Revolutionen der Zeit schildert, bald zurückgeht auf die Maximen der Fürsten und
 lich die po
 seinen Sob
 Sohn Phil
 der idealen
 ten und S
 strast. In
 Meisterhafte
 thmen müß
 bezeichnend
 derstellt und
 gemeine Re
 dender n
 Rec. glaubt
 theiten wert
 ter und De
 es unmögli
 anzuerkenn

K ö n i g s b e r g.

Wey Bornträger, 1835: Die Genesis historisch - kritisch erläutert von P. v. Bohlen, o. Professor zu Königsberg. — CXCIX u. 506 S. in 8.

Dieses Buch ist aus einer Richtung der Erklärung der Bibel geflossen, deren Unzulänglichkeit doch endlich ihren Liebhabern deutlich werden sollte, wäre es auch nur aus der Unfruchtbarkeit ihrer Bestrebungen. In den inneren, nothwendigen Sinn der Gedanken der Bibel scheut man sich einzubringen, aus welcher Ursache diese Scheu

auch entspringen mag: bey dem Alten L. zumahl glaubt man um so leichter der Mühe des ernstlichen Durchdenkens des Inhalts enthoben zu seyn, da ja doch diese 'Literaturüberreste der Hebräer' ihren 'Heiligenschein' nicht verdienen, und wenn irgend ein Verdienst an ihnen hänge, dies etwa nur ein poetisches sey, womit man leicht fertig werde. Verdienstlich, rühmlich sey es, solche Bücher ihres Heiligenschimmers zu entkleiden, ihre Wahrheiten aus Indien oder Persien abzuleiten, ihr Alter und ihre Urkraft so viel als möglich zu läugnen oder doch ungewiß zu lassen. So stellt man sich ganz außerhalb des Heiligthums, ohne auch nur anfernt die heiligen Sachen genau zu kennen die man doch zeigen und erklären will; man mag das Licht nicht sehen und klagt doch über seinen Mangel. So trägt man aus allerley Quellen, trüben und reinen, eine Menge von Stoff zur Erklärung von Parallestellen und ähnlichen Nebendingen herbey, und kommt doch nicht weit im Erklären, gelangt doch nicht zu einer erschöpfenden, allseitig befriedigenden, frohen Exegese; man schleppt das Alterthum aller Völker sammt den Dingen der Neuzeit heran und verliert das nächste; man bemüht sich, das Biblische aus dem Fremden zu erklären und weiß doch nie das Eigenthümliche, das Einzige im Inhalte der Bibel zu erreichen. Wie unglücklich und ungenügend das eigene Bemühen sey, fühlt man auch dunkel selbst, indem man sich, wie das auch in diesem Buche geschieht, von Seiten erbitterter Segner nichts Gutes versieht, seine eigene Unschädlichkeit und Vortrefflichkeit zu preisen für nöthig findet, und vor nichts mehr erschrickt, als vor dem, was man in neuerer Redeweise 'die tödtliche Zugluft heimlich-

cher Verläumdung nennt. Als ob der redliche, treue Forscher irgend etwas von Menschen zu fürchten habe, und war es auch die heimlichste Verläumdung! Aber allerdings begreift sich, wie die Buchstaber und andere Verwirrte, deren Arm wenigstens in Norddeutschland eben nicht all zu ängstlich zu fürchten ist, das empört von sich weisen müssen, was ihnen von solchen Selsten her geboten wird: können doch auch die nicht befriedigt werden, welche nichts suchen und wollen als Wahrheit, diese aber ungeschmälert und
 war niemals die minde-
 ich irgend einer beschränk-
 n Ansicht anzuschließen,
 alle, aber die freylich noch
 nen, Oberflächlichkeit und
 befördern oder gut zu
 früher, oder wird sie zer-

streut noch jetzt überschätzt, so wird der Fehler dadurch nicht gut gemacht, daß man ihre Würde desto mehr verkennet. Wenn aber einer, der über die Bi-

heben
 theilwe
 so ist l
 scharf
 Schatt
 altes &
 weiser
 in ihre
 sollte t
 so gän
 der Be
 biblisch
 innerlich
 lich wi

berlegende geschichtliche Ansichten vermeide, wovon besonders die lange Einleitung sticht. Dann wird auch die Vergleichung des Heidenischen und anderer fremden Dinge vielleicht etwas fruchten. Auf die Bestätigung dieses Urtheils im Einzelnen geht Ref. absichtlich nicht ein, unendlich würde sonst die Erläuterung und Widerlegung werden: wo über die ganze Richtung Streit ist, reicht es hin, diese zu bezeichnen und zur Rechtfertigung aufzufordern.

N. S. Nachdem Obiges geschrieben war, ist aus Bonn ein hierher gehöriges, wichtiges Programm des Hn. Dr. Bleef zu uns gekommen, worauf wir mit Vergnügen aufmerksam machen: *de libri Geneseos origine atque Indole historica observationes quaedam contra Behlenium.* 1836.

Der

Be-
re-
er,

ige
zu
m-
nit
ist

Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 6. März 1837.

Leipzig

Von Chr. Ernst Kollmann
gerungen der Harnröhre
nebst einer Beurtheilung d
diese Krankheiten angewen
ten von S. Sanchon, Di
cultät zu Paris, Mitgliede
medizinischen Gesellschaft zu
Französischen überseht von
Brachmann, Dr der M
ausübendem Arzte u. Mitg
fellschaft zu Leipzig. Nebst
Karl August Kuhl, Ch
rurgie 10. ebendasselbst. 18
in 8. und 3 Tafeln. Abh
Der in der vorliegenden
Gegenstand bietet den Herz
Seiten, die theils in der
Behandlung der Harnröh
Verengerungen begründet si

mit innigem Danke gegen den Verf. uns der Anzeige der Schrift unterzogen, die, in Folge seiner praktischen Erfahrungen, diejenigen Lehren bietet, die geeignet sind, manches Irrige zu berichtigen, manchem Zweifelhaften Gewißheit zu schaffen und dem Erkännten noch festeren Boden zu geben. Eben so lehrreich und interessant ist die Vorrede, die es hinreichend beweist, daß dem bekannten Verf. dabey eine hinlängliche Zahl von Krankheitsfällen zur Leitung diene. Mit dieser Einführung des Werkes glauben wir daher auch der Entschuldigung nicht zu bedürfen, wenn wir die gewöhnliche uns zugemessene Gränze einer Anzeige in diesem Falle zu überschreiten nicht Anstand nehmen. Daß einige Einwendungen selbst der besten Schrift gemacht werden können, wird Niemand, der das Gelesene auch critisch beleuchtet, in Abrede stellen, und ist daher der hin und wieder geführte Tadel in unserer Anzeige, nichts dem oben ausgesprochenen Lobe Widersprechendes.

... Zuerst gibt der Verf. eine gebrängte Uebersicht des Baues der Harnröhre bey beiden Geschlechtern, die aber ohne schon eine genaue anatomische Kenntniß zu besitzen, undeutlich und ungenügend ist. Unter der Ueberschrift: 'Beurtheilung der verschiedenen bey Behandlung der Verengerungen der Harnröhre angewendeten Mittel' erhalten wir nicht das was sie (die Ueberschrift) besagt, sondern eine Angabe von Gründen, warum die Geschlechtswerkzeuge, der Sitz einer so großen Anzahl von Krankheiten und so schweren Krankheiten seyen. Der Verf. sucht sie in den doppelten Zwecken dieser Organe: Zeugung und Fortschaffung unbrauchbarer Stoffe. Die Zeugung wird aber eben so wenig wie die Urinausscheidung, wenn nicht Uebermaß oder andere Krankheitsmomente hinzu treten, je diejenigen Krank-

heiten veranlassen, die das ganze Geschlechtssystem in Aufrühr versetzen; aber der zusammen gesetzte Bau dieser Theile, und der bedeutende Nervencomplex stempeln dieses System vorzugsweise vor allen anderen zu einem eigenen, fast selbstständigen Organismus, dem selbst der Mensch als höheres Wesen untergeordnet ist, und machen ihn häufiger und tiefer erkrankend als es bey einem einfacheren Organensysteme der Fall seyn kann. Was der Verf. mit dem bewundernswerthen Principe meint, welches, wenn der Mensch geboren ist, ihn belebt, und um das neue Wesen zu vollenden, sich von dem Centrum nach der Peripherie ausbreitet, auch mit dem Eintritte der Pubertät langsamer wird, indem sich dessen Kräfte von nun an mehr auf die wichtigsten Eingeweide fixieren wissen wir nicht, wenn wir unserer Vermuthung nicht Raum geben dürfen, daß der Verf. die eigentliche Lebenskraft darunter verstanden habe. Aber wozu diese umwölften Redensarten, wo die neueren physiologischen Grundsätze so deutlich und klar sich daraus aussprechen? Und ist denn dieses 'vernunftwerthe Princip' nur von der Geburt an da, oder ist es nicht schon mit der ersten Bildung gleichzeitig vorhanden, oder geht dieser gar voran, gleich einem Impulse zu dem Werden und entfaltet sich späterhin mit dem äußeren Leben nur mannigfaltiger? Ferner bemerkt der Vf., daß mit dem 40sten Jahre die Geschlechtsfunction abnehme, im 50sten beynabe aufhöre (!) bey alten Leuten die Krankheiten der Harnwege häufiger vorkommen, seltener bey Frauen, weil diese weniger Antheil am Zeugungsgeschäfte haben, und selbst im höheren Alter der Uterus der Sitz von Blutcongestionem sey, der die Erkrankung anderer Organe verhindere. Wenn wir auch, ohne

den Uterus als abweisendes Princip zu betrachten, zugeben wollen, daß das weibliche Geschlecht mehr der den Krankheiten der Harnröhre ausgesetzt sey, so liegt die Ursache davon in dem von der männlichen Harnröhre so verschiedenen und gegen viele Krankheiten schützenden Bau (daher so selten Verengerung wegen Kürze des Kanals), der aber doch der syphilitischen Ansteckung keinen Damm setzt, und die Fortpflanzung von schmerzhaften Zuständen der Gebärmutter und deren Theile nicht zu hindern vermag.

Erste Abtheilung: Uebersicht der Ursachen, Kennzeichen, der Dauer und Ausgänge der Verengerungen.

Unter den Ursachen der Verengerungen, zu denen der Verf. nur einfache Entzündungen oder Gonorrhöen zählt, vermissen wir den Einfluß lange fortgesetzter Diätie; bey älteren Personen kann auch ein langes Blasensteingleiden Verengerung der Harnröhre bewirken; ebenfalls können varicöse Anschwellungen in der Harnröhre und Geschwülste in der Nähe derselben diese Folgen haben. In der Befreiung einer rein spasmodischen Verengerung, die für sich besteht, d. h. ohne durch allgemeine Krankheit oder Krankheit benachbarter Theile dazu veranlaßt zu seyn, müssen wir dem Vf. beypflichten, denn hat der krampfhafte Zustand eine Zeit gedauert, so läßt er nach, oder geht in Entzündung über, die dann als solche die Verengerung herbey führt.

Zeichen der Verengerungen nach allen ihren Graden und Formen. Verlauf der Verengerungen. Hier wird vom Verf. weiter nichts gesagt, als wenn die Verengerung sich einmal zu bilden begonnen habe, die Entwicklung fortfahre, bis entweder geeignete Mittel sie hindern, oder Urinverhaltung eintrete.

Gewöhnlich treten diese letztere nach Allem was den Kreislauf beschleunige oder die Nervenkraft erschöpfe ein. Nach diesem letzteren Eige ist also eine vollkommene Verengerung nicht nothwendig um Urinverhaltung herbeizuführen; und doch wird es im Vordersage als Ultimatum gestellt. Wenn nun endlich nach den hier gelegentlich vom Verf. erzählten Fällen verschiedene mit Verengerungen der Harnröhre behaftete Personen, theils durch Caffee, theils durch Branntwein oder guten Wein, ihre Urinverhaltung zu beseitigen wußten, so sind doch dies taufes Mittel, die den Blutumlauf beschleunigten; und demnach die Harnverhaltung hoben. Jedemfalls hatte, bei diesen Leidenden die Verengerung keinen sehr hohen Grad erreicht; und der kräftigere Andrang der Flüssigkeit dieselbe noch zu überwältigen vermocht.

Dauer der Verengerungen. Sie ist unbestimmt und davon abhængend, ob der Krankheits früh oder spät der Behandlung übergeben.

Folgen und Ausgang der Verengerungen. Von den einfachsten Beschwerden beginnt Harnlassen bis zu der Zerreißung der Blase, die den Tod zur Folge hat, gibt es nur Abstufungen. Nach dem Eige der Verengerungen sind die Wirkungen der Harnverhaltung verschieden; ist sie am Eingange der Harnröhre, in der fossa navicularis (ein seltener Fall; Ducamp beobachtete unter 6 Mahlen nur 1 Mal dieselbe in der fossa navicularis), so bleibt die Blase lange Zeit hindurch gesund; in den geraden Theilen der Harnröhre; dann ist gewöhnlich die Stelle unmittelbar hinter dem Hindernisse am meisten leidend und der Erweiterung und Zerreißung ausgesetzt, am häufigsten zerreißt aber dabei der membranöse Theil der Harnröhre, als der schwächste; und der am wenigsten Widerstand zu leisten

vermag. Haben die Verengerungen ihren Sitz in der Portio membranacea urethrae, so ist es nicht selten, daß außer der Bildung von Harnsteinen und Harndepots, die Entzündung sich bis in die Ausführungsgänge der Prostata und die Ductus ejaculatorii erstreckt, und eine Anschwellung der Prostata und Orchitis veranlaßt. Auch kann; die durch Verengerungen bedingte Entzündung durch die Blase bis zu den Nieren hinauf steigen, und die Ursache zur Entstehung von Harnsteinen und Gries werden. Die Verengerungen der Portio prostatica urethrae sind sehr selten, Sommering hält sie sogar für unmöglich, wahrscheinlich wegen der innigen Verbindung, welche zwischen den Wandungen dieses Kanals und der Vorsteherdrüse statt hat; doch verimuthet der Vf. zwey Fälle der Art, ohne gerade es mit Bestimmtheit behaupten zu wollen, erlaubt zu haben. Die Verengerungen an dem Halse der Harnblase sind schwer zu erkennen, weil es schwierig ist, so weit nach hinten im Kanale der Harnröhre den Abdruck der Verengerungen mit der Sonde aufzunehmen, und weil sich besonders bey manchen Individuen an der genannten Stelle eine Klappe oder Falte der Schloimhaut vorfindet, die, wenn sie anschwillt, auch vollständige Harnverhaltungen zu verursachen vermag. Von einigen Autoren ist diese Art von Harnverhaltung geleugnet; von Callemand hingegen ihr Vorkommen nachgewiesen worden. Bey dieser Gelegenheit, wo der Vf. von den Folgen und Nachkrankheiten der Verengerungen spricht, betrachtet er auch die Harnfisteln und deren Behandlung. In Betreff letzterer hat ihn ein Fall, den er auch in der Kürze mittheilt, gelehrt, daß sie fast immer heilen, welches auch ihre Ursache, der Ort, an dem sie sich bilden und die Art und

Weise seyn möge, auf welche sie entstehen, ohne daß die Anwendung des Katheters nöthig wird. Der vom Vf. behandelte Kranke hatte zwei Monate an einer Blasen-Masldarmfistel im Hôtel-Dieu zugebracht, wo ihm Katheter appliciert worden waren; der Vf. ließ den Katheter wegwerfen und den Kranken oft urinieren, selbst ohne darauf zu warten bis sich das Bedürfniß kund geben würde, indem er hoffte, daß die wohnatürliche Oeffnung der Blase und des Mastdarms, da sie in feine nachbarten Theilen statt Heilung zu Stande kam, erwies es auch, daß die Katheter bmindestens nutzlos sind. von Ducamp bewies der Vf. die Bemerkung diejenigen Fisteln, die Verengerung abhängen, Durchgänge dienen, bald die Verengerung fast nichts mehr zu tun, das Bestreben der Natur, den Zustand wieder herzu-

Behandlung der Verengerungen. Ehe der Verf. zur analytischen Heilung der Verengerungen schreitet, macht er auf einige aufmerktsam und allgemeine Regeln, deren Urfache gewesen ist, der Geschlechts- und Urin-Erfolg behandelt worden sind, daß dies weniger als die Diagnose an den Misgriffen heutiges Tages die schon Unglücklichen auf das

Grausamste markiren und nicht selten verstimmen. Denn jene allgemeinen Regeln sind wahrlich zu trivial, als daß sie nicht von jedem chirurgischen Handwerker berücksichtigt werden sollten, da sie sich hauptsächlich nur auf die Verminderung von Diätfehlern beziehen und die vorherige Beseitigung gleichzeitiger Nebenleiden, ehe das wirklich locale zur Behandlung kommt, zur Pflicht machen. Was übrigens der Vf. damit sagen will, daß man bey der Behandlung unaussprechlich daran denken solle: „daß die Geschlechts- und Urinwerkzeuge, vorzüglich wenn sie krank sind, in jedem Alter der Zielpunct der thierischen Oeconomie und die Gränze aller Empfindungen sind,“ wissen wir eben so wenig als der Uebersetzer gewußt, der, um sich wenigstens zu schützen, die Originalworte: *le point de mire de l'économie et l'aboutissant de toutes les Sensations*, mit abdrucken ließ. Daß man einen Kranken nicht schon für geheilt halten dürfe, so bald er wieder leidlich gut und mit einem ununterbrochenen Strahle Urin läßt, sondern daß man, um seine Heilung für vollständig zu erklären, damit so lange anstehen müsse, bis der Kanal der Harnröhre seinen früheren Durchmesser wieder erhalten hat, ferner von jeder Hervorragung die er bisher darbot, befreyt worden und in seiner ganzen Ausdehnung weder eine Härte, noch selbst irgend eine Reizung zurück geblieben ist, halten wir für eine Lehre, die praktische Grundlage hat und innig berücksichtigt werden muß, wenn nicht die späteren Lebensjahre des vermeintlich Geheilten, peinliche Erinnerungen hervor rufen sollen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

Der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. 39. Stück.

Den 9. März 1837.

Leipzig.

Beschluß der Anzeige: Ueber die Verengerungen der Harnröhre und des Mastdarmes.

Die chronische, an mehreren vereinzeltten Stellen, bemerkbare Entzündung der Harnröhre, die nur durch einen hartnäckigen Ausfluß die Aufmerksamkeit des Kranken erregt, von Ärzten sehr oft verkannt wird, und nur mit der Untersuchungs-sonde zu erkennen ist, wird durch den Gebrauch erweichender Einspritzungen und Sitzbäder, hauptsächlich aber durch Schonung der Drüsen gehoben. Der Verf. bedient sich in solchen Fällen gewöhnlich folgenden Verfahrens, dessen Richtigkeit er durch mehrere Krankheitsgeschichten außer Zweifel setzt.

Indem sich der Verf. die Entzündungen oder Verschwärungen des Innern der Harnröhre gegenwärtigt, als ob sie auf der äußeren Haut ihren Sitz hätten, verbindet er sie mit Charpie, d. h. mit Wicken, die er mit Cerat, mit Mer-

[29]

curial, oder Pappelsalbe, mit Bleypräparaten oder Argent. nitr., je nach der jedesmaligen Indication bestreicht. Er bedient sich zu diesem Behufe eines sehr feinen und hinlänglich biegsamen Wiekenträgers, damit er im Durchführen die Wandungen der Harnröhre nicht quetscht; dieser Wiekenträger muß gekrümmt seyn, wenn man die Wicken in die Krümmung des Kanals bringen will; in allen Fällen aber müssen dieselben über die leidende Stelle hinaus geführt werden. Wenn die Wicke nicht heilkräftig ist, bleibt sie bis zum Bedürfnisse des Urinierens an Ort und Stelle liegen, nur ist sie mit Sorgfalt an den Penis zu befestigen, oder durch einen Knoten dagegen zu schützen, daß sie in der Harnröhre in die Höhe steige und gar in die Blase bringe.

Von der eigentlich so genannten Urinverhaltung. Der Verf. versteht darunter natürlich nur die, welche in Folge der Harnröhrenverengung oft einzutreten pflegt, und nicht diejenige, deren Ursache in einer Lähmung der Blase oder einem fremden Körper in der Harnröhre, zu suchen ist. Die Unterscheidungszeichen dieser verschiedenen Harnretentionen nach ihren Ursachen, werden mit großer Genauigkeit angegeben. Ist die Harnverhaltung zum ersten Male eingetreten (wie etwa nach einer eben gehobenen Gonorrhoe), die Harnröhre bis dahin vollkommen frey gewesen, dann reicht, besonders wenn die Verhaltung in Folge eines Excesses eingetreten ist, gewöhnlich das Katheterisiren zur Beseitigung derselben hin. Oft ist das Katheterisiren mittelst eines metallenen Katheters unausführbar, dann muß man einen mit einem Mandrin versehenen, von Gummi elasticum

nehmen, welcher wegen seiner Biegsamkeit, sich in den Krümmungen der Harnröhre besser anschmiegt und leichter eindringt, besonders wenn man nach dem Rathe von E. Home, Sorge trägt, den Katheter auf dem Mandrin vordringen zu lassen, sobald er am Blasenhalse auf Hindernisse stößt. Ist das Katheterisiren mit Kathetern unmöglich, dann nimmt man ein feines oder kugelförmig zugespitztes Bougie, welches, wenn auch diesem Hindernisse begegnen, nach und nach vorgeschoben werden muß, bis das Hinderniß überwältigt worden ist. Das Bougie nur bis gegen das Hinderniß einzuführen, ohne mit der Spitze selbst einzudringen, widerräth der Verf., weil auf diese Weise sehr oft falsche Wege gebildet werden, oder auch der Durchfluß der Urin abfließt, eine so große Schwierigkeit, daß es unmöglich wird, sie zu überwinden (Guthrie, in seinen Vorlesungen über die Anatomie und die Krankheiten der Harnröhre). Ich habe jedoch, dieses Verfahren mit dem besten Erfolge auch bei Dupuytren würde die Folgen folgen seyn, wenn er bey Nachtheile beobachtet haben die Versuche mit Katheter in kurzer Zeit ohne Erfolg gemacht worden. Der Verf., um die herben Gefühle zu entfernen, Blutegel, auf das Mittelfleisch, auch zu andern widrigen Mitteln, und von andern Mitteln zu versuchen, die man noch zuvor Del = Cataplasma auf die Harnröhre mache, leicht eindringen. Findet man zwey Verengerungen, deren Oeffnung sich so weit abseits von der gewöhnlichen Richtung befindet,

tung des Kanals der Harnröhre befindet, da es schwer, ja zuweilen unmöglich ist, sie zu treffen, folglich dem Kranken zu helfen, damit werden die Conductoren nothwendig, ferner die Bougies und die sehr feinen und mehr oder weniger weit von der Spitze gekrümmten metallnen Sonden zc.

Von den bey Harnverhaltungen gebräuchlichen Mitteln. Der Verf. handelt hier nur von den chirurgischen, d. h. manuellen oder mechanischen Mitteln.

Von den Bougies, welche bis zu den verengten Stellen eingebracht werden sollen. Sie sind von konischer Form und passen nur dann, wenn die Verengerungen kreisförmig sind und sich in dem geraden Theile der Harnröhre befinden, werden aber unnütz und selbst gefährlich, indem sie Entzündung und falsche Bahnen veranlassen, wenn das Hinderniß excen-trischer Art ist, oder in dem gekrümmten Theile statt findet. Besonders seyen jene übeln Folgen dann zu erwarten, wenn man nach dem Vorschlage Peron d'Etiole's das äußere Ende des Bougies noch mit einem kleinen Gewichte von Blei versehen wolle.

Von den gewaltsamen Einsprizungen. Trotz der vielen Empfehlungen von englischen Wundärzten und Amussat's in Frankreich, ist der Verf. aus vielen sehr erheblichen Gründen gegen dieses Verfahren; da es aber doch nicht ganz aus der Praxis verbannt werden könne, so müsse man wenigstens bey dessen Anwendung mit großer Vorsicht verfahren und den natürlichen Widerstand der Harnröhre und die Gewalt richtig schätzen, welche angewandt werden dürfe, um die Hindernisse ohne Gefahr zu überwinden.

Von dem gewaltsamen Katheterismus. Diese von Boyer erfundene Methode sey nur durch diesen und seinen Schwiegersohn Rour in Gebrauch gezogen worden (der neueste Lobpreis-er-des Cathétérisme forcé, nämlich Mayor in Lausanne, der nur diesen bey Harnröhrenverengerungen empfiehlt, und alle anderen Dilatatoren, Bougies, Conden von Gummi elasticum u. verwirft, scheint dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn. Die kleine Schrift desselben: *Sur le cathétérisme simple et sur le traitement des rétrécissemens de l'urètre et des fistules urinaires*, ist von Vidal im *Journal hebdomadaire etc.* Paris 1836. T. I. p. 33 ff. wasser beurtheilt worden. Rec.) Nach dem Verf. ist es eine sehr unsichere Operation, da der geschickteste Chirurg weder auf seine Gewandheit im Sondieren, noch auf seine anatomischen Kenntnisse sich hinlänglich verlassen könne, um in einem solchen Falle der Richtung der Harnröhre zu folgen. Der Verf. rath sie nur dann anzuwenden, wenn die Verengerung sich ganz im Halse der Blase befindet, und nur wenige Theile durchdrungen werden müssen, um in die Höhle derselben zu gelangen.

Von der Punction der Blase. Darf nur dann in Gebrauch kommen, wenn uns alle andern mechanischen Hülfsmittel, um die Blase zu erreichen, verlassen. Die Punction durch das Perinaeum zieht der Vf. der Punction oberhalb der Schamverbindung und der durch den Mastdarm, deshalb vor, weil man durch sie in den am tiefsten gelegenen Theil der Blase gelangt und manche andere Nachleiden hier nicht zu fürchten sind; z. B. Zurückbleiben von Urin in der Blase, Ergießung dieser Flüssigkeit in die benachbarten

Abtheile, Harnabsceſſe u. (doch iſt das freylich ſelten vorkommende tiefere Herabſteigen des Bauchſells zwiſchen Blase und Maſtdarm ein Fall, der auch bey dieſer ſonſt leichten Operation einige Berücksichtigung verdient. Rec.)

Zweyte Abtheilung,

Beleuchtung der verſchiedenen, bey Behandlung der Verengerungen der Harnröhre gebräuchlichen Heilmethoden. Zur Beſeitigung der Verengerungen des Harnkanals gibt es drey Verfahrungsweiſen: die Dilatation, die Kauterisation und Inciſion. Vor Anwendung einer dieſer Methoden iſt es aber durchaus erforderlich, ſich von dem wirklichen Vorhandenſeyn der Verengerung und ihrer Beſchaffenheit durch Sonden oder Bougies à im-
preinte zu überzeugen.

Von der Dilatation. Zur Ausführung dieſer Operation ſind folgende Bedingungen erforderlich: 1) die Verengerung darf weder zu friſch noch zu alt, und 2) nur wenig empfindlich ſeyn; 3) der Kranke darf nur eine geringe Reizbarkeit beſitzen; und 4) die Verengerung muß ſich erweitern laſſen, d. h. das Gewebe, durch welches ſie gebildet wird, darf noch nicht zu feſt geworden ſeyn. Die Erweiterung geſchieht mit Hülfe der Katheter, Bougies oder Dilatoren. Der Verf. gibt treffliche Winke über die Anwendung der verſchiedenen Erweiterungswerkzeuge, und erwägt ihre Vortheile und Nachtheile, findet aber dieſe Behandlungsart nicht angezeigt, wenn die Verengerung ſich in der Nähe des Ver. montan., der Ductus ejaculator., oder in dem Halse der Blase befindet, die Prostata krank und von beträchtlichem Umfange iſt, eine Verſtopfung der

Keßikel, oder gar eine acute Entzündung der Harnröhre statt hat.

Von der Cauterisation. Von allen Aetzmitteln wird der Lapis infernalis vom Vf. bevorzugt, doch darf bey dessen Anwendung, wenn der Erfolg glücklich seyn soll, die Entzündung der Harnröhre weder zu lebhaft, noch zu ausgedehnt seyn; die Verengerungen weder zu weich seyn noch bluten (im letzteren Falle würde der Hölstein sich auflösen und zerstörend sich weiter verbreiten); und endlich muß er mit Hülfe von Instrumenten appliciert werden, die ihn sicher auf die verengerte Stelle niederlegen. Der Verf. hat zu diesem Behufe eigene Instrumente erfunden, die diese Sicherheit bieten. Bevor er aber zu deren Beschreibung übergeht, betrachtet er mit Scharfblick und Sachkenntniß das Verfahren Hunter's, E. Home's, Batheley's, Ducamp's, Lallemand's, Amussat's und Ségala's, und gibt das Mangelhafte derselben ausführlich an.

Des Verfs Aetzmittelträger ist mit einem vorangehenden Stilet versehen, und besteht 1) aus einem als Hülle dienenden, graduierten Katheter von Gummi elasticum, welcher dem des Aetzmittelträgers von Ducamp vollkommen ähnlich ist; 2) aus einer zur Aufnahme des Aetzmittels bestimmten Hülse, welche sich an einem metallnen Schafte befindet, der an seinem Ende spiralförmig ist, um geschmeidiger zu seyn, und sich den Ungleichheiten der Verengerungen und den Krümmungen der Harnröhre besser anzuschmiegen; 3) endlich aus einem Stilet von Silber oder Gold, welches durch die Hülse des Aetzmittelträgers hindurch geht und den Zweck hat, diese zu leiten, indem es derselben in das Hinderniß voraus

bringt. Durch mehrere erzählte Krankheitsfälle sucht der Verf. seine Erfindung, die er schon im Jahre 1827 in Anwendung brachte, zu bestätigen, und durch die dem Ende des Buchs beygefügten Abbildungen zu erläutern.

Von der Incision der Verengerungen. So wenig man jemals eine Verengerung äßen soll, als bis man sich in Erweiterungsversuchen erschöpft hat, eben so wenig soll man sie jemals früher einschneiden, als bis sich das Aetzgen Behufs ihrer Zerstörung als unzureichend erwiesen, oder der Kranke wegen zu großer Reizbarkeit die Wirkung des Aetzmittels nicht vertragen kann. Der Verf. gibt die näheren Momente an, die dies zur Wahrnehmung bringen. Nach dem Einschneiden der Verengerungen ist es doch für die vollständige Heilung derselben unerlässlich, einige Tage hindurch von Bougies Gebrauch zu machen, wenn sich nicht die Verengerung von Neuem bilden soll. Was die zur Incision erforderlichen Instrumente betrifft, so verwirft er das Uretrotom, den Coupe-bridge und Scarificator von Amussat theils als gefährlich, theils für den krummen Theil der Harnröhre gar nicht berechnet. Da nun der Vf. in den erfundenen Instrumenten zur Incision der Harnröhre, sich nicht befriedigt fand, so erdachte er sich ein anderes und machte dasselbe schon im Jahre 1830 in einer mit 8 Kupfertafeln versehenen Schrift: *Nouvelle Méthode pour détruire la pierre dans la vessie, sans opération sanglante etc.* bekannt, dem aber, nachdem es nicht in allen Fällen zureichte, mehrere andere folgen mußten, und hier auch beschrieben und abgebildet worden sind. Das erste, gleicht einem von den bey der Lithotomie in Anwendung kommenden Instru-

mente, und ist bestimmt die Harnröhre zu scarificieren und die Brücken zu durchschneiden, welche sich dem Abflusse des Urins widersetzen können; doch macht der Umfang dieses Instruments es geeigneter zu Scarificationen als zu Incisionen, und wird nur gebraucht um manche Verhärtungen zu heben, die, nach beseitigten Verengerungen, die völlige Heilung noch verhindern. Ein anderes Instrument des Verf. heißt Sarcotom und kommt dann in Anwendung, wenn man eine fistulöse Wunde spalten will, man dem Bistourie immer eine ausgefurchte Sonde oder ein zur Leitung desselben geeignetes Stilet voran gehen lassen muß. Solcher Sarcotome besitzt der Verf. nur zwey, -ein grade aus und ein gekrümmtes, nachdem er entweder in dem graden oder gekrümmten Theil der Harnröhre operieren will. (Von Dizoni's und Dieffenbach's empfehlungswerthen Instrumenten zur Einschneidung der Stricturen der Harnröhre weiß der Vf. nichts, so wie er überhaupt außer Edmerring keinen deutschen Schriftsteller zu kennen scheint. Rec.)

Betrachtungen über die Verengerungen des Mastdarms. Zu dem physiologischen Theile dieser Betrachtungen, gehört die merkwürdige Ansicht des Verf., daß der Verdauungskanal zwar mit dem After sich endige aber nicht mit dem Munde allein beginne, sondern dazu das ganze Antlitz zu rechnen sey; denn die Augen würden dabey in Anspruch genommen, um die Nahrungsmittel zu untersuchen und auszuwählen, die Nase, um sie zu beriechen, die Lippen, um sie zu ergreifen &c. (Aber ebenso gut könnte man noch viele andere Organe dazu rechnen, die alle mehr oder weniger einen mittelba-

ren Antheil, an dem Verdauungsgeschäfte besitzen. Welches Verhältniß überhaupt die gesammte Organisation eines Thiers zu seiner Nahrung hat, findet sich von Cuvier in seinem Werke: *Umwälzung der Erdrinde*, übersetzt von Noeggerath, Bonn 1830 vortrefflich dargestellt, (siehe auch einen Auszug daraus in Müllers *Physiologie* 1. Bd. S. 471 und ff. Rec.) Auch behauptet der Verf., daß bey gesteigerter Sensibilität des Magens, wie z. B. nach langem Hungern, nach einer schwierigen Krankheit nicht allein Flüssigkeiten, sondern auch solide Substanzen augenblicklich aus der Speiseröhre in den Dünndarm übergehen, ohne in dem Magen zu verweilen, der u. ter diesen Umständen unterhalb des Diaphragma zusammengewickelt und kräftig zusammengezogen ist, folglich sich mit der Cardia dem Pylorus, sehr nahe und gegenüber befindet. (Dies braucht aber kein krankhafter Zustand des Magens zu seyn, denn außer der Verdauung ist der Magen immer zusammengezogen. So bald aber die Speisen in den Magen treten, so ist jene Zusammenziehung in 1 bis 3 Minuten wieder aufgehoben. Beaumont hat dies bey einem an dem Magen verwundeten Menschen, herrlich zu beobachten Gelegenheit gehabt, s. dessen *Experiments and observations on the gastric juice and the physiology of digestion*. Boston 1834. Müller's *Physiologie*. Bd. 1. S. 484. Rec.) Der Verf. macht auf diese Thatfache zur weitem Prüfung aufmerksam, weil sie namentlich die Theorie der Verdauung modificieren dürfte. Wir wollen uns in dieser Sache kein Urtheil anmaßen, weil wirkliche Versuche hier entscheiden müssen, glauben aber dem Verf. deshalb nicht beystimmen zu können, da genossene Speisen nach langem Fasten,

sich durch wirklichen Magenbruch zu erkennen geben, also ihr Vorhandenseyn in diesem Organe beurlunden. Und wenn auch mit den faecibus unverdaute Stoffe abgehen, diese also bis ans Ende des Darmkanals gelangt sind, so halten wir dies doch noch für keinen Beweis, der des Verf. Behauptung zu begründen vermöchte, da das was man einem Theile wohl einräumen kann, noch nicht auf das Ganze seine Anwendung findet.

Die wenigen Versuche, die der Verf. an Thieren in dieser Hinsicht angestellt hat, namentlich an einigen Pferden (was aber nach Magen- die's Versuchen an Pferden schon bey gewöhnlicher Fütterung der Fall seyn soll, daß nicht allein das Wasser schnell durch den Pylorus durchläuft und bis in das geräumige Coecum gelangt, sondern auch das Futter zum Theil unaufgelöst durch den Pylorus durchgeht, Rec.) und mehreren Kaninchen die er lange Zeit hungern ließ, dann mit Möhren u. dergl. fütterte und unmittelbar darauf tödtete, haben doch bey den letzteren Thieren nichts weniger als das gewünschte Resultat geliefert, sondern der Verf. hat in dem Magen das Futter vorgefunden. Aber außerdem fand er bey wiederholten Experimenten, außer dem Dargereichten, noch eine Menge einer grünlichen Masse und bey einigen Kaninchen die nichts bekommen hatten eine gleiche Substanz; der Processus vermiformis der bey dieser Gattung von Nagethieren sehr weit und lang ist, war fast leer, aber das was er enthielt war dieselbe Substanz, die sich in dem Magen zeigte. Der Verf. glaubt nun, daß der wurmförmige Fortsatz bey Kaninchen und wahrscheinlich bey allen Thieren ihrer Gattung, zu einer Art von Behälter dient, der die Bestimmung hat, wäh-

rend der Jahreszeit, wo sie ihren Bau nicht verlassen können, dem Magen eine Art von Nahrung darzubieten.

Erste Abtheilung. Von den Verengerung des Mastdarms. Sie bestehen in der stufenweisen Zusammenschnürung des Mastdarms, die, bis zur völligen Obliteration vorschreitend, Zerreißung oder Durchbohrung des Darms veranlassen, der dann Kothfisteln, oder Ergießung des Darmkoths in den Unterleib folgen.

Zeichen der Verengerungen.

Ursachen. Die Meinung Wiesemann's, Desault's, Petit's und Richerand's, daß die Verengerungen oft durch Syphilis herbey geführt werden, sucht der Verf. zu bestreiten, indem man nicht beobachtet habe, daß dieselben häufiger bey Personen vorgekommen wären, die mit venerischen Zufällen befaßt waren. Auch seyen Antisyphilitica nicht wirksamer gegen jenes Leiden gewesen als andere dagegen angewandte therapeutische Agentien.

Sitz und Form; Beschaffenheit, Verlauf und Ausgang der Verengerungen.

Zweyte Abtheilung. Behandlung der Verengerungen. Die Hauptanzeigen der Behandlung bestehen darin, den Gang der Krankheit aufzuhalten, sie zu Rückschritten zu nöthigen und wo möglich sie bis auf die letzten Spuren zu beseitigen. Die Mittel hierzu sind Abführungen, die Nahrung, örtliche Mittel, die Dilatation, Kauterisation und Incision.

Von den Abführmitteln. Sind nur als palliativ zu benutzen und dann nur mit dem gehörigen Regime; ihr langzeitiger Gebrauch bringt Schaden. Wo sie angezeigt sind, empfiehlt der Verf. das Ol. ricini.

Von der Nahrung, dem Regime und

allgemeinen Mitteln. Sie richten sich nach den verschiedenen Stadien die Krankheit.

Von örtlichen Mitteln. Der Verf. rechnet dahin: Klysiere, Sitzbäder, erweichende Umschläge auf den Unterleib, Blutegel an den After, in das Innere des Mastdarms, auf die Oberfläche des Unterleibes, blutige Schröpfköpfe und Anwendung von Moxen auf die nämliche Stelle; (die Moxen rath der Verf. nach Parrey's Methode anzuwenden, weil sie dann wenig Schmerz verursachen; doch nicht einzeln, sondern wo möglich den Unterleib damit zu besetzen). Einbringung von Kataplasmen auf den Ort des Leidens selbst, die aufsteigenden Douchen, Anwendung des Galvanismus und der Bienen. (Die Wirkung der aufsteigenden Douchen liegt nach dem Verf. nur in Hebung hartnäckiger Verstopfung ohne weiteres Hinderniß; bey Verengerungen des Mastdarms sey aber ihr Werth überschätzt worden. Mitteltst des electricen Fadens den Widerstand des Darms überwinden zu wollen sey durchaus nicht rationell).

Von der Dilatation. Man muß hier wie der Verf. mit Recht behauptet nach Grundsätzen verfahren; es muß dilatirt werden, wenn noch keine Desorganisationen statt finden und der entzündliche Zustand beseitigt ist; auch ist eine stufenweise Dilatation und ein methodisches Verfahren dabey nothwendig. Eine gewaltsame Erweiterung, wie sie Astley Cooper in einigen Fällen bey Frauenzimmern mit dem besten Erfolge binnen wenigen Wochen anwandte, glaubt der Verf. sey nur dann ausführbar, wenn das Uebel weder fortwährenden Schmerz noch Entzündung hervor bringen könne. Im Allgemeinen müsse man sich nach dem Grade der Empfindlichkeit des Kranken, nach der Art, wie er die

Dilatation ertrage, und nach dem Erfolge, richten. Die Mittel zur Dilatation sind: Wieken, Bougies oder Katheter, metallene oder mit Leinwand oder Goldschlägerhäutchen gefertigte Dilatatoren. Der Verf. setzt nun die Vortheile eines jeden dieser Mittel, bey den verschiedenen Graden und Zuständen der Mastdarmsverengerungen, auseinander, beschuldigt Desault eines Irrthums, wenn er in seinen *Oeuvres chirurgicales* Tom. II. p. 387 behauptet, daß der Darmkoth nie durch Katheter abgehen kann, ja daß sich im Gegentheil die innere Haut des Darms in eine solche künstliche Röhre einstülpe und so ein Hinderniß abgebe, welches selbst den Abgang der Winde unmöglich mache. Wenn nun auch nach dem Ausspruche Desault's, der nicht geringe Erfahrung für sich hat, die Einstülpung geschehe, die nicht allein die Schleimhaut des Darms, sondern der Darm in seiner Gesamtheit sey, so könne man ihn doch leicht mittelst eines Stilets, oder mit Hülfe eines kleinen Klysters beseitigen. Die metallenen Dilatatoren aus zwey oder drey Branchen bestehend, eignen sich am zweckmäßigsten in solchen Fällen, wo eine gewaltsame Ausdehnung, nach Astley Cooper's Ansicht, statt finden darf.

Von der Incision. Nur wenn die Verengerung mit dem Finger zu erreichen ist, darf sie unternommen werden. Aber auch in diesem Falle gibt es viele Umstände die vor der Operation wohl berücksichtigt werden müssen, und die entweder dieselbe dennoch verbieten, oder doch bis zu einer gewissen Gränze beschränken oder endlich in manichfaltigen Formen zu unternehmen rathen.

Von der Cauterisation. Bey Verengerungen des Mastdarms, der immer von Faeces

Materien verunreinigt wird, hält der Verf. diese Methode für unanwendbar und erfolglos. Daß E. Home durch eine einzige Application des Höllensteins einen Kranken vollkommen geheilt habe, will der Verf. nicht glauben, Sanson und er selbst, seyen von keiner dieser Operation günstigen Erfahrung belehrt worden.

Von den künstlichen Athern. Ehe man diese Operation (die der Verf. sehr kurz auf kaum einer halben Seite mit Inbegriff des Historischen abhandelt. Rec.) unternimmt, muß die wichtige Bedingung statt finden, daß die Verengerung sich nicht über die Fossa iliaca hinaus erstrecke (weil in der Fossa iliaca sinistra die Deffnung des Darms geschieht), was zuweilen bey einem sehr musculösen Subjecte schwer zu bestimmen ist. Wie der Verf. behauptet, könne das Leben des Kranken durch diese Operation gefristet werden, denn der, unterhalb der Deffnung gelegene Theil des Darms könne atrophisch und die Krankheit auf diese Art stationär werden. Zehn Beobachtungen von Mastdarmverengerungen, wovon vier geheilt und sechs tödtlich ausfielen, schließen dieses Werk. Die zehnte Beobachtung als die ausführlichst erzählte, betrifft den Tod des berühmten Talma, dessen Mastdarmverengerung von den Aerzten unerkannt geblieben war, bis die Section sie ermittelte. Auf der 3. Steintafel ist die vorgefundene Verengerung dargestellt. Die Uebersetzung ist anfänglich weniger als in der zweyten Hälfte des Buchs gelungen zu nennen, wo die Bekanntschaft mit der oft verwickelten Schreibart des Verf. dem Herrn Uebersetzer seine dankenswerthe, mühevolle Arbeit, erleichterte.

Mansfeld.

B e r n.

Nachträgliche Bemerkung zu der Anzeige von dem Leben Calvins von Henry. Th. 1. Jahrg. 1836. Nr. 186 u. 187., die Proceßacten Sets betreuend.

1, Prediger in Bern, unser ehrender Mitbürger, hat in dem Berner Auszüge aus den Originalacten im Proceß gefunden, welche mit denen, fast durchgängig übereinstimmend, ungefähr gleichzeitig mit diesen geschehen. Sie enthalten die Bezüge und überhaupt von Actenstücken, welche nicht gedruckt ist. Das schon von dem Epitomator mit kurzer Bemerkung; doch ist von Mosheim noch nicht, sondern nur von der bibliothèque Mich. de la Roche, welche in 17—28 in Amsterdam heraus kam. wird diese Auszüge als Beilage zu beinenden ersten Bande seiner Geschichte des Protestantischen Antitribunal in seiner Entstehungsperiode mit noch andern dahin gehörigen Anekdota vollständig abdrucken lassen.

Indem wir hiemit auf dieses Werk, die Frucht einer mehrjährigen glücklichen Forschung in den Bibliotheken und Archiven der Schweiz über einen der interessantesten Theile der neuen Kirchengeschichte, aufmerksam machen, entledigen wir uns einer angenehmen literarischen Pflicht so gegen das Publicum wie gegen den befreundeten Verfasser.

Dr. Lude.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 11. März 1837.

Göttingen.

Verzeichniß der
öffentlichen und Privat
angekündigt sind, ne
cher gelehrter Anstalt
werden insgesam
beginnenden W
ber mit dem 11. E
geschlossen werden.

23
24

25
1
3
2
die
g
un

ne
fa
u
da
vo

sucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Biblische Archäologie nebst der Geschichte der Hebräer trägt Hr Prof. Ewald 5 St. wöch. um 2 Uhr vor.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Den Hiob und ausgewählte Stellen der zwölf kleinern Propheten erklärt Hr Prof. Ewald um 10 Uhr; den Hiob, Hr Aßf. Dr. Wassenfeld um 10 Uhr; die Messianischen Weissagungen, derselbe Mont. u. Donnerst. um 1 Uhr, unentgeltlich.

Eine historisch-critische Einleitung in die canonischen Bücher des Neuen Testaments, nebst einer Uebersicht der Grundsätze der Kritik und Hermeneutik, gibt Hr Prof. Reiche 5 St. wöch. um 11 Uhr.; Hr Eicent. Duncker 5 St. wöch. um 4 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Hr Consist. R. Lücke erklärt die drey ersten Evangelien, nach den von ihm und de Wette (Berlin 1818) heraus gegebenen synoptischen Tabellen, mit besonderer Berücksichtigung des Lebens Jesu von Strauß, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche, das Evangelium und die Briefe des Ap. Johannes, nebst der Apostel-Geschichte 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Köllner, die Briefe des Ap. Paulus an die Römer, und an die Corinthier 6 St. wöch. um 9 Uhr; die catholischen Briefe, in einer öffentlichen Vorlesung Mont., Mittw., Freyt. um 5 Uhr; Hr Eicent. Matthäi, die drey ersten Evangelien, nach seiner Zusammenstellung derselben, und der in seiner Auslegung des Evangel. Johannes (Götting. 1837) befolgten Methode, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Lic. Kleener, den Brief des Apostels Jacobus, und den ersten Brief des Apostels Petrus, unentgeltlich, in lateinischer Sprache Mont. und Donnerst. um 6 Uhr Abends. In einer Vorlesung über das Leben und die Lehre des Ap. Paulus, in 4 zu verachsenden Stunden wöchentlich, ist Hr Repetent Wieseler erbötig.

Eine Uebersicht der Lehre des heil. Augustins gibt Hr Lic. Duncker 2 St. wöch. um 5 Uhr unentgeltlich.

Die christliche dogmatische Theologie trägt Hr Prof. Gieseler 5 St. wöch. um 5 Uhr vor; Hr Prof. Reitzberg, 5 St. wöch. um 3 Uhr.

Zu Repetitorien über die Dogmatik ist Hr. Lic. Klener erbötig; zu Repetitorien über Schleiermacher's Schrift 'der christliche Glaube' Hr. Rep. Wieseler.

Die Vorlesung über den symbolischen Lehrbegriff der lutherischen Kirche wird Hr. Prof. Köllner fortsetzen.

Die christliche Moral trägt Hr. Consist. R. Büche 5 St. wöch. um 11 Uhr vor.

Ueber das Leben Jesu hält Hr. Lic. Matthäi eine Vorlesung 5 St. wöch. um 3 Uhr.

Den zweiten Theil der Kirchengeschichte trägt Hr. Prof. Gieseler 6 St. wöch. um 8 Uhr vor; die neueste Kirchengeschichte, derselbe Sonnab. um 11 Uhr, öffentlich; die Kirchengeschichte der elf ersten Jahrhunderte, Hr. Prof. Rettberg, 6 Stunden wöchentlich um 8 Uhr; die Kirchengeschichte des Königreichs Hannover und des Herzogthums Braunschweig, Hr. Professor Rettberg, öffentlich, Sonnab. um 1 Uhr; die alte und mittlere Kirchengeschichte, Hr. Licent. Holzhausen um 8 Uhr; die neuere, derselbe, unentgeltlich um 5 Uhr.

Die pr
liturgis
Mont., 2

sthetik,
Liebner

Die Hr
vortragen
die verschi
schen Seminare

n 2 Uhr
st über
niletis

Die Übungen der homiletischen und liturgischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Liebner werden fortgesetzt werden.

Die Theorie der religiösen Catechetik trägt Hr. Prof. Honor. Gen. Superint. Dr. Tresurt, nach seinem 'Leitfaden zu Vorles. über die Pastorallehre' in Verbindung mit den ersten practischen Übungen, um 1 Uhr vor.

Die Übungen in dem catechetischen Seminar werden Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr öffentlich fortgesetzt werden.

Zu Examinatorien und Repetitorien über einzelne Theile der theologischen Wissensch. erbietet sich Hr. Pastor Kraus.

Die exegetischen und dogmatischen Übungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hr. Cons. R. Büche werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Die von. Hn Prof. Wieseler errichtete theologische Gesellschaft wird gleichfalls ihren Fortgang haben.

Die exegetische Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Ewald versammelt sich Freyt. Ab. um 6 Uhr;

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Kettberg in den Abends. von 8 bis 10 Uhr Dinstags;

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Köllner, nach bisher gewöhnlicher Weise.

Auch werden die Uebungen der lateinischen theologischen Gesellschaft des Hn Licent. Alener, so wie der theologischen Privat-Societät des Hn Pastor Graach ihren Fortgang haben.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr Dr Bertheau Dinst. und Freyt. um 3 Uhr die Geschichte der Juden von dem Babylonischen Exil bis zu dem 6. Jahrhunderte nach Chr. vortragen; Hr Rep. Wieseler, Mont. und Freyt. um 4 Uhr die messianischen Weissagungen in ihrer Beziehung auf das N. Testament abhandeln.

R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der achten Ausg. seines Lehrb., um zehn Uhr vor; Encyclopädie und Methodologie des Rechts, Hr Stadt-Synd. Dr Desterley 4 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr Möbins 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr Schumacher um 7 Uhr; Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes, Hr Dr Schumacher 4 St. wöch. um 8 Uhr (vergl. Phil. los. Wissensch.);

Die Geschichte des deutschen Staatsrechtes (und Privatrechtes), Hr Prof. Kraut um 9 Uhr;

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten, Hr Prof. Kraut um 7 Uhr;

dem Pri-

1 Crimi-
ten, mit
(Ausg. 7.),
Strafen,
u. dgl.

Die Strafrechts-Wissenschaft trägt Hr. Hofr. Bauer, nach der zweiten Ausgabe seines Lehrbuches, um 9 Uhr vor; Hr. Prof. Zacharia, nach der neuesten, von Wittermayer besorgten Ausg. des Feuerbachschen Lehrbuches, 6 St. wöch. um 9 Uhr;

Die Geschichte des Civil-Rechtes, Hr. Geh. Just. R. Hugo, nach der 11. Ausg. seines Lehrb. um 8 Uhr;

Die Geschichte und die Alterthümer des Röm. Rechtes, Hr. Prof. Ribbentrop um 10 Uhr.

Die beyden ersten Bücher der Institutionen des Gajus erklärt Hr. Dr. Erleben Mont., Dinst., Mittw. am 10 Uhr., unentgeltlich;

Den Text der zwey ersten Bücher der Institutionen, Hr. Dr. Möbius in lateinischer Sprache 5 St. wöch. um 5 Uhr.

Die Institutionen des Römischen Rechtes trägt Hr. Geh. Just. R. Mühlendruck, mit kurzer Erläuterung der Alterthümer 6 Stunden wöch. um 9 Uhr vor; in Verbindung mit der Geschichte des Röm. Rechtes, Hr. Assess. Dr. Balett um 7 Uhr; systematische Institutionen, Hr. Dr. Möbius um 11 Uhr; Institutionen und Rechtsgeschichte, Hr. Dr. Zellkamp, nach Mackeldey, in Verbindung mit einem in der zweyten Hälfte des Semesters anzufangenden Repetitorium, um 11 Uhr und Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr;

Die Pandecten, Hr. Hofr. Goeschen, nach f. Grundleitungen, 12 St. wöch. um 9 und 11 Uhr; Hr. Prof. Ribbentrop um 8 und 11 Uhr; Hr. Dr. Rothamel, privatissime; Hr. Assessor Dr. Balett, nach seinem 'Lehrbuch', mit Einschluß des Schrechtes, um 8 und 11 Uhr;

Das Erbrecht, Hr. Hofr. Goeschen 5 St. wöch. um 7 Uhr;

Die Lehre von Servituten und das Pfandrecht, Hr. Prof. Ribbentrop, Dinst. und Freyt., um 5 Uhr, öffentlich.

Ausgewählte Titel der Pandecten erläutert Hr. Dr. Benfey Mont. und Dinst. um 3 Uhr;

Das Concurs-Recht und den Concurs-Proceß, Hr. Dr. Wunderlich, Dinst. und Mittw. um 2 Uhr;

Das Rotherbenrecht und das Pfandrecht, Hr. Dr. Zellkamp, Dinst. und Freyt. um 2 Uhr., unentgeltlich; so wie auch einige Theile des Corp. j. civ. in gelegenen Stunden.

Ein Repetitorium über die Pandecten, nach Möb.

lenbruch's Lehrbuche, hält Hr. Dr. Benßen 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repetitorium, Hr. Dr. Thöl 3 St. wöch. um 4 Uhr.

Eine historisch-philosophische Darstellung des Kirchenrechts gibt Hr. Dr. Böhm, mit Verweisung auf das Handbuch seines Vaters, nach Planck's Grundriß der kirchlichen Verfassung und des canonischen Rechtes, 5 St. wöch. um 8 Uhr.

Das Kirchenrecht der Protestanten so wohl als der Catholiken trägt Hr. Prof. Kraut 5 St. wöch. um 2 Uhr vor; Hr. Prof. Zachariä, um 10 Uhr; Hr. Dr. Rothamel um 10 Uhr; Hr. Dr. Möbius, nach einer kurzen kirchenhistorischen Einleitung, 6 St. wöch. um 10 Uhr;

Die Geschichte des deutschen Rechtes, Hr. Prof. Kraut um 9 Uhr;

Das deutsche Privat-Recht, Hr. Hofr. Abrecht 12 St. wöch. um 8 und 11 Uhr; Hr. Dr. Thöl, nach Eichhorn, mit Anschluß des Lehens- und des Handelsrechtes, 6 St. wöch. um 11 Uhr;

Das Lehensrecht, Hr. Dr. Rothamel um 2 Uhr;

Eine Einleitung in die neueren Gesetzbücher, vorzüglich das Preussische, Oesterreichische, Französische, nebst einer Vergleichung derselben mit dem Röm. Rechte, Hr. Dr. Schumacher Mont. und Dinst. um 2 Uhr;

Das Hannoversche Privatrecht, Hr. Dr. Quentzin um 7 Uhr; Hr. Dr. Grese, nach seinem 'Leitfaden zum Studium des Hannoverschen Privat-R.' 4 St. wöch. um 4 Uhr;

Das Braunschweigische Privatrecht, Hr. Prof. Zachariä, nach seinem Abrisse (1832), um 1 Uhr.

Ueber die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau hält Hr. Hofr. Bayer für die hier studirenden Nassauer eine Vorlesung um 3 Uhr.

Das Preussische Landrecht lehrt Hr. Dr. Quentzin um 11 Uhr.

Ein pra
hält Hr
Relatori
fung auf sei
seine Anlei

Die G
so genannte
tariats-
handelt Hr
riß zu Voi
Vorrede ab
Deutlich's

St. wöch. un. 2472 20.

Zu General- so wohl als Special-Examinato
rien über die verschiedenen Rechtstheile, in deutscher oder
lateinischer Sprache, so wie auch zu Repetitorien ers
bietet sich Hr Dr Rothamel, Hr Dr Möbius, Hr Dr
Zellkamp, Hr Ob Zimmermann.

Seitekunde.

Die B
der Ra

Eine
ein gib
Grundr
Sonntag.

Ueber
schichte
liche Vor

Die
Hofr. Ca

Die
ner 'Re
und Son

Die v
5 St. w

Die
bach, 5
nach der
Uhr; Hr

Allge
Ausg. se

pie, na
wöch. un.

un. 2472 20.

Allgemeine Pathologie, nach seiner 'allgem. Krankheitslehre', Symptomatologie, und allgemeine Therapie, Hr. Prof. Marx 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Nosologie und Therapie, Hr. Dr. Kraus, nach seinem bey Diesterich erscheinenden Handb., 5 St. wöch.; Hr. Dr. Herbst 4 St. wöch. um 4 Uhr;

Allgemeine Heilmittel-Lehre, Hr. Dr. Kraus, 2 St. wöch. unentgeltlich;

Practische medicinische und chirurgische Arzneimittellehre, derselbe, 6 St. wöch.; Hr. Dr. Conradi, nach seiner 'Uebersicht der pract. Arzneimittellehre. Göt. 1834.', 5 St. wöch. um 4 Uhr, so wie auch privatissime, nebst besondern den Zuhörern bequemen, zum Vorzeigen der Mittel bestimmten Stunden; Hr. Dr. Rüete, 5 St. wöch. um 4 Uhr, so wie auch privatissime, verbunden mit der Receptier-Kunde;

Pharmacologie, Hr. Dr. Stromeyer 4 St. wöch. um 3 Uhr, so wie auch privatissime;

Pharmacognosie, Hr. Dr. Wiggers 4 St. wöch. um 6 Uhr Abends.

Receptier-Kunde lehrt Hr. Dr. Kraus, nach seinem Handbuche, 2 St. wöch. unentgeltlich; Hr. Dr. Conradi, Mittw. u. Donnerst. um 7 Uhr Morgens;

Die Pharmacie, Hr. Prof. Wöhler 5 St. wöch. um 6 Uhr Morg.; Hr. Dr. Stromeyer, 5 St. wöch. um 5 Uhr, so wie auch privatissime.

Für practische pharmaceutische Uebungen bestimmt Hr. Prof. Wöhler die Stunden von 11 bis 1 Uhr Mittw. u. Donnerstages.

atorien über Phars

en Nosologie und
n der größeren Systeme,
ft, handelt Hr. Hofr.

en Pathologie und
ungen, und Hautaus-
di, nach der 4. Ausg.

n Pathologie und
e, Cachexien, krank-
en umfaßt, Hr. Prof.

und Therapie ist
Rüete zu geben bereit.
den Krankheiten
1 Uhr unentgeltlich ab.

Die physiologische Theorie der Fieber erläu-
tert Hr. Dr. Rüete 1 St. wöch. unentgeltlich.

Die Augenkrankheiten handelt Hr. Hofr. Langen-
beck um 7 Uhr ab;

Die Krankheiten der Kinder, Hr. Dr. Rüete
Mont., Dinst., Mittw. um 6 Uhr Abends.

Ein Casuisticum hält Hr. Dr. Rüete 4 St. wöchentl.

Die erste Hälfte der Chirurgie lehrt Hr. Hofr. Lan-
genbeck von 1 bis 3 Uhr;

Die Manual-Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck
privatissime;

Den chirurgischen Verband, Hr. Dr. Pauli um
7 Uhr Abends.

Uebungen in Operationen bey Augenkrankhei-
ten stellt Hr. Hofr. Langenbeck privatissime an; so wie
auch Hr. Dr. Rüete.

Eine Anleitung
heiten und den
so wie auch zu der
der Zähne und
Email-Zähne, ge-

Die Lehre der
Siebold 5 St. w
mit für seine Zuh
tischen Geburtshü
bindungshause vor
geburtshäufige G
zu den geburts
tome gibt er 4 C
die practischen
er wie bisher fort
tung zu der pr

In einer öffentl
wickelt er die p
schichte der Ent
nen Instrumente
Entbindung
vor, und gibt y
helflichen. Di
die Theorie der
9 Uhr vor, und
zu den geburte
er Mittw. um 7
über Entbindung

Die gerichtl
Siebold 4 Stun

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr. Hofr. Simly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr. Hofrath Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr. Hofr. Conradi in dem unter seiner Direction stehenden Institute um 10 Uhr.

Die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere handelt Hr. Director Dr. Lappe 6 St. wöch. um 11 Uhr ab; die Veterinar-Polizey 4 St. wöch. um 2 Uhr; die gerichtliche Veterinar-Wissenschaft 4 St. wöch. um 3 Uhr. Die practischen Uebungen im Thier-Hospitale werden 6 St. wöch. um 10 Uhr gehalten.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält der Universitäts-Stallmeister, Hr. Rittmeister Kuwers, 2 St. wöch. eine Vorlesung.

Philosophische Wissenschaften.

n Philosophie, trägt
3 Uhr vor, und erläutert
st. um 4 Uhr Aristoteles

n Philosophie handelt

die Philosophie trägt
Lehrbuche, 5 St. wöch.

Mont., Dinst., Don-

ober Naturrecht und
seinem Lehrbuche, 5 St.

und Finanzwissen-
5 St. wöch. um 3 Uhr;
schaftliche Boden-
Rittw. und Connod. von

Die Technologie, Hr. Hofr. Hausmann 5 St. wöch.
um 10 Uhr.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr Prof. Ulrich, nach
seinem Handbuche, um 3 Uhr vor; Hr Dr Köhler, nach
Ertenz, 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Die Analysis des
der Gleichungen, &
Differential: u
Dr Goldschmidt 5 St.

Die angewandte
Mechanik, und ihre A
Ulrich um 11 Uhr; Hr

Die Mathesis for
Gonnab. um 10 Uhr;

Die praktische Arithmetik, Hr Dr Schrader in-
beliebigen Stunden;

Die praktische Geometrie, Hr Prof. Ulrich, nach
s. Handbuche, Mont., Mittw. und Freyt. von 5 bis 7
Uhr; Hr Dr Focke 4 St. wöchentlich;

Die Grundlehren der Astronomie, Hr Dr
Goldschmidt 5 St. wöch. um 9 Uhr;

Populäre Astronomie, Hr Dr Stern, nach seiner
'Darstellung der popul. Astronomie', Mont. und Dinst.
um 5 Uhr.

Die praktische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauss
privatissime;

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst, Hr
Dr Schrader um 11 Uhr; Hr Dr Köhler, mit Abzun-
gen im Zeichnen, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der
mathematischen Wissenschaften ist Hr Dr Schrader, so wie
auch Hr Dr Köhler erbötig.

Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R.
Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchent-
lich um 5 Uhr vor;

Die Zoologie, Hr Prof. Berthold 5 Stunden wöch.
um 2 Uhr;

Die specielle Botanik lehrt Hr Prof. Bartling 5
Stunden wöchentlich um 7 Uhr; die medicinische Bo-

ranitz Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 8 Uhr;
öconomische und Forst-Botanik an denselben Ta-
gen um 11 Uhr; botanische Excursionen werden
zur gewöhnlichen Zeit statt haben; Demonstrationen,
in einer bequemen Stunde.

Practisch-mineralogische Uebungen, verbun-
den mit Demonstrationen in dem academischen Museum,
stellt Hr. Hofr. Hausmann Donnerst. und Freyt. um
11 Uhr an.

Die Geognosie lehrt Hr. Hofr. Hausmann um 8 Uhr,
und stellt zu diesem Zwecke Excursionen an.

Die Experimental-Physik trägt Hr. Prof. Waa-
s St. wöch. um 4 Uhr vor, und bestimmt für prac-
tisch-physikalische Uebungen in dem academischen
Laboratorium die Stunden von 10 bis 12 des Freytags;
Hr. Dr. Himly lehrt die Experimental-Physik um
4 Uhr.

Ueber die Theorie der die Phänomene des Erd-
magnetismus betreffenden Beobachtungen,
so wie über das Verfahren bey der Anstellung
dieser Beobachtungen, hält Hr. Hofr. Gauss eine
Vorlesung um 10 Uhr.

Die physische Geographie trägt Hr. Prof. Bunsen
um 8 Uhr vor;

Die theozetische Chemie, verbunden mit den er-
läuternden Experimenten, Hr. Prof. Wöller St. wöch.
um 9 Uhr. Die practischen Gemischen Uebungen
in dem academischen Laboratorium werden Mont. und
Dinst. von 11 bis 1 Uhr fortgesetzt werden.

Zu Repetitorien und Examinatorien über Chemie u. w.
erbiethet sich Hr. Dr. Stromeyer, so wie auch Hr. Dr. Wiggers.

Historische Wissenschaften.

Ueber historische Kunst, und über Methode des
historischen Studiums hält Hr. Prof. Gervinus eine
öffentliche Vor-

Zu einem
chem, nach vo-
sprung der S-
chriften ü-
sen, und be-
st. bestimmt

phie, in wel-
ch über den Ur-
alt. Hands-
k. lome. zu le-
gelehrt werden
nd: von 1 bis 2

Mont., Dinst., Freytags.

Allgemeine Länder- und Völkertunde trägt Hr.
Hofr. Hören um 11 Uhr vor, mit Hinweisung auf die
den Zuhörern vorzulegenden Karten;

Die Geschichte
ren, nach der fünfter

Dr. Hofr. Dahlmann

Die Geschichte
Gervinus Mont., D

Die Geschichte
Herzogth. Brau
Dinst., Donnerst.,

Zu einer Vorlesur
heutige Diplom
und wird darüber
sprache nehmen.

Die Vorlesung des Hn. Hofr. Bauer über die Verfas-
sung und Verwaltung der Nassauischen Lande
ist bereits oben erwähnt worden.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen
Wissenschaften.

Dr. Hofr. Hees
es, um 4 Uhr;

Dr. Prof.
st. um 4 Uhr;

ver und des
ospann Mont.,

rache über die
Dr Thospann,
weitere Rück-

Literär-Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr.
Ober-Bibliothekar Reiß vor;

Die Literär-Geschichte der neuern Zeit, Hr.
Prof. Gervinus Mont., Dinst., Mittw., Donnerst. um
5 Uhr;

Die Geschichte der Griechischen Literatur, Hr.
Kneff. Dr. Wöde 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Geschichte der gesammten deutschen Littera-
tur von der ältesten bis zur neuesten Zeit, Hr. Hofr.
Grimm Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 4 Uhr.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner
Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzel-
nen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Aesthetik, oder Philosophie der Kunst, trägt Hr. Dr.
Bohß Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 3 Uhr vor.

Eine Anleitung zum deutschen Styl gibt Hr. Prof.
Bunsen 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Einen historischen und critischen Abriss der
Geschichte der Französischen Literatur, Hr.
Prof. Artaud 4 St. wöch. in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Ma-
thematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Malerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst u. s. w. von der Wiederherstellung der Kunst bis auf unsere Zeit trägt Hr Prof. Desterley, mit Benützung der Gemählde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 1 Uhr vor; auch ist er zum Unterricht im Zeichnen und Mahlen, so wie auch zur Leitung academischer Uebungen erbötig; für die letztern ist die Morgenstunde von 7 bis 9 Uhr Dinst. und Freyt. bestimmt. Unterricht im Landschafts-Zeichnen gibt Hr Zeichenmeister Oberlein.

Ueber die vorzüglichsten Gemählde, welche sich in den öffentlichen Bilder-Galerien Deutschlands befinden, wird Hr Prof. Desterley Mont. und Donnerst. um 7 Uhr M., mit besonderer Rücksicht auf Zuhörer, welche Deutschland bereisen wollen, eine Vorlesung halten.

Für die Sing-Academie bestimmt Hr Musik-Director Dr Heinroth, den Abend jedes Montags von 8 Uhr an; so wie er auch zum Privat-Unterricht im Gesänge, Clavierspiele u. Generalbasse erbötig ist.

Alterthumskunde.

Die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten handelt Hr Hofr. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr ab.

Die Römischen Alterthümer erläutert Hr Prof. Hoed 5 St. wöch. um 4 Uhr.

Orientalische und alte Sprachen.

Einige Schwierigkeiten der hebräischen Grammatik, besonders in der Syntax, wird Hr Consist. R. Pott in einer öffentl. Vorles. Mont. und Donnerst. um 11 Uhr erläutern.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr Assessor Dr Wüstenfeld 5 St. wöch. um 11 Uhr; Hr Dr Bertheau trägt die Hebr. Grammatik 5 St. wöch. um 11 Uhr vor, und erklärt sodann zu weiterer Uebung seiner Zuhörer ausgewählte Stücke der historischen Bücher des A. Testaments.

Für den Koran bestimmt Hr Prof. Gwald zwey öffentliche Stunden wöch. um 6 Uhr.

Die Anfangsgründe des Arabischen lehrt Hr Assess. Dr Wüstenfeld, nach einer kurzen Uebersicht der Arabischen Literatur, Dinst. u. Freyt. um 1 Uhr vortragend.

Ueber den Mahā-Bhārat hält Hr Prof. Gualb 2 St. wöchentlich um 6 Uhr eine öffentliche Vorlesung. — Hr Dr Benfey trägt Mont. und Dinst. um 1 Uhr die Grammatik des Sanskrit vor, und erklärt Donnerst. u. Freyt. um 1 Uhr aus dem Mahā-Bhārat die Episode von Nalus; außerdem ist er auch zum Privat-Unterricht im Sanskrit erbötig.

Exegetische Vorlesungen über das Alte und Neue Testament f. bey den Theolog. Wissenschaften.

Philologische Encyclopädie trägt Hr Dr Lion um 10 Uhr vor.

Lebensbeschreibungen der Philologen der hiesigen Universität wird derselbe um 2 Uhr in lateinischer Sprache vortragen.

Die Metrik handelt Hr Affs. Dr von Leutsch 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Vorlesungen über Griech-
ler übt Monta-
der des philol
Ajax von Sop
Pindars Oden
St. wöch. um
Alkestis; für
vierte Buch de
Uhr einige Le
Benfey, Mon
des Theocrits.
nerst. um 4
Hr Dr Schne-
richteten philol
um 2 Uhr Ari-
richt im Griech
Dr Lion, Hr Dr Benfey.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr Hofr. Mitscherlich übt Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung der Thebais des Statius, und erklärt um 2 Uhr die Satiren und Briefe des Horaz. Hr Hofr. Dissen leitet Mittw. um 11 Uhr die Disputations-Übungen derselben, und erklärt 5 St. wöch. um 3 Uhr Cicero's Bücher von den Pflichten. Hr Affs. Dr Bode erklärt 5 St. wöch. um 2 Uhr Cicero's Bücher vom Redner; Hr Affessor Dr von Leutsch, 3 St. wöch. um 5 Uhr ausgewählte Gedichte der vorzüglichsten elegischen Dichter; Hr Dr Lion um 1 Uhr, Sallust's Catilinarischen und Jugurthinischen Krieg, nebst ausgewählten

Briefen Cicero's. Hr Dr Benseny hält 3 St. wöch. um 3 Uhr eine Vorlesung über den Lateinischen Stil, und erklärt Dinst. u. Donnerst. um 3 Uhr Cicero's Rede für den Milo. Hr Dr Schneidewin erklärt 4 St. wöch. um 3 Uhr die Bacchides des Plautus und den Phormio des Terenz. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbietet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion, Hr Dr Benseny.

Ausgewählte Stücke mittelhochdeutscher Dichter erläutert Hr Hofr. Benedek 4 St. wöch. um 7 Uhr Abends.

Der Nibelungen Noth erklärt Hr Prof. Grimm Dinst., Donnerst., Freyt. um 6 Uhr durch allgemeine Einleitung in das Gedicht, und fortlaufende Erläuterung.

Neuere Sprachen und Literatur.

Ische Sprache lehrt Hr Prof. tet sich Hr Dr Lion, so wie Hr Lecterriecht im Französischen.

inde der Englischen Sprache ickte in Verbindung mit practischen ch. um 6 Uhr Ab. vor; Hr Lector

N. Mit Geübteren. liest Hr Lector um 6 Uhr W. Byron's Mazeppa

, nach den zu Braunschweig u. Mar- nen von ihm besorgten Ausgaben. —

Dr Lion zum Unterricht im Englischen. der Italiänischen, der Spa-

rtugiesischen Sprache lehrt Hr vöch. um 4 Uhr. — Zum Unterricht

außerdem Hr Dr Lion so wie Hr ;; der letztere lehrt auch die Spani-

Die Reitbahn ist dem Univ. Stallmeister, Gn Rittm. Kuvers, untergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtmeister, Gn Gastrop; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, Gn Hölzke.

Bei dem Logis-Commissär, Pedell Dierking, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn auch im voraus Bestellungen machen.

G ö t t i n g e G e l e h r t e A n z e i g e n.

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 13. März 1837.

G ö t t i n g e n.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, vom 28. Januar nahm der Hofr. Gauß von der Vorlesung des Hn Prof. Weber, über welche im 22. Stücke dieser Blätter Bericht abgestattet ist, Veranlassung, einen Vortrag über einen nahe verwandten Gegenstand zu halten; von welchem wir den Hauptinhalt hier zur Anzeige bringen.

Er betrifft eine neue Berichtigungsmethode zur Erfüllung einer wesentlichen Bedingung bey den feineren Hebelwagen, deren Wichtigkeit bisher nicht genug gewürdigt zu seyn scheint. Solche Wagen haben drey prismatische Schneiden; die eine nach unten gelehrte, in der Mitte des Wagebalkens, ruhet auf einem harten horizontalen Lager von Stein oder Stahl, und dient als Drehungsaxe bey dem Spiel des Wagebalkens; die beiden anderen an den Enden des Wagebalkens sind aufwärts gerichtet, und auf jeder derselben

[31]

selben schwebt das Tragestück, woran die Wagschale hängt. Die Tragestücke selbst sind von gehärtetem Stahl, und ihre unteren, auf den Schneiden ausliegenden Flächen vollkommen plan und hochpoliert.

Eine wesentliche Bedingung ist nun, daß diese beiden äußeren Schneiden mit der mittleren parallel seyn sollen. In der That, da vor jedem Umtausch der Gewichte in einer Schale die Wage erst gehemmt und dabey das Tragestück von der Schneide abgehoben wird, so ist nie darauf zu rechnen, daß sich nach Aufhebung der Hemmung das Tragestück genau wieder eben so auf die Schneide legt, wie zuvor: dies ist zwar unschädlich, wenn die betreffende Schneide mit der mittleren parallel ist, verursacht aber ein verändertes Moment, wenn eine Divergenz der Schneiden statt findet. Eine unvollkommene Berichtigung in dieser Beziehung ist eine Hauptursache, warum bey oft wiederholten Wägungen zuweilen bedeutend größere Abweichungen in den Resultaten sich zeigen, als man sonst von der vortrefflichen Arbeit und der Empfindlichkeit einer Wage erwarten sollte.

Die Mittel, deren sich die Künstler zur Berichtigung des Parallelismus der Schneiden bisher gewöhnlich bedient haben, sind nicht geeignet, alle zu wünschende Schärfe zu geben; auch ist es, bey feinen Wagen wie bey astronomischen Instrumenten, nicht der Verfertiger, von dem man die feinste Berichtigung zu fördern hat, sondern diese kommt dem zu, der die Wage gebraucht.

Das Verfahren, dessen sich der Hofr. Gauß zu dieser Berichtigung mit dem besten Erfolge bedient hat, beruhet auf folgenden Gründen.

Ben den Schwingungen des Wagebalkens verändert die zu prüfende äußere Schneide zwar

ihre Lage im Räume; diese verschiedenen Bogen sind aber alle unter einander parallel, wenn diese Schneide mit der (ruhenden) mittleren parallel ist. Anders verhält es sich dagegen, wenn die äußere Schneide der mittleren nicht parallel ist. Nehmen wir, um die Vorstellung zu fixieren, an, daß die äußere Schneide zwar mit der mittleren in Einer Ebene liege, daß aber die Richtungen der beiden Schneiden abwärts vom Beobachter divergieren. In diesem Falle wird bey dem Spiele des Wagebalkens die äußere Schneide sich auf einer Kegelfläche bewegen; ihr abwärts gekehrtes Ende wird, relativ gegen das nähere Ende, steigen oder sinken, so wie der Hebelarm, an welchem diese Schneide sich befindet, steigt oder sinkt. Dasselbe wird von dem die Schneide stets berührenden Tragestücke gelten.

Welcher von beiden Fällen nun statt finde, läßt sich erkennen, wenn auf dem Tragestücke ein Planspiegel befestigt ist. Am vortheilhaftesten ist es, diesen Spiegel so anzubringen, daß seine Ebene nahe senkrecht zu der Schneide ist, obwohl man darin nicht zu ängstlich zu seyn braucht. In dem ersten der beiden Fälle bleibt der Spiegel, während des Spiels des Wagebalkens, sich selbst parallel; im zweyten nicht; im ersten Falle wird also das Bild eines in schieflicher Entfernung vor dem Spiegel sich befindenden Gegenstandes unverrückt bleiben, im zweyten hingegen (wie man leicht übersieht), mit dem betreffenden Hebelarme steigen oder sinken. Das Umgekehrte würde statt finden, wenn die beiden Schneiden anstatt abwärts vom Beobachter zu divergieren, convergierten, es würde dann nämlich mit dem Steigen des Wagebalkenarmes ein Sinken des Bildes, und umgekehrt, verbunden seyn.

Nun läßt sich, wenn der Spiegel ein sehr

vollkommener ist, selbst eine äußerst kleine Veränderung des Bildes sicher und scharf mit einem Fernrohre erkennen. Der Hofr. Gauß gebrauchte als Gegenstand eine etwa 5 Meter vor dem Spiegel vertical aufgerichtete, in Millimeter eingetheilte Scale; das 35 mahl vergrößernde Fernrohr stand in nahe eben so großer Entfernung. Es erschien so das Bild eines Millimeters etwa 20 Secunden groß, wovon man noch Zehntel schätzen kann. So lange die Schneide noch nicht vollkommen berichtigt war, ging das Bild der Scale an dem Fadenkreuze des Fernrohrs auf und ab, wie der Wagemalken seine Schwingungen machte.

Für mathematisch gebildete Leser bedarf es bloß der Andeutung, daß auf diese Weise nicht bloß erkannt werden kann, nach welcher Seite eine Divergenz statt findet, sondern auch, hinreichend genau, wie groß dieselbe ist, wodurch, verbunden mit der Kenntniß der Weite der Gewinde der Correctionsschrauben, das Correctionsgeschäft in einen sicheren Gang gebracht wird.

Der Vollständigkeit wegen mögen noch ein Paar andere Umstände hier erwähnt werden.

Wenn man einen etwas großen Spiegel anwendet (der vom Hofr. Gauß gebrauchte, auf das Tragestück vermittelt einer eigenen Vorrichtung befestigte, hat 75 Millimeter Höhe), so ist es nothwendig, die Schalen mit hinlänglich schweren Gewichten zu belasten, weil sonst das Tragestück seitwärts umschlagen würde.

Es ist oben vorausgesetzt, daß die zu prüfende äußere Schneide mit der mittleren in Einer Ebene liege, also, wenn man die mittlere genau horizontal gestellt hat, bey horizontalem Stande des Wagemalkens gleichfalls horizontal sey, und nur etwa seitwärts divergiere. Gewöhnlich wird

aber diese Voraussetzun-
 Gänge statt finden, so
 de bey jener Stellung
 eine Ende etwas höher
 dere. Man erkennt die
 Prüfungsmethode, da
 des Wägebalkenarmes
 gleich seitwärts, und
 entgegen gesetzten Seite
 bemerkt werden, daß er
 handelt ist, an einer
 Künstler jedenfalls viel
 einen noch merklichen
 der Wägungen hervor
 daher auch bey den
 tionsmittel zur Wegfö-
 Nicht-Parallelismus a

E b e n d a s e l b s t.

DER ROSENGARTE von Wilhelm Grimm.
 In der Dieterichschen Buchhandlung, 1836.
 LXXXIV u. 94 S. in 8.

Schon lange in dem Besitze eines noch unbe-
 kannten Textes des Rosengartenliedes, habe ich
 doch mit der Herausgabe desselben gezögert, weil
 ich auf Entdeckung einer älteren Handschrift Hoff-
 te. Da das in dem Munde der Ueberlieferung
 beständig sich umwandelnde Epos keine Zurück-
 führung auf einen ursprünglichen Text gestattet,
 und jede eigenthümliche Auffassung Berücksichti-
 gung verdient, so wäre gegenwärtige, in das
 15. Jahrh. fallende, Handschrift auch neben et-
 ner früheren und besseren der Bekanntmachung
 immer noch werth gewesen; allein ich wollte die
 Untersuchung über die Fabel nicht übergehen, und

diese würde durch einen älteren Text ohne Zweifel sehr gefördert worden seyn. Indessen schwand jene Hoffnung, nach so manchen vergeblichen Nachforschungen, immer mehr, und da überdies die Handschrift, von welcher ich Abschrift genommen hatte, nach England gewandert war, so entschloß ich mich, die mehrmals zurück gelegte Arbeit wieder vorzunehmen und zu beendigen. Ob meine in der voran gestellten Abhandlung dargelegte Ansicht von der Entstehung und Fortbildung des Liebes, das poetischen Werth hat, und sich Form und Inhalt nach näher als ein anderes an das Nibelungelied anschließt, die richtige ist, muß ich freylich anderen zu beurtheilen überlassen; indessen kann die Vergleichung der verschiedenen Darstellungen der Fabel, und was ich sonst zu ihrem Verständniß beygebracht habe, auch dem, der eine von der meinigen ganz verschiedene Vorstellung hat, noch immer brauchbar seyn. Ein Text, wie der vorliegende, erlaubte keine critische Behandlung, wie das Werk eines bekannten Dichters; ich habe also nur etliches verbessert und ergänzt, und im übrigen mich begnügt, die schlechten Sprachformen des 15. Jahrhunderts zu beseitigen, jedoch beybehalten, was der geschichtlichen Grammatik von Nutzen seyn konnte.

N. 567 und 570 ließ daz für das. B. 569 was für was. B. 881 trütgesellen. B. 956. 957 diu für die. B. 1725 anderz für anders. Der Eigennamen Versäbe 49. 55, obgleich in Aa Bersäbe vorkommt, ist doch wohl nur Entstellung von ver (vrou) Säbe, und Ab enthält das richtige. - ze sunnnegihten. (Einleit. XXX.) heißt nicht vor Sonnenuntergang, sondern zu Johanni, wenn die Sonne ihren höchsten Stand

erreicht hat, und wieder zu sinken beginnt; mit-
in fällt auch die Folgerung S. LXVI. weg.

Wilh. Grimm.

Brandenburg.

Conspectus Geographicus insigniorum lo-
corum e geographia veterum populorum de-
lineatus, accentus graeci et syllabarum
quantitatis diligentiore cura habita, In
sum gymnas. comp.

der, academiae equi

Professor, 105 Seite

Die Quantität der St

bernamen ist bekanntlic

zumitteln, da die A

Man wird es daher a

mittel ansehen, daß d

Wörterbuche dafür geso

die meisten dieser Nam

der Quantität findet,

schen auch die griechisc

cent gegeben werden.

die Länge oder Kürze

gewöhnlichen Zeichen an

zunächst auf die Genau

Wf. rühmliche Sorgfalt

der geographischen Di

Asien anfangend von Westen nach Osten fort-

geht. Auf dies folgt Africa nebst dessen Ins-

seln; zuletzt Europa, gleichfalls mit den dazu

gehörenden Eylanden. Daß dies letztere am reich-

sten ausgestattet ist, wird man leicht erwarten.

Zuerst kommt mit größerer Schrift der Name des

Landes, und unter diesem die Namen der Berge,

Flüsse, Städte und der Völker. An Vollständigkeit ist freylich bey einer Schrift von so beengtem Umfange nicht zu denken. Indes enthält sie doch mehrere Tausend alte Namen, und die von größerer Wichtigkeit wird man nicht leicht vermissen.

Hn.

M a n n h e i m.

Von dem dortigen Vereine für Naturfreunde ist uns der dritte Jahresbericht (für 1836) zugesandt. Es wird darin von den Arbeiten der Gesellschaft, und dem Zuwachs ihrer Sammlungen Nachricht gegeben. Beschrieben wird unter anderen der Dens Lanarius eines Mamouth, der auf einer Rheininsel 1 Stunde von Mannheim bey dem Dorfe Altripp gefunden wurde, der auch nach Verlust der Spitze noch 4' 10" lang ist, und noch gegenwärtig 31 Pfund an Gewicht hält, im übrigen so gut erhalten ist, daß der größte Theil noch als Elfenbein verarbeitet werden könnte. Der Bericht von dem Zustande der Gesellschaft, die bereits auf 224 einheimische und 60 auswärtige Mitglieder angewachsen ist, gibt die günstigsten Aussichten für die Zukunft.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 43. Stück.

Den 16. März 1837.

L ü b i n g e n.

Bey Olsander: Die christliche Gnosis, oder die christliche Religionsphilosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. Von Dr. Ferdinand Christian Baur, ord. Professor der evangelischen Theologie zu Tübingen. 1835. XX u. 762 S. in Octav.

Die Art, wie der Hr. Verf. dogmenhistorische Stoffe aus dem christlichen Alterthume zu behandeln weiß, ist aus seiner Darstellung des Paulinischen Systems längst rühmlichst bekannt. Es kommt ihm nicht sowohl auf bloße Ermittlung der Thatfachen und deren Fassung zu einem übersichtlichen Ganzen an, auch begnügt er sich keineswegs, die Erscheinungen nach ihrer nächsten Veranlassung in den gegebenen Zeitumständen zu erklären und abzuleiten; sondern sein Streben ist immer auf einen mehr speculirenden Standpunkt gerichtet, von dem aus die einzelnen Er-

scheinungen nur, als Glieder einer fortlaufenden Kette im Ganzen der menschlichen Dinge ersaßt werden. Der Hr. Verf. beginnt sein eigentliches Geschäft erst da, wo gewöhnlich die Geschichte ihre Aufgabe schon gelöst zu haben meint; er sucht für die Erscheinung den philosophischen Begriff, und knüpft so die Einzelheiten an die tiefer liegenden Fäden an. In seiner Darstellung des Manichäismus erhob er auf diese Art eine Aufgabe, die früher nur auf dem Gebiete der christlichen Häresien behandelt war, zu einer Erscheinung auf dem umfassenden Boden ganzer Religionsysteme; Aehnliches widerfährt hier einer mit dem Manichäismus verwandten Erscheinung, der Gnosis, die nicht mehr unter dem engen Begriff einer Häresis, oder Abweichung vom recipierten Kirchenglauben behandelt, sondern wie schon der Titel des Buchs angibt, mit christlicher Religionsphilosophie überhaupt gleich gesetzt, und also zu einer sehr umfassenden Allgemeinheit erhoben wird. Die nächste Folge davon ist nothwendig die, daß der Hr. Vf. alle Erscheinungen der Religionsphilosophie hier der Gnosis an die Seite stellen, sie sämmtlich als Erzeugnisse desselben Keimes betrachten muß; zu dieser Consequenz versteht er sich dadurch, daß er den Begriff der Gnosis auf die Lehre Jacob Böhme's, das System Schelling's, die Glaubenslehre Schleiermachers und das System Hegel's anwendet, und in allen diesen Erscheinungen den gemeinsamen gnostischen Grundgedanken nachweist.

Verf.
ndelt,
Kir
con
zu

42. 43. St., den 16. Merz 1837. 411

streiten, wornach er so seine Untersuchungen an-
gelegt hat, sondern nur über die Resultate, die
er auf seinem eigenthümlichen Wege heraus ge-
bracht hat. Und hier müssen wir sofort das Be-
kenntniß ablegen, daß wir in dem letzten Ergeb-
nisse, oder in der Grundansicht von der Gnosis,
so wie in manchen Einzelheiten, des Verf's Re-
sultate nicht theilen können: es wird eben das
Streben nach Verallgemeinerung des Stoffes,
Erforschen des letzten Begriffes seyn,
Behandlungsmanier das Rechte ver-
rathen scheint. Eben deshalb kann aber
sich auch auf Nachweisung dieser
Ansichten beschränken, und des
Ueberraschenden, was vorlie-
gende Schrift darbietet, nur im Allgemeinen
rühmlichst gedacht werden.

Es handelt sich um den Begriff der Gnosis,
den der Hr Verf. aus einer beschränkten Bedeu-
tung, wie ihn seine Vorgänger von Irenäus
und Tertullian bis auf Neander und Matter fest
gestellt haben, heraus hebt, und zu einer umfas-
senden Allgemeinheit erweitert: was den Anderen
eine sehr bestimmte, höchst eigenthümliche Species
von Ansichten über göttliche und menschliche Din-
ge war, das erhebt der Hr Verf. zu einer ge-
nerellen Bedeutung, und macht es zu dem um-
fassenden Begriffe der Religionsphilosophie. Es
mag scheinen, als ob hierüber mit ihm zu rech-
ten, auf bloßen Wortstreit hinaus komme, wie
weit der Name Gnosis mit Religionsphilosophie
verwechselt werden dürfe. Allein einer sorgfäl-
tigen Zurechtstellung des Wortbegriffes wird gewiß
der Hr Verf. am wenigsten sich entziehen, der
ja schon durch die philosophische Schule, deren
Vertreter er im letzten Abschnitte dieses Werks

42. 43. St., den 16. März 1837. 413

ter denen sie den reinen Gedanken versteckt hält
 te; schwerlich darf ihr eine so bewußte Trennung
 zung des Mythischen dabey und der bloßen Reflexion
 zugeschrieben
 ihres Speculir-
 breitung hinter
 vorgehen hätte.
 handelnde Stoff
 o in einander
 ußte war, m
 en zu lösen.
 ergibt sich ihre
 in Werk des A
 wie sie selbst so
 können, oder w
 rthig halten so
 Polemik zu unt
 dem Bewußtsey
 von solcher Bet
 velt. Hier also
 Gnosß und Phil
 nie auf die For
 kann, ohne so
 durch ein Aufge
 Verlieren in B
 nen nicht mehr
 herrscht, geht I
 phie verloren,
 der Intuition,
 auch Gnosß ne
 als eine sehr u
 heitsforschung z
 der Philosophie
 nach der Hr B
 die alterthümlich
 erer Zeit in Pa

Charakter theosophischer Anschauung haben, namentlich mit der Lehrtät Jacob Böhme's, und auch wohl mit dem Systeme Schelling's; so wird doch gegen die Uebertragung jenes Begriffes auf Formen, die nur die bewußte Reflexion festhalten, aus Pflicht der Billigkeit protestiert werden müssen; namentlich gilt dies von der Glaubenslehre Schleiermacher's, und noch in höherem Grade von dem Systeme Hegel's, das ja durch die allein geltende Realität des Begriffes im directesten Widerspruche mit aller Gnosis steht. Gebietet die Gnosis demnach auch demselben Geschlechte mit der Religionsphilosophie an, da sie mit ihr dieselbe Aufgabe löst, so wird sie doch durch die Form und Fassung der Aufgabe hinreichend als bloße Species des gemeinschaftlichen Genus zu erkennen seyn.

Zu demselben Resultate gelangt man auch durch Beachtung einer Frage, die von dem Hr. Verf. mit vieler Sorgfalt wieder aufgenommen ist, in wie fern Mosheim Recht habe, daß er für die Gnosis den Character der orientalischen Philosophie forderte. Obgleich Mosheim's Beweis dafür wohl nicht ganz gelungen zu nennen ist, so läßt sich doch auch nicht verkennen, daß wenigstens Etwas an der Sache sey, und der Hr. Verf. selbst ist (S. 36) geneigt, dies einzuräumen, indem er hier von einem orientalischen Standpuncte redet, von welchem die gnostischen Systeme ausgegangen seyen. Schon die ganze Emanationslehre kann dahin gerechnet werden, die sich fast in allen Systemen wiederholt, welche der orientalischen Speculation angehören, und auch, wo sie im Occidente auftritt, recht leicht auf eine morgenländische Quelle zurück geführt werden kann. Aber noch treffender gilt dies von

der bestimmten Form, unter welcher der Orient das Entwickeln des Endlichen aus dem Unendlichen vorstellt, der Zeugung durch Geschlechtsbetheiligung. Davon liefert das Abendland, selbst die hier ausgebildete Theosophie und Mystik, keinen Beweis, während die Gnosis damit so manchen anderen Systemen sehr bestimmt an die Seite tritt: man braucht nicht einmal nach Indien zurück zu gehen, man kann schon in den Kosmogonien des vorderen Orients so bestimmt überall dieses Characteristische auffinden, daß die Gnosis, die auf gleiche Weise die verschiedenen Stationen in der Emanation aus dem Urgrunde durch mehrfache Zeugungen darstellt, dadurch diesem echt orientalischen Kreise anheim fällt. Nicht genug also, daß die Gnosis durch die ganze Form ihrer Darstellang sich von der Religionsphilosophie unterscheidet, und in das Gebiet der Theosophie gehört; sie zeichnet sich auch auf diesem gemeinschaftlichen Boden wieder durch eine bestimmte orientalische Eigenthümlichkeit aus, die durchaus erst verwischt, ihre scharfe Concrettheit erst getilgt werden muß, ehe die Verallgemeinerung, wie sie der Hr. Verf. gewagt hat, für gerechtfertigt gelten darf. In diesem Sinne dürfte also die Parallele mit Böhme und Schelling, die oben zugestanden ward, kaum noch gerechtfertigt werden können, und der ganze Gang des Hrn. Verfs. noch mehr dem Einwurfe erliegen, daß er dem Begriffe der Gnosis die gehörige historische Bestimmtheit genommen, ihn zu einer Ausdehnung erhoben hat, wozu ihm weder der bisherige Sprachgebrauch, noch der innere Zusammenhang der Gnosis selbst ein Recht gewährte.

Die durch die bisherigen Angaben gewiß reichend bezeichnete Manier des Hrn. Verfs.,

der historischen, concreten Erscheinung aufzusteigen zu einem Begriffe, und darin erst das rechte Verständniß zu finden, wirft nun sehr leicht ein einigermaßen entstellendes Licht auf die Sache selbst, und würde es gewiß noch weit mehr geworfen haben, wenn nicht gerade die schon rühmlichst erwähnte Bekanntschaft mit den Quellen den Verf. vor zu entstehenden Auffassungen bewahrt hätte. Allein eine völlig richtige Erfassung der ganzen Erscheinung der Gnosis können wir es doch unmöglich nennen, wenn der Verf. ihr eigentliches Wesen darin setzt, daß sie zu ihrem Stoffe die vorhandenen, gegebenen Religionen, Heidenthum, Judenthum, Christenthum genommen, und für das so gewonnene Material durch Religionsphilosophie ein gewisses Verhältniß vermittelt habe. Der nächste Eindruck, den diese Schilderung der Gnosis hervor bringt, ist gewiß der, daß sie mit Willkür und mit dem Bewußtseyn der Superiorität sich ihren Stoff gewählt, und mit Absicht eine Vermittelung desselben zur endlichen Harmonie versucht habe; die Gnosis selbst tritt dadurch sofort als eine Erscheinung auf, die von jenen drei Religionen unabhängig und außerhalb ihrer eine Einwirkung auf dieselben unternimmt; vielleicht hat der Hr. Verf. selbst dies anfangs gar nicht so beabsichtigt: aber es ist nothwendige Folge seines philosophischen Standpunctes. Indem er die ganze Erscheinung der Gnosis auch in ihrem Verlaufe und ihrer Entwicklung zum Begriffe erhebt, also auch das, was sie bewirkt, die Verschmelzung der drei Religionsformen, sofort mit in ihr Wesen aufnimmt: so erwachsen ihm unter den Händen Merkmale derselben, denen sich die eigentlichen Stifter und Bearbeiter der gnostischen Richtung

gar nicht bewußt gemessen sind, und die deshalb auch auf keine historische Wahrheit Anspruch machen können. Wir wollen nicht darüber entscheiden, ob ein Valentin oder Bardesanes mit seinen seltsamen Gestaltungen noch gemeint hat, auf wahrhaft christlichem Boden zu stehen, und ihm wegen seiner Verirrungen nur das enge Gebiet einer Häresie angewiesen werden muß; allein den bewußten Voratz, jene drei Religionsformen als Material behandeln, und durch Hülfe der Religionsphilosophie selbständig zu einem harmonischen Resultate verarbeiten zu wollen, müssen wir ihm unbedingt absprechen; denn eine solche bewußte Reflexion, die ihre Aeonreihen als Hülsen und Behälter behandelt, konnten wir ihnen oben nicht beylegen, ohne ihnen sofort wegen des Absichtlichen dabei den Vorwurf des Betruges aufzuzählen. Die ganze Behandlung jenes dreifachen Materials kann also erst als Verkauf der Gnosis, als ihre Anwendung in der Praxis betrachtet werden; ihre Definition selbst muß noch davon verschieden seyn, und ihr eigentliches Wesen höher hinauf liegen.

Vielleicht läßt sich jene, nur auf Begriffsbildung bedachte, und von hier aus die Erscheinung ermägende Manier des H. Verfs nicht treffender bezeichnen, als durch Zusammenhalten mit einer von ganz entgegen gesetztem Standpunkte genommenen Definition der Gnosis, in der so rühmlichst bekannten Gieseler'schen Recension der Alexander'schen Entwicklung der gnostischen Systeme; die Gnosis wird hier erklärt als eine durch Hinzutreten des Christenthums veranlaßte neue Entwicklung des phylonischen Materialismus, welches in Syrien noch durch den persischen Dualismus modificiert ward. Im Grunde finden sich auch

hier dieselben Elemente, woraus der Hr Verf. seine Definition zusammen gesetzt hat. Die drey Religionsformen sind als Christenthum, als Judenthum im Philo, als Heidenthum im Platon berücksichtigt, und auch das philosophische Streben durch Anführung des philonischen Platonismus hinreichend bezeichnet. Allein wie ganz verschieden ist doch die Auffassung der angegebenen Merkmale! Bey dieser streng historischen Ansicht ist der genetische Ursprung der ganzen Erscheinung gegeben, ihr Wesen also erfasst, ohne ihre Wirkungen mit dem Begriffe zu vermengen; dagegen der Hr Verf. stellt sofort beides durch einander, erhebt den ganzen Verlauf zu einem Begriffe, und führt sofort Alles das als nothwendig und beabsichtigt auf, was erst in der Anwendung der Gnosis auf das vorliegende Material sich hervor stellt, und gewiß den ersten Trägern und Bearbeitern derselben unbewußt war.

Bedarf es ja noch eines weiteren Beweises, daß bey solcher Erhebung der concreten Erscheinung zum allgemeinen Begriffe gerade die historische Eigenthümlichkeit leicht verloren geht, so kann derselbe aus der Art geführt werden, wie der Hr Verf. hier das Heidenthum zum Gegenstande der Gnosis macht; der Ausdruck Heidenthum ist offenbar viel zu weit für jene Erscheinung, die doch in der That nicht alle Formen des damaligen Paganismus in sich aufnahm, die nur eine bestimmte Modification desselben, den Platonismus und den zoroastrischen Dualismus verarbeitete, dagegen den eigentlich hellenisch-römischen Polytheismus gar nicht berücksichtigte, der doch am ersten unter jener Bezeichnung verstanden werden mußte. Auch an anderen Punkten läßt sich noch die Incongruenz des histori-

zu besitzen.

Abgesehen von diesen Ausstellungen, die freylich die Hauptleistung des Verfs treffen müssen, ja eigentlich den ganzen Standpunct treffen, von dem die neue Behandlung des so verwickelten Stoffes unternommen ist, erkennen wir nun gern die vielfach trefflichen Blicke an, die in das Wesen

der Gnosis hier eröffnet sind. Als Verdienst muß dem Hn Verf. zugestanden werden, Manches zur Untersuchung mit heran gezogen zu haben, was von früheren Forschern auf diesem Gebiete liegen war: so namentlich das Gnostische in den Homilien, die den Römischen Clemens tragen, und die eine gnostische Entwicklung an die Person seines Gegners gegen Simon Magus. Der Verf. bedient sich seiner des Gnostischen in diesem Systeme so vollständig, daß er daraus eine neue Gnosis bildet, worin Christenthum identifiziert, und beide

dem Heidenthume entgegen gesetzt werden. Eine weitere neue Leistung ist die Berücksichtigung der Polemik gegen die Gnosis vom Standpunkte der Kirchenlehre und des Neuplatonismus. Aber auch endlich die Parallelisirung der übrigen Formen der Theosophie und Religionsphilosophie mit der Gnosis, wozu der Verf. sich das Recht durch weitere Fassung dieses Begriffes ermittelt, ist, selbst wenn man in dieser Grundansicht ihm nicht beistimmen kann, gewiß vielfach anregend und fruchtbar zu nennen. Doch bleibt die Frage übrig, ob nicht mit demselben Rechte der Begriff der Gnosis auch auf andere Systeme des Mittelalters und der neueren Zeit hätte ausgedehnt werden müssen; die Philosophie eines Scotus Erigena, ja unter den Scholastikern gewiß ein Thomas und Scotus behandeln das christlich-dogmatische Material so selbständig speculativ, daß sich für sie gewiß der Character einer Religionsphilosophie, oder nach dem Wf. einer christlichen Gnosis wird geltend machen lassen: selbst Swedenborg mit seinem phantastischen Rationalismus

Hätte schwerlich aus dem Kreisse der Untersuchungen ausgeschlossen worden dürfen. Können wir demnach dem eigentlichen Resultate des Wetts in keiner Hinsicht bestimmen, so erkennen wir doch gern die Leistungen deutschen Fleisses und deutschen Talentes an, wodurch das kirchenhistorische Gebiet hier bereichert ist.

R—g.

Amst erb a m.

Apud J. Müller. Specimen psychologico-medicum de Somniis, autore Everardo Fabio. XVI u. 206 Seiten. 1836. 8.

Diese Doctor-Dissertation eines jungen holländischen Gelehrten ist nach Landesart in einem fließenden und reinen Latein abgefaßt, und behandelt ihren Gegenstand mit Klarheit und Sachkenntniß, nebst reichhaltiger, nicht selten überladener Angabe der literarischen Hülfsmittel. Die bisherigen Ansichten und Erfahrungen sind gut zusammen gestellt. Einer neuen Idee oder eigenständlichen Beobachtung begegnet man jedoch nicht. Nach einer Widmung und Einleitung folgt das erste Kapitel De Somno. Beschreibung des Schlafes; Ursachen desselben; Zustand des organischen und animalischen Lebens, so wie ihr gegenseitiges Verhalten (in sofern jenes vom Gehirn, dieses vom Ganglien-Systeme abhängt) und auch das der Seele während des Schlafes. Cap. II. De Somniis vulgaribus. Verhältniß zwischen Schlaf und Traum. Wirkksamkeit der Phantasie, der Ideenassociation und besonders der Reproduction früher empfangener Eindrücke im Traume. Cap. III. De Somnambulismo.

Seine Entstehung durch Natur und Kunst. Zustand des erwachten Nachwandler's. Verhalten der äußeren Sinne; Gewalt der Phantasie, des Gedächtnisses und anderer Seelenkräfte während des Nachwandelns. Cap. IV. De Somniis vaticiniis. Viele Geschichten von Ahnungen und weissagenden Träumen werden angeführt und, in vielen Fällen nachgewiesen, daß das scheinbare Eintreffen entweder von der Rückwirkung der aufgeregten Einbildungskraft auf den Körper, oder von nachherigen Aus schmückungen abzuleiten sey. Aehnliches finde bey den sympathischen Träumen statt, wo ferne Dinge als nahe gesehen werden. *Plurima ergo somnia* (sagt er S. 145) *sympathica, aequae ac vaticina, mihi videntur explicanda e phantasia iudicium provocante, aut fortuito ad veritatem de rebus, temporis spatii intervallo se junctis, agente*, Cap. V. De Somniorum causis. Der Körper, indem er auf die Phantasie, das Blut, indem es auf die Cerebralkräfte wirkt, dann das Nervensystem selbst, das jedesmahlige Befinden und eine nicht geringe Anzahl äußerer Reize sind die wesentlichen Veranlassungen und Bestimmungen der Träume.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 18. März 1837.

V o n n.

Bei Ab
Unterschieden, Ze
Vorlesung
Kolk, Dr
der zweite
J. F. G.

Schröb
Arzt und
bekannt,
nämlich al
im Gebiete
auf dem E
thologie.
physischen
hauptsächlich
um klare
psychischen

anderer, als die Vermessenheit nachzuweisen, welcher in der neuesten Zeit dem Materialismus von Physiologen und Psychologen das Wort gerathen wurde.

Der Vf. zeigt in einer populären - aber würdig gehaltenen Darstellung, daß die Annahme von einer höheren, weit von allen anderen Naturkräften sich unterscheidenden, Wesenheit der menschlichen Seele sich nicht bloß durch religiöse und philosophische, sondern auch durch streng wissenschaftliche Untersuchungen rechtfertigen lasse.

Da in der neuesten Zeit ermittelt wurde, daß viele für specifisch verschieden erachtete physische Kräfte bloße Modificationen eines Urgrundstoffes oder einer Grundkraft seyen, so lag die Frage nahe, ob denn nicht alle Kräfte der Natur für bloße Modificationen einer Urkraft zu halten; ob nicht die Lebenskräfte in einem solchen Grade mit den Imponderabilien überein kämen, daß sie als identisch angesehen werden könnten, und ob diese nicht so viel Aehnlichkeit mit der Seele darböten, daß man diese für eine modificierte Lebenskraft, und den gesammten menschlichen Körper für einen zusammen gesetzten und künstlicheren physikalischen Apparat erklären dürfe? Es fanden sich auch Schriftsteller, die das Räthsel des Lebens gelöst zu haben vermeinten, indem sie die Seele für ein electrisches Fluidum und die Gedanken für galvanische Funken ausgaben.

Der Verf. entwickelt, daß Electricität für die Nerven u
derer, die
die Ersch
keine S
gelegt,
tät, ab

Schiedenen Gesetzen. Der Galvanismus erweckt

Auge das Gefühl von Licht, nicht weil es sich sey mit Nervenkraft, sondern weil das Auge durch ihn gereizt würde. Die Nervenkraft genau an das Rückenmark oder den Nervenenden gebunden, während ihrer Wirkung würde auf eine unbekannte Weise erregt oder verändert; sie werde nicht durch Feuchtigkeit geleitet, ad könnte nicht wie Electricität und Galvanismus überspringen. Sonst könnten nicht, nach den Berechnungen des Verfs durch die hintere Hälfte des Rückenmarks, durch welche alle Empfindungsnerven laufen, und welches kaum mehr als sechs Quadratlinien Dicke hat, weit mehr als 300,000 Nervenfasern gehen; von welchen jeder für sich eine scharf unterscheidbare Empfindung dem Sensorium zuführt. Bey den Bewegungsnerven wirkt nur derjenige Nervenfasern, der unmittelbar mit dem Willens Organ Reiz empfängt; in einem Theile sey Thätigkeit und in dem anderen Ruhe. Die Reizung zum Gleichgewichte, wie bey der Electricität, wo die angeregte Kraft von einem Faden auf den andern überspringe, stünde nicht statt. Das Rückenmark sey allein Leiter für Nervenkraft, dessen Wirkung sich bis zum Gehirn erstreckt, und hier an das Empfindungsvermögen die Eindrücke mittheile, oder die Befehle des Willens nach den Muskeln bringe. Die Nervenkraft sey das Band, wodurch Seele und Körper z

zueinander
Buge-
nigungsp
gehen,
aus dem
so sey a
Seele zii

sind unsere höheren Vermögen nur Wirkungen derjenigen Kraft, die dem Gehirne eigen ist?

Diese Lebensfrage in Betreff der Existenz der Seele und unseres Begriffes von Unsterblichkeit hält der Verf. ganz besonders einer gründlichen Beantwortung für würdig. Er setzt auseinander, daß dem Gehirne die Nervenkräfte zugeschrieben werden müssen, nicht aber die Seelenvermögen, als ihm eigenthümliche Einrichtungen. Aus den Zufällen bey der Lähmung, beym blutigen Schlagflusse und den Gehirnkrankheiten leitet er den Unterschied ab zwischen der Kraft des Gehirns, der Nerven und den Geistesvermögen.

Willkür und Gedanken sey nte Eigenschaft der Nervenkraft. Ein höheres Vermögen beherrsche alle Nerven gleichmäßig.

In allen Vorgängen der Natur sey eine äußere Ursache zur Thätigkeit oder Bewegung nothwendig; allein die Seele habe den Anfang der Thätigkeit und des Reizes in sich selbst; sie handle willkürlich und unterscheide sich hierdurch von allen Naturkräften. In der weiten Natur, in der Anziehungskraft, in dem Galvanismus, ja selbst in der Nervenkraft, welche doch jeden Eindruck einzeln überbringe, sey nichts Aehnliches mit der undeutbaren gleichzeitigen Thätigkeit unserer Seele während z. B. eines Gespräches im Freyen, wo allein beym Sehen und Sprechen mehrere hundert Muskeln durch unseren Willen gespannt werden müssen, und die Fülle von Außen aufgenommener und von Innen mit Blüheschnelle verarbeiteter Eindrücke alle Berechnung und Vergleichung übersteigt.

Die Vorstellung von Körperlichkeit der Sachen falle beym Eingehen in ihre Wirkksamkeit gleich weg, denn je mehr wir den Vorrath von Sachen

id Vorstellungen in unserm Gedächtnisse ver-
dauern, desto leichter finde sie Raum darin.

Die Gall'sche Lehre von den Hirnorganen
trage gleichfalls für die Unabhängigkeit der Seele
im Körper. Die Organe seyen nur Werkzeuge,
die wohl einen Eindruck auf den Geist hervor-
bringen, aber woben es von uns selbst abhängt,
ob wir ihren Willen befolgen. Die sittliche Kraft
sey durchaus eine freye.

Im Wahnsinne verhalte sich nicht die Seele
als krank, sondern die Nervenkraft, welche ihr
verkehrte und falsche Eindrücke mittheile; es sey
mehr ein Sinnesbetrug. Bey der Geisteskrank-
heit empfangt die Seele verkehrte Eindrücke und
Bilder, hierdurch verleitet, unrichtige Begriffe und
Schlüsse; allein ihre höheren Kräfte, Urtheil und
Vernunftschlüsse könnten bloß unterdrückt werden,
nicht verloren gehen.

Der Verf. erwähnt Fälle aus seiner Praxis,
wo bey chronischen Geisteskranken, bey denen die
Leiden des Körpers sich mehr hinzogen, kurz vor
dem Tode, wo gewissermaßen die Hülle sich löste,
das längst unterdrückte Selbstbewußtseyn unge-
trübt zurück kehrte.

L e i p z i g.

Vermischte Schriften von Friedrich
Jacobs; sechster Theil (auch unter dem Titel
zerstreute Blätter). 1837. 8. XXII u. 590
S. (in der Dyk'schen Buchhandlung).

Wir haben die früheren Theile dieser Samml-
ung mit der ihnen gebührenden Auszeichnung an-
gezeigt, und können bey dem vorliegenden Ban-
de es nur mit dem Bedauern thun, daß nach

der Aeußerung des Verfs es der letzte seyn wird. Der Theil ist zwey hoch verdienten Männern, dem Hn G. Conferenzrathe von Hoff, und dem Freyherrn von Moll, gewidmet, der außer seinen wissenschaftlichen Verdiensten auch gewiß vielen unserer Leser aus seinen interessanten Mittheilungen und Brieffammlung bekannt ist; wobey der Vf. in der Zuschrift an dieselben uns einige Blicke in seine früheren Lebensverhältnisse, auch mit dankbarer Erinnerung an seinen Aufenthalt unter uns, und besonders auch in München, werfen läßt. Der Band zerfällt in vier Bücher, von denen jedes wiederum eine Anzahl einzelner Aufsätze enthält. Wir können bey der großen Mannigfaltigkeit nicht alle einzeln anführen, und müssen uns begnügen, die wichtigeren hervor zu heben. Die acht Aufsätze des ersten Buches beziehen sich sämmtlich auf das Alterthum, und sind jeder mit gelehrten Anmerkungen begleitet.

Der erste über den *Perfidus caupo* des Horaz I. Sermon. 1, 20. Der zweyte über die Nachricht Herodot's 1, 196., über die Brautschau, und 199 über das sich Preisgeben der babylonischen Frauen. Zugleich eine Fortsetzung und auch Berichtigung der von Heyne darüber angestellten Untersuchung. Der Verf. zeigt zuerk, daß beide Gegenstände von einander unabhängig sind; denn der erste, die Brautschau, und die damit verbundene Versteigerung der Mädchen, hatte mit der Religion nichts zu thun, sie hatte bloß öconomische Zwecke. Die andere, die Preisgebung der Frauen in dem Tempel der *Mylitta* war ein Opfer, um, wie Herodot ausdrücklich sagt, der Verpflichtung gegen die Göttin Genüge zu thun, nicht eine Art von Wollust, bey der

gezwungenen Umarmung eines fremden Mannes, den sie vorher gar nicht kannten. Es war eine Handlung, wodurch sich die Weiber, die alle als der *Myllitta* dienstpflichtig betrachtet wurden, von diesem Dienste loskauften und dadurch ihre Freiheit erhielten. Dies ward besonders dadurch bezeichnet, daß sie den Kopf mit einer Schnur — dem Zeichen der Dienstbarkeit — umwunden haben mußten, die sie dann ablegten oder zerrissen. Daß sie die Bewohnung eines Fremden gestatten mußten, war wohl zugleich eine Begünstigung von diesen, die in einer großen Handelsstadt nicht befremden kann, und ein Mittel zu der Bereicherung des Tempels. In dem Aufsatze *Xenophon* und *Themistogenes* wird die Frage untersucht, wer von beiden der Verfasser der *Anabasis* sey, die schon im Alterthume verschieden beantwortet wurde. Sie kann nur mit Wahrscheinlichkeit dahin entschieden werden, *Themistogenes* habe die Geschichte des Feldzuges nach *Materialien*, von denen die wesentlichsten und wichtigsten Theile von *Xenophon* selber ausgearbeitet waren, zusammen gesetzt und geordnet. — Ueber die Episode des *Thersites*, daß sie für die Haupthandlung, das Unternehmen der Schlacht, wesentlich sey. — Ueber den *Kottabus* nach *Athenäus*. Die Untersuchung ist aus *Wieland's Museum* III, 3. bekannt. Sie hat aber in den Anmerkungen beträchtliche Zusätze erhalten. — Ueber den *Ostracismus*, in der Form einer Rede an die Athener. Vertheidigung dieses, etwas verrufenen, Instituts durch seinen Mißbrauch, und Darstellung der Vortheile, die es in solchen Staaten wie Athen war, haben kann. Ein kurzer Aufsatz: *Griechenscenen*, beschließt dies erste Buch.

Die sechs Aufsätze des zweiten Buches haben meist religiöse Beziehungen. Wir machen besonders aufmerksam auf den Aufsatz: Heidenthum und Christenthum, wo der Verfasser das erstere, hauptsächlich das Hellenische, gegen den Vorwurf in Schutz nimmt, daß es den Gläubigen an Gott, und die Nothwendigkeit, sich seinem Willen zu unterwerfen, nicht anerkannt habe. Der folgende Aufsatz: das Priestertum, lehrt, wie dieses für die Kindheit der Völker unentbehrlich gewesen sey, und dadurch die ihm bewilligten Vorzüge und Rechte erhalten habe, aber freylich darin gefehlt habe, daß es bey den Fortschritten der Civilisation dennoch hartnäckig auf der Beybehaltung des Alten bestanden sey, als dieses bereits veraltet war. Der letzte Aufsatz: die Reise nach dem Orient überschrieben, kann gewissermaßen als eine Fortsetzung von diesem betrachtet werden, und führt den Verf. zuletzt auf einen Dichter, dessen 'Wanderungen nach dem Orient' auch von uns in diesen Blättern (S. g. A. 1830 und 1834) mit der ihnen gebührenden Achtung gewürdigt sind. Wir bedauern nur, daß der Vf. die letzte Frucht dieser poetischen Studien (das Dionysosfest von Heinrich Stieglitz) noch nicht gekannt zu haben scheint; den Sturz des alten Cultus in Thracien und seines Königs Pyrgos, durch die Einführung der Sacra des Dionysos darstellend, welches nicht nur durch seinen Inhalt und den darin wehenden poetischen Geist, sondern auch durch seine Form interessiert, indem es uns durch die fortdauernde Theilnahme des Chors als handelnde, nicht bloß betrachtende, Hauptperson die des alten griechischen Dramas, wie es zunächst vor den Zeiten des Aeschylus gewesen seyn muß, in die Erinnerung zurück rief.

Die vier Aufsätze des dritten Buches haben meist politische Beziehungen. Der erste, Constitutionen betitelt, ist dem Ref. wie aus der Seele geschrieben, was die Vergleichung mit seinen Schriften bestätigen wird. Der Aufsatz Altes und Neues enthält so mancherley — auch unter anderen eine Vertheidigung des Hoflebens, — daß man keine lange Weile dabey haben wird. Der Aufsatz: der Büchernachdruck, ist dadurch gewissermaßen erhalten worden, weil er bisher nur in einem leicht vergänglichem Blatte, im Allgemeinen Anzeiger, abgedruckt war. Ein Vergleich der Taubheit mit der Blindheit schließt dieses Buch, und macht es zweifelhaft, ob der Verlust des Gesichts oder des Gehörs schmerzlicher zu ertragen sey.

Das vierte Buch enthält elf Aufsätze verschiedenen Inhalts, so daß sie sich nicht unter eine gemeinschaftliche Classe bringen lassen. Gleich der erste enthält einen willkommenen Beytrag unter der Aufschrift Göthe zu der Entstehung der Iphigenia, aus einer Handschrift in der Herzogl. Bibliothek zu Gotha, aus der Erbschaft des Herzogs Ernst, welche in einer sauberen und correcten Abschrift dieses Meisterstück in seiner früheren Gestalt, zum Theil in poetischer Prosa, enthält. Plan und Gang der Handlung ist zwar derselbe, so wie ein großer Theil des umgebenden Gewandes, und doch ist in Rücksicht auf die Vollenbung zwischen der Iphigenia der Handschrift und der des Druckes ein großer Unterschied, wovon mehrere Beispiele gegeben werden, die höchst auffallend sind. — Unter der Aufschrift Allotria wird eine für das practische Leben sehr wichtige Bemerkung ausgeführt, daß es, besonders für Geschäftsmänner, sehr nützlich

sey, wenn sie außer ihren amtlichen Geschäften noch irgend eine den Geist beschäftigende Liebhaberey, wie man es zu nennen pflegt, haben; und daraus für die Directoren von Collegiis die nützliche Lehre gezogen, die jüngeren Mitglieder nicht deswegen mit Amtsarbeiten zu überhäufen, um ihnen keine Zeit für solche Nebenbeschäftigungen zu lassen, was sonst leicht einen Widerwillen gegen ihre amtlichen Arbeiten erregen kann. Ein höchst interessanter Aufsatz ist dem verstorbenen Herzoge von Gotha, August Emil, als Schriftsteller gewidmet, über den kein anderer so genaue und zuverlässige Nachrichten geben konnte als der Verf., den der Herzog vor allen anderen zu seinem literarischen Vertrauten und Rathgeber sich ausersehen hatte. Der Verf. spricht von seinem fürstlichen Freunde mit der Achtung, die ein solches Verhältniß fordert, ohne deshalb seine Sonderbarkeiten zu verschweigen. Der Herzog war offenbar eine mehr poetische als prosaische Natur, und von einer stets productiven Thätigkeit. Zu dichten, Briefe und Aufsätze zu dictieren, war seine Lieblingsbeschäftigung. Nur Ein Werk ist von ihm im Drucke erschienen, das Kyllenion, oder ein Tag in Arcadien 1805. Mehrere andere sind angefangen aber nicht beendigt oder vollendet, wovon man das Weitere bey dem Verf. nachlesen muß. In den Anmerkungen werden Proben von der Correspondenz des Herzogs mit seinem Freunde gegeben, die oft poetisch, und zwar größtentheils in Sonnettenform, geführt wird. Sie gibt einen sprechenden Beweis, wie sehr der Herzog durch lange Übung die poetische Sprache in seiner Gewalt hatte. — Ein anderer Aufsatz ist einem merkwürdigen Manne gewidmet, über den es sehr er-

wünscht ist, einmahl etwas Zuverlässiges zu hören, dem berühmten Sprachkundigen, dem Abbate Mezzofanti in Bologna, der über dreißig Sprachen mit gleicher Beichtigkeit spricht, und ohne alle Ostentation. Die hier mitgetheilten Berichte sind theils von Hn Jacobs selbst, aus seinem Reisetagebuche 1825, theils von dem verstorbenen von Zach. Und in der That es bedurfte solcher Autoritäten, um die Erzählungen von ihm glaubhaft zu finden. Es ist nicht bloß die grammatische Richtigkeit und die Fertigkeit, sondern auch die Aussprache, welche Alle Fremden in Verwunderung setzte, indem sie einen Landsmann sprechen zu hören glaubten, und dies nicht bloß in den bekannteren, sondern auch den entfernteren europäischen Sprachen, wie der Russischen, Polnischen, Ungarischen, ja selbst der Sizgeuner-Sprache, die er von einem Soldaten dieser Nation erlernt hatte. Bey unserem ersten Zusammentreffen, sagt von Zach, redete er mich in ungarischer Sprache an. und machte mir darin ein so zierliches Compliment, daß ich höchlich darüber erstaunt war. Er sprach hierauf deutsch mit mir, zuerst in sächsischer, dann österreichischer und schwäbischer Mundart; Alles mit einer Wahrheit und Richtigkeit der Aussprache, die mein Erstaunen auf das höchste trieb. Eben so sprach er Englisch mit dem Capitain Smyth, Polnisch und Russisch mit dem Fürsten Wolkonsky etwa stotternd und stammelnd, sondern selben Geläufigkeit wie seine Muttersprache. einem Mittagsmahle saß ich neben ihn dem ich hier mehrere Sprachen mit ihm hatte, fiel mir ein, ganz aus dem Sinnige wallachische Wörter an ihn zu richten zu besinnen, ja ohne auch nur, wie

zu bemerken, daß ich ihn in einer so fremden Sprache anredete, antwortete er mir auf der Stelle in derselben, und mit solcher Leichtigkeit, daß ich ihm sagen mußte: langsam Herr Abbé, ich kann Ihnen nicht folgen, ich bin mit meinem wallachischen Latein bald zu Ende! Ja noch mehr, ein Freund erzählte Sn von Zach, daß Mezzasanti auch mit einem aus Indien zurück gekommenen Engländer Malaiisch gesprochen habe. Und das Alles that ein Mann, der nie aus seinem Vaterlande gekommen war, und was nicht weniger merkwürdig ist, ein Italiäner! — Der Aufsatz über die Sternwarte des Seeberges bey Gotha, durch welche der Herzog Ernst sich ein seiner würdiges Denkmahl errichtet hat, gibt interessante Nachrichten über die Entstehung und Geschichte derselben, und bey der Gelegenheit auch des Besuchees zweyer Astronomen auf derselben, des verstorbenen, höchst originellen Calande, und des noch lebenden Nestors der Astronomen, des Dr Olbers in Bremen, mit Beyfügung der, von dem Verf. im Auftrage des dortigen Observatorii verfaßten lateinischen Inschrift, im Lapidarstile, als Glückwunsch zu dessen im Jahre 1830 gefeyerten funfzigjährigen Doctorjubiläum.

Aber noch einen Beweis zugleich des Muthes und der Pietät des ehrwürdigen Verfs haben wir anzuführen. Herr Jacobs hat es am Schlusse dieses Bandes gewagt, für seinen ihm unvergesslichen Lehrer und Freund, für Heyne, das Wort zu nehmen gegen die Beschuldigungen, die man besonders in Beziehung auf F. A. Wolf neuerlich ihm aufgebürdet hat, und seitdem in Zeitschriften zu verbreiten sucht. Ref. hat nach so klarer Darstellung nichts hinzu zu fügen. Er

hat darin nur die Bestätigung von dem gefunden, was er in der Vorrede zu der Biographie des Verewigten gesagt hat; 'daß große und edle Charactere auch die Theilnahme großer und edler Gemüther erregen werden, so lange es deren noch gibt.'

Sn.

B o n n.

Verlag von L. Habicht. Das Blut, in mehrfacher Beziehung physiologisch und pathologisch untersucht von Dr. Herm. Nasse. VIII und 379 S. 1836. 8.

zusammen zu fassen, und das Einzelne durch sorgfältige Beobachtungen weiter zu entwickeln.

Dieses ist in vorliegender Schrift mit Erfolg geschehen.

Der Verf. hat in einer systematischen Anordnung fast alle das Blut betreffenden Rücksichten abgehandelt, mit vielem Fleiße das bisher Gelesene gesammelt, verglichen und verarbeitet; (alle benutzten Werke und Abhandlungen sind zweckmäßig am Ende aufgeführt und mit Nummern versehen und nur nach diesen Nummern sind sie im Buche selbst citiert); viele Angaben seiner Vorgänger hat er durch neue Versuche geprüft und somit manche Punkte sicherer und genauer, als es bisher geschehen war, fest gestellt.

Das Ganze zerfällt in vier Theile: 1) die Beschaffenheit des Blutes innerhalb der Gränzen der Gesundheit. — Die Veränderungen desselben

Die Eigenthümlichkeiten im Allgemeinen. — Verlustes auf die Beobachtungen auf die pathologischen Blutes überhaupt, und entfernten Ursachen in der Entzündungen und verdorren Blutes.

tes.
Einen Auszug, & Einzelheiten bestehend Beobachtungen enthielte unthunlich und mögen einige Angaben finden. Den Wärme lassenden Blutes fand bis auf 32° R. steigen Gelegenheit, das specifische

Blutcoagulum stehenden; Faserstoff aufgelöst haltenden, erst später gerinnenden Flüssigkeit zu bestimmen; es war 1,0310; das des Blutes nach heraus genommenem Faserstoff 1,0405; des Blutwassers 1,0278 (S. 39).

Von der geronnenen Faserhaut: Schwarte auf dem gelassenen Blute, der Crusta inflammatoria, wird gezeigt, daß sie sich zwar in der Regel bey heftigen Entzündungen finde, aber dadurch an semiotischem Werthe verliere, daß sie, trotz mehrfach angestellter Aderlässe, doch fehlen könne, und daß sie auch in anderen als entzündlichen Krankheiten, ja selbst in solchen, die denselben im Character ganz entgegen gesetzt seyen, zum Vorschein komme (S. 48). Dieser Punkt wird weiterhin sorgfältig erörtert und die erlangten Resultate (S. 121 ff.) zusammen gefaßt. Das selbe gilt (S. 164 ff.) von den Verschiedenheiten des nach ein- oder mehrmahligem Aderlasse erhaltenen Blutes; so wie (S. 363 ff.) von denen des arteriellen und venösen.

Ueber die Ursachen der 'Gerinnung' werden zwar die verschiedenen Meinungen angeführt und einzelne Behauptungen geprüft; aber im Ganzen keine hinreichende Belege zu einer festen Theorie beygebracht. Der Verf. spricht bloß (S. 186) die Ueberzeugung aus, daß die Gerinnung des Blutes nicht bloß ein chemischer, sondern zugleich ein in der Lebenskraft desselben beruhender Vorgang sey, der in unmittelbarer Beziehung zu dem Entweichen des Halitus sanguinis stehe.

H a n n o v e r.

Zur Beurtheilung des Nationalwohlstandes, des Handels und der Gewerbe

im Königr. Hannover von G. W. Martens. Mit Tabellen und zwey lithograph. Abbildungen. 1836. 8. IV u. 130 S. (bey Hahns).

Wir können dieß wichtige Werk in unsern Blättern nicht unerwähnt lassen, wenn wir gleich mit einer Anzeige uns begnügen müssen, da es größtentheils in tabellarischer Form verfaßt ist, und in der Angabe der Zahlen uns auch schon die Hannov. Staatszeitung in einem Auszuge zuvor gekommen ist. Es zerfällt in folgende fünf Abschnitte: 1) Statistif der Bevölkerung und des Bodens; allgemeine Uebersicht. 2) Landwirthschaftliche Verhältnisse. 3) Verhältnisse des Handels. 4) Schiffahrt. 5) Gewerbe im engeren Sinne. Die darauf folgenden 12 Tabellen enthalten alle die Angaben, welche nach dem obigen Inhalte erwartet werden können, und haben einen desto größeren Werth, da sie, nach der Versicherung des Vf., meist auf amtlichen Berichten beruhen. Das Verdienst des Vf., dessen amtliche Stellung ihm die Einziehung dieser Nachrichten erleichterte, ist desto größer, je irriger, wie er selbst sagt, die Darstellungen sind, welche in den letztverfloffenen Jahren hinsichtlich der Erwerbsquellen des Landes sich verbreitet, und selbst bey ausgezeichneten statistischen Schriftstellern Eingang gefunden haben. Wir hoffen daher mit Recht, daß diese dadurch werden berichtigt werden, und wünschen es um desto mehr, da die hier mitgetheilten Angaben fast alle erfreulicher Art sind. Die beiden lithographirten Blätter geben einen Grundriß und Ansicht der jetzt im Baue begriffenen höheren Gewerbschule.

Hn.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 20. März 1837.

Sidney H.

Von dort erhält
der Name von Göttin
den nicht unbekannt
enthaltend die ersten
verflochtenen Julius dort
mit dem Wunsche, die
Erwähnung geschehen
Wunsch erfüllen, gla
Lesern angenehm seyn
Auszüge daraus mitth

Reformer; weekly periodical, for
the Australian Colonies, published
by a Society of Colonists. Als Her-
ausgeber nennt sich, jedoch nur schriftlich, ein
Doctor Phares, der seit vier Jahren in Sid-
ney lebt. Jeden Sonnabend wird ein Blatt in
Folio ausgegeben, um es am Sonntage mit
Muße lesen zu können. Auch soll halbjährig eine
Prämie von fünf Sovereigns für den besten ein

[34]

gesandten Auftrag bezahlt werden. Der Verf. beginnt gleich in dem ersten Artikel mit der Versicherung, daß es nicht seine Absicht sey, eine Zahlenstatistik der Colonie zu geben, sondern die Sachen selbst darzustellen wie sie ihm erscheinen. Der Artikel ist überschrieben: Neu Süd-Wales während der letzten vier Jahre. Wenn gleich, sagt der Verf., die Fortschritte der Colonie während dieses Zeitraumes nicht beispiellos genannt werden mögen, so sind sie doch außerordentlich. Als ich vor vier Jahren hier ankam, sah man in unserem Hafen kaum ein Duzend Schiffe, und es ward schon als ein Glück betrachtet, wenn alle zwey oder drey Monate ein Schiff von England erschien. Wie ganz anders ist der jetzige Anblick! Wöchentlich, ja fast täglich kommen Schiffe von dort. Auch ist es nicht bloß der Britische Handel, der unseren Hafen belebt. Die Amerikaner müssen bey uns als einheimisch betrachtet werden; Spanier und Franzosen achten auf uns, und selbst das ferne Deutschland schickt uns Ladungen dort Weizen. Auch dieselben Fortschritte bietet der Anblick des Innern dem Reisenden dar. Wenn die neuen Ankömmlinge die ersten Schwierigkeiten überwunden haben, werden sie bald wohlhabend, fassen eine Vorliebe für ihr neues Vaterland, und werden aus Briten, Amerikanern, Deutschen, Australier. Jeder hat das Recht, Antheil zu nehmen an den öffentlichen Angelegenheiten, und dies weckt den Geist für Wissenschaft und Literatur, und wird in diesem Sinne eine Crisis herbey führen, die zwar noch nicht reif ist, aber nicht ausbleiben kann. Es ist der Zweck der angeklündigten Wochenschrift, das Colonialpublicum dazu vorzubereiten, und den Folgen vorzubeugen, die eine schlecht geleitete Presse bisher gehabt hat.

Man sieht aus diesem Allen, daß in Australien so wie in früheren Zeiten in N. America und jetzt in Canada, eine einheimische Nation europäischer Herkunft sich bildet, — sie wird jetzt schon auf 80000 angegeben — die wie andere Ackerbaucolonien auch wohl nicht immer in dem jetzigen Verhältnisse gegen das Mutterland bleiben wird. — Ueber die dortige Bibelgesellschaft und den Tod eines verdienten Geistlichen Robert Hill. Ueber die Verdienste eines Hn Stapleton um die Erforschung des Landes. — Auch aus einem in Hobbert Town in van Diemensland erscheinenden Journal über den dort abgegangenen Gouverneur Arthur werden Mittheilungen gegeben.

Die zweite Nummer beschäftigt sich zuerst mit der Frage: welchen Einfluß die Britische Reformbill für die Colonieen haben wird, besonders in kirchlicher Rücksicht. Sydney hat einen Lord-Bischof der Englischen Kirche, so wie einen catholischen Bischof, der wegen seiner Gesinnungen und seines Benehmens sehr gelobt wird. Der Gehalt des Lord-Bischof kann bey Erledigung der Stelle und der Wiederbesetzung verringert werden. Der Verfasser des Aufsatzes bekennt sich zu der gemäßigten Whig Partey, und setzt große Hoffnungen für die Colonie auf den schon abgegangenen Minister Charles Grant, einen Schüler von Canning. — Ueber die Verhandlungen und den Wirkungskreis der patriotischen Gesellschaft. — Ueber die Fortschritte des Erziehungswesens in dem Mutterlande, und Anzeige der darauf Bezug habenden Schriften.

Die dritte Nummer gibt Nachricht von dem Zustande der Russe in Sydney. Der Gasmach daran hat seit der Einwanderung einiger geschick-

ten Lehrer sehr zugenommen, man gibt Concerte und beurtheilt ausführlich die Sänger und Sänginnen.

Noch theilen wir aus dieser Nummer das Schreiben eines Colonisten am Schwanenflusse mit über einen Landsee im Inneren, von dem schon oft gesprochen ist. 'Meine Söhne, schreibt er, die viel mit den Eingebornen umgehen, haben von diesen gehört, daß es einen großen See mit salzigem Wasser im Inneren gebe, der zu groß sey, als daß man ihn übersehen, noch weniger umgehen könnte. Er sey sehr stürmisch, und die Wellen gingen in demselben so hoch wie Berge. In ihn ergössen sich viele Flüsse mit süßem Wasser, und an seinen Küsten sey vortreffliche Weide für Schafe und Rinder.' Es sind also nur Nachrichten vom Hörensagen, aber noch nicht von Augenzeugen.

Ob aus diesem Continente dereinst ein zweytes Nordamerica werden wird, steht dahin. Gewiß aber ist es das dauerhafteste Denkmahl, das Will. Pitt in den dortigen Niederlassungen seinem Ministerium gesetzt hat.

Sn.

G ö t t i n g e n.

Von Dieterich: Handbuch der Anatomie. Gefäßlehre mit Hinweisung auf die *Icones angiologicae* von C. J. W. Langenbeck. 1836. VIII u. 258 S. in 8.

Den beiden Hauptclassen der Blutgefäße entsprechend zerfällt dieses angiologische Handbuch in zwei Abtheilungen, von denen die erste die Arterien, die zweite die Venen darstellt. Jene werden von dem Centrum, dem Herzen, zur Peripherie, die Venen in umgekehrter Richtung ver-

folgt. Wegen der
 den Klarheit und
 sehr zweckmäßiger
 Demonstrationen,
 führung auf des Verfs
 leichtert es den
 zum Selbststudium
 net, — von bey weitem größerer Wichtigkeit er-
 scheint es aber als Handbuch für practische Aerzte
 und Wundärzte, indem es nicht auf eine schlichte
 Beschreibung des normalen Verlaufes und der
 gewöhnlichen Verzweigung der Gefäße sich be-
 schränkt, sondern sämmtliche, theils vom Verf.
 selbst, theils von Andern beobachteten abnormen
 Verhältnisse genau erörtert, eine specielle Betrach-
 tung der Aneurysmen und Blutaderknoten liefert
 und die Unterbindungsmethoden der Gefäße, nebst
 dem dabey zu beobachtenden sp
 genau angibt. Von besonder
 Ref. auch die specielle Angabe
 wodurch der Leser zu beurtheil
 gesetzt wird, wie ein Organ, d
 unterbunden worden, mittelst de
 Nebenäste noch ernährt werden
 viele und welche Gefäße un-
 müssen, um Aneurysmen gewiss
 Unterbindung zu heilen. —
 ster erleichtert den Gebrauch
 Schließlich will Ref. noch erwä
 der Vorrede gerügten Angaben
 von des Verfs Handbuche den
 dadurch sich erklären lassen, d
 uns eins der wenigen Exempla
 in welchen die beiden Tafeln
 Bogen das II. Fasc. als Ta
 III^b, auf dem vierten Bogen
 und Tab. IV^b bezeichnet sind.

derweitige Besitzer verglichen Exemplare hierin bemerkt wird, daß die genannten Abbildungen als wirkliche Tafeln zu zählen sind, wonach denn mit der Erklärung im Handbuche übereinstimmend — nicht IX, sondern — XI heraus kommen. Druck und Papier sind dem Inhalte entsprechend.

B.

P a r i s.

Chez J. B. Baillière: Embryologie ou Oologie, contenant l'histoire descriptive et iconographique de l'oeuf humain, par Alp. A. L. M. Velpeau. Accomp. de quinze planches, dessinées et lithographiées par A. Chazal. 1833. fol. XXVII u. 104 Seiten.

S l m e n a u.

Bei W. Fr. Voigt: Dasselbe Werk aus dem Franz. übersetzt von Dr C. Schwabe, pract. Arzte und Geburtshelfer in Weimar. Mit 15 lithogr. Tafeln. 1834. Fol. 84 Seiten.

Die Entwicklungsgeschichte, welche der neuesten Zeit so große Fortschritte verdankt, und die nach ihrem jetzigen Standpunkte einen bedeutenden Einfluß auf die Grundprincipien unserer heutigen Physiologie ausübt, hat in vorstehendem einen neuen Beitrag erhalten. Der Verf., schon seit vielen Jahren mit den Untersuchungen der Entwicklung des Eies beschäftigt, hat die Ergebnisse seiner Forschungen, die er bereits seit 1824 — 1829 der Académie des Sciences mitgetheilt, hier in einem Werke zusammen gestellt, darin seine Ansichten zu einem Ganzen zu vereinigen gesucht, und eine Menge Abbildungen theils aus anderen Schriftstellern, theils nach eigenen von ihm untersuchten Eiern hinzu gefügt, so daß gerade dieser letztere Umstand dem Buche sei-

en hauptsächlichsten Werth gibt. Auch ist das
 Werk mit einer nicht gewöhnlichen Literatur ver-
 sehen, und auch dabey auf deutsche Untersuchun-
 gen Rücksicht genommen, eine bey den Franzosen
 seltene Erscheinung, wo aber die Unterlassung
 gerade bey diesem Gegenstande unverzeihlich ge-
 wesen wäre, zu dessen Aufstellung deutsche For-
 schungen so unendlich viel beygetragen haben. —
 Die Einleitung gibt eine Uebersicht über den
 Stand der Embryologie in Frankreich, Deutsch-
 land und England, enthält aber zugleich im
 franz. Originale eine bedeutende Polemik gegen
 Brechet, die uns sehr unangenehm berührt
 hat: anfangs nämlich machten beide ihre Unters-
 suchungen gemeinschaftlich, entzweyten sich aber
 später, und jeder setzte seine Arbeiten für sich
 allein fort, Zeugnisse ihrer wechselseitigen Anis-
 mosität gaben aber beide hinlänglich ab, Bre-
 chet in seinen *Etudes etc. de l'œuf dans l'es-
 pèce humaine* (1832) und Velpéau hier.
 Wir finden es daher nur lobenswerth, daß der
 Uebersetzer diese ganze Polemik aus der Einlei-
 tung weggelassen hat. Der erste Abschnitt des
 Werkes mit der Ueberschrift: *Des Annexes du
 foetus* handelt in
 Bläschen und die
 Der zweyte Ab-
 schnitt die Bildung des Fö-
 tus. Vergleiche mit der
 ausgefallen ist, d.
 10 Seiten ein. 2
 geschriebenen Embry-
 onen angehören, mithin
 nur unsicher und
 mußten. Außerde-
 ssen gehörig geordnetes, es sind bloße Beschreibungen
 dessen, was der Verf. an seinen Embryonen ge-

sehen hat. Die dem origin. Werke beygegebenen 15 lithographirten Platten sind sehr schön und zart ausgeführt, und lassen nichts zu wünschen übrig. — Die Uebersetzung des Dr. Schwabe können wir nur als ein verdienstliches und dabey auch wohl gelungenes Unternehmen nennen. Seine Uebersetzung ist deutlich und unsrer Sprache angepaßt: dabey sind die beygegebenen Abbildungen ganz den F. und dazu ist, daß jnalt (25 anschaffen zmer auf n können, isprechen.

S.

P r e n z l a u.

Homer's Werke, übersetzt mit einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen versehen von Ernst Schaumann. 1835. 12. (bey Kalbersberg). Von dieser Uebersetzung, zu der dort erscheinenden Uebersetzungsbibliothek der griechischen und römischen Classiker gehörend, haben wir den Anfang B. 8. Anz. 1828. St. 111. in den beiden ersten Bändchen angezeigt und erhalten jetzt die Fortsetzung und den Beschluß der Odyssee. Wir beziehen uns auf das, was in jener früheren Anzeige zum Lobe derselben gesagt ist, und setzen nur die Versicherung hinzu, daß dasselbe auch auf diese folgenden Bändchen anwendbar ist.

Sn.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. 47. Stück.

Den 23. März 1837.

Paris.

Bey Lebrault: Mémoires de la Société
géologique de France. Tome premier. Pre-
mière partie. 1833. Deuxième partie. 1834.
XII u, 371 Seiten in Quart. Mit 23 Kupfer-
tafeln und 1

Es gibt
für welche d
licher seyn &
ihrer festerei
bung es so
Orten der G
und daß die
struction der
mit dem ver
genden wal
schaflichen &
Geologie be
viel ein gen

dieser Hinsicht vermag, haben die in Großbritannien bestehenden geologischen Gesellschaften gezeigt, denen man nicht allein einen außerordentlichen Schatz trefflicher, in den verschiedensten Gegenden der Erde angestellter Beobachtungen, sondern hauptsächlich auch die ausgebreitete Theilnahme verdankt, welche das geologische Studium in jenem Lande genießt. Nach dem Muster der Londoner geologischen Gesellschaft hat sich auch in Frankreich ein Verein zur Beförderung des Studiums der Geologie gebildet, der seinen Hauptsitz in Paris hat, sich aber von Zeit zu Zeit auch an anderen Orten in Frankreich versammelt, nicht allein um dadurch eine allgemeinere Theilnahme zu erwecken, sondern auch, um Veranlassung zu gemeinschaftlichen Bereisungen merkwürdiger Gegenden zu geben. In wie fern solche, von einer größeren Gesellschaft unternommene, Wanderungen der Wissenschaft wahren Gewinn bringen können, wollen wir dahin gestellt seyn lassen; möchten indessen glauben, daß die im ersten Eifer von dem Vereine wirklich unternommenen geologischen Excursionen, bey den großen Schwierigkeiten, welche ihre Ausführung haben muß, keine zahlreiche Nachfolge haben werden. Die geologische Gesellschaft von Frankreich gibt, wie die Londoner, auf gedoppelte Weise Kunde von ihrer Wirksamkeit: in einem Bulletin erstattet sie fortlaufenden Bericht über ihre Verhandlungen, und außerdem läßt sie eine Auswahl ihrer Abhandlungen drucken. Von dem ersten Band vor uns, im Formate der übrigen reichen Ausstattung mit Karten, Durchschnitten und anderen Abbildungen der Londoner Gesellschaft ähnlich, darin aber auffallend ab-

weisend, daß die wichtigsten Arbeiten von auswärtigen und die mehrsten nicht von den Mitgliedern herrühren, welche eine besondere Zierde des Vereins sind, und deren Thätigkeit für die Zwecke desselben von vorzüglich vortheilhaftem Einflusse seyn würde. Wir wollen den Inhalt kurz bezeichnen.

N^o I. Mémoire sur la Constitution géologique de la Corse, par M. Jean Reynaud, Ingénieur des mines pag. 1 — 22. Corsica macht einen Theil einer von Norden nach Süden sich ziehenden Bergkette aus, welche vom mitländischen Meere bedeckt, an einzelnen Stellen sich aus demselben zu bedeutenden Höhen erhebt. Sardinien ist die südliche Fortsetzung jener Kette, und nur durch einen Thaleinschnitt von Corsica getrennt. Die Figur dieser Insel ist eine Ellipse, deren längere Achse im Meridiane liegt, nördlich mit einer schmalen Verlängerung, südlich mit einer schiefen Abstumpfung; an der westlichen Küste mit vielen Aus- und Einbiegungen und Einkerbungen, wogegen die östliche eine zusammen hängende Linie mit wenigen Buchten darstellt. Diese auffallende Verschiedenheit der durch das Meer beschriebenen Umrisse steht im genauen Zusammenhange mit der übrigen Gestalt der Oberfläche und dem inneren Baue. Der westliche Theil von Corsica besteht aus ganz aus granitischen Massen, mit denen mannigfaltige andere crystallinische Gesteine vorkommen, unter welchen Diabase an einigen Punkten mächtige Berge bilden. Den östlichen Theil nimmt eine Formation ein, welche hauptsächlich aus glimmerigen und kalkigen Schiefeln, in Abwechselung mit Lagern von Sand- und Kalkstein besteht, und Massen von serpentinart.

gen Gesteinen einschließt, die an einzelnen Stellen sich bedeutend ausdehnen. Tertiäre Ablagerungen finden sich an drey Stellen, an den beiden Enden der Insel, und in der Mitte der Ostküste.

N^o II. Sur les environs de la Spezia, par H. T. De la Bèche. p. 23 — 35. Eine kurze Schilderung der verschiedenen Gebirgsformationen jener eben so sehr durch Naturschönheiten als durch geologische Merkwürdigkeiten ausgezeichneten Gegend, wodurch freylich die Zweifel nicht gehoben werden, welche noch hinsichtlich einiger von jenen Gebilden obwalten. In dem Kalksteine von Spezia will man Orthoceraten in Gesellschaft von Belemniten und Ammoniten, welche zum Theil mit Arten aus dem Steinkohlengebirge, Dolithgebilde und der Kreide übereinstimmen sollen, gefunden haben. Um über diese Angabe, welche mit anderen Erfahrungen im Widerspruche steht, ein Urtheil fällen zu können, sind noch genauere Bestimmungen jener Petrefacten, und sorgfältigere Beobachtungen über die Art ihres Vorkommens erforderlich.

N^o III. Observations sur les Roches volcaniques des Corbières, par M. Tournai, de Narbonne. p. 37 — 44. Die Gebirgsarten, von welchen hier die Rede ist und die sich in einer kleinen Gruppe von Bergen im Aude-Departement an der Nordseite der Pyrenäen finden, haben hinsichtlich ihres Vorkommens und in mehreren anderen Eigenschaften große Analogie mit denen, welche dem so genannten Ophitgebilde der Pyrenäen angehören, welche von Palassou, Charpentier und Boué beschrieben worden. Sie stellen sich als kleine an einander gereibte Hügel dar, welche an einen Kalkstein der Juras

formation gelehnt zu seyn scheinen, aber offenbar denselben unterteufen. Sie haben keine Stratification, schließen keine Petrefacten ein, werden von röthlichen Mergeln und großen Massen von Fasergypß begleitet. Die Entstehung des letzteren bringt der Verfasser mit der vulcanischen Bildung des wackartigen Gesteins, welches sich zuweilen als Mandelstein darstellt, in Verbindung, indem er glaubt, daß bey seiner Emporhebung mit Schwefelsäure angeschwängertes Wasser in die Höhe getrieben sey, durch dessen Einwirkung auf den Kalkstein der Gypß sich erzeugt habe.

N^o. IV. Description du Bassin de la Gallicie et de la Podolie, par feu M. Lill de Lilienbach, Directeur des Mines de Sol de Hallein en Salzbourg. p. 45 — 150. Das Becken von Gallicien und Podolien hat eine Ausdehnung von 900 deutschen Quadratmeilen. Das Land ist durch niedrige Hügel mit abgeplatteten Gipfeln characterisirt, welche mit breiten und flachen Ebenen wechseln, die entweder als alte Flußbetten, oder als tief eingeschnittene Thäler sich darstellen. Beynabe das ganze Becken ist von aufgeschwemmten und tertiären Ablagerungen bedeckt, welche in einer gewissen Verbindung mit dem Kreidegebilde stehen, aber gegen das Gangsgebirge von Podolien und den secundären Sandstein der Carpathen ungleichförmig gelagert sind. Die tertiären Gebirgsarten sind Sandstein, thoniger Mergel und Kalkstein; untergeordnete Massen erscheinen Gypß und Kohle, von welchen jener dem Kalksteine sich schließt, diese in den unteren tertiären Ablagerungen hier und da vorkommt. Die tertiären Massen sind reich an Petrefacten, besonders Ueberresten von Conchylien. In den Alluvien

massen kommen Ueberreste von großen Säugethieren vor. Bey den tertiären Ablagerungen ist das obere Kalkgebilde von dem darunter liegenden, Braunkohlen führenden Sandstein zu unterscheiden. Die Kalkformation erscheint in drey Gruppen: die erste wird durch dichten Kalkstein von bräunlicher oder weißlicher Farbe, mit Ueberresten von Meer- und Süßwasser-Conchylien gebildet; die zweyte enthält den eigentlichen Grobkalk, der aus oolithischen, weißlichen, kreidlichen und sandig-mergeligen Kalksteinen besteht; in der dritten kommen kalkiger und quarziger Sandstein, Conglomerate, Muschelsand und Thonarten vor. In dem Braunkohle führenden Sandstein wechseln thonige, mit Quarzmassen verbundene Sandsteine mit Sandsteinschiefer ab, und zuweilen haben Thonlager die Oberhand. Außer den Braunkohlen kommt hier und da Börnstein vor; und neben den Ueberresten von Vegetabilien trifft man darin auch Conchyliolithen an. Die secundären Formationen in Galicien und Podolien sind Kreide und Jurakalk. In jedem Gebilde liegt die reinere, weiche Kreide, zuweilen härtere Schichten und Feuersteinlagen enthaltend, zu oberst; darunter kommt der etwas sandige, graue oder blauliche Kreidemergel vor, worin sich hin und wieder Spuren von Pflanzen finden. Das Grünsand-Gebilde, worin Sand von feinerem und gröberem Korn mit Partikeln von Grünerde, abwechselnde Läger von kalkigem Sandstein und sandigem Kalkstein einschließt, trennt die Kreide von dem Jurakalk. Dies letztere Gebilde erscheint sehr einfach, indem es beynahe ganz aus einem dichten, etwas porösen, Conchylienreste enthaltenden Kalkstein besteht, der zuweilen dolomitisch oder oolithisch ist. Die

Masse, die
und Pod
uarziger
Sandstein
andstör
scheint,
atiten f
de, wel
inter ein
allende
lein, d
ich erhebt

N^o V,
tème t
France,
y trou
nont.
von einer
des Meeres
Periode,
abgesetzt worden, darstellt.

N^o VI. Note sur le Gypse du Tortonois,
par M. le Marquis Laurent Pareto. p.
123 — 128. Der Verfasser dieser Bemerkungen
hatte den Gyps, der in den Gegenden von Tor-
tona und Voghera vorkommt, früher für eine
secundäre Gebirgsart gehalten; durch
Leberzeugung gewonnen, daß er zu d
Gebilden, und zwar zur oberen Abt
Apenninischen Mergel gehört. Er
enthält nicht selten Schwefel, und zu
sonderen Merkwürdigkeiten gehört d
nen von Pflanzenabdrücken, welche
della darin sich finden, von denen
Aufsatz handelt.

N^o VII. Lettre de M. le Professeur Vi-

viani à M. Pareto, sur les Restes de Plantes fossiles, trouvés dans les Gypses tertiaires de la Stradella près Pavie. p. 129—134. Die Abdrücke, welche von Blättern baumartiger Gewächse aus der Abtheilung der Dicotyledonen herrühren, sind von einer kohligen Substanz begleitet. Ein Theil derselben hat sich mit ziemlicher Sicherheit bestimmen lassen, namentlich die Blätter von *Acer Monspessulanum*, *Coriaria myrtifolia*, *Alnus suaveolens*, *Alnus cordifolia*; Pflanzen, welche gegenwärtig in der Provence, in Corsica und im Neapolitanischen sich finden; woraus zu schließen, daß in der Zeit, in welcher diese Gewächse in der Gegend von Stradella zu Hause waren, die dortige mittlere Temperatur um 3 bis 4 Thermometergrade die gegenwärtige überstieg.

N^o VII. Observations sur le Liban et l'Antiliban, par M. P. E. Botta Fils. p. 135—160. Diese Abhandlung, deren Verfasser sich im Dienste des Viceröns von Aegypten befindet, ist von besonderem Interesse, da von den geognostischen Verhältnissen der Gegend, welche sie betrifft, bisher nur sehr wenig bekannt war. Nach den Beobachtungen des Vfs ist die Gebirgskette des Libanon aus drey verschiedenen Gebilden zusammen gesetzt. Der oberste Theil besteht im Allgemeinen aus einem Kalksteine, dessen Ansehen und Härte abweicht, und der mit Kalkmergellagen abwechselt. Die zweite, darunter liegende Masse, welche eine sehr verschiedene Mächtigkeit hat, ist von sandiger Natur, sehr eisenschüssig, und sowohl Eisenstein als auch Braunkohlen enthaltend. Das dritte und unterste Gebilde besteht aus zahlreichen Lagen eines cavernösen Kalksteins. Eine von Jn Boué an-

gestellte Vergleichung der von Hn Botta der geologischen Gesellschaft übersandten Felsarten und Versteinerungen macht es sehr wahrscheinlich, daß jene drei Hauptmassen des Libanon mit der unteren Kreide, dem Grünsande und dem oberen Jurakalk zu parallelisieren sind. Den beiden Abhängen entsprechend sind die Schichten jeder Seite stark geneigt; auf dem Gipfel haben sie dagegen im Allgemeinen eine horizontale Lage.

IX. Description du Terrain de Transport à Ossements du Val d'Arno supérieur (Toscane), par M. Ch. Bertrand-Geslin. p. 161—173. Der Verf. gibt zuerst eine topographische Uebersicht des Arno-Thales und handelt dann von den aufgeschwemmten Massen in den verschiedenen Theilen desselben. Das Resultat ist: daß die aufgeschwemmten Lager des oberen Arno-Thales von oben nach unten folgende sind: 1) Gerölle; 2) gelber mit Glimmer gemengter Sand von feinerem und gröberem Korn, mehr und weniger eisenküssig, mit fossilen Knochen und Süßwasser-Conchylien; 3) eine mächtige Masse von blauem, Glimmer haltendem Thon, mit fossilen Knochen und einer Lage von torfartiger Braunkohle. Es ist dem Verf. nicht unwahrscheinlich, daß diese aufgeschwemmten Massen mit denen gleichzeitig sind, welche in den Gegenden von Piacenza und Siena den oberen, tertiären, gelben Sand decken.

N^o X. Observations sur le Cante Monts-Dore, et la composition des volcaniques, par M. A. Desgenèves. 175—195. Diese Abhandlung ist nicht reich an trefflichen Beobachtungen über die geologischen Verhältnisse der genannten, höchst würdigen Gebirgs-Gegenden, sondern

zugleich manche tiefere Blicke in das Wesen und die Entstehung der vulcanischen Gesteine. Der Verf. sucht zu beweisen, daß der Cantal kein Erhebungskrater, wofür er von Dufresnoy und Elie de Beaumont angesprochen worden, sondern ein Eruptionskrater sey; daß man am Cantal wenigstens sechs Perioden vulcanischer Eruptionen unterscheiden müsse, die hinsichtlich der Zeit bedeutend von einander entfernt waren, wenn sie gleich in Ansehung des Raumes einander genähert erscheinen; und daß diese Perioden in folgender Ordnung, durch ältere Trachyte, trachytische Rämme (dykes), graulich-schwarze Trachyte, Phonolithe, ältere Basalte, neuere Basalte bezeichnet würden; daß diese Gesteine durch sehr genaue Verwandtschaftsverhältnisse unter einander verknüpft seyen; daß nach der Bildung des vulcanischen Kegels die ganze Gegend keine allgemeine Erhebung, wohl aber während einer jeden Eruptionsperiode einzelne, von einander unabhängige, excentrische Zerrüttungen erlitten habe. Die Bildung des Mont Dore hält der Verf. für eine analoge, indem er sich auch bey dieser Gebirgsgruppe gegen die Annahme eines Erhebungskraters erklärt, mit welcher, nach seiner Meinung, die sehr begründet zu seyn scheint, das Vorkommen von äußeren Zerreißungsthälern, die mit dem Crater in keiner Verbindung stehen, so wie der Mangel eines evidenten Grundes für eine allgemeine, kreisförmige Erhebung streiten. Möchten die Chemiker beachten, was der Verf. über den großen Mangel an chemischen Analysen von Gebirgsarten sagt. Für Chemiker, welche nicht zugleich Geologen sind, haben solche Untersuchungen freylich kein Interesse, da man bey den Felsarten keine bestimmte,

in Formeln ausgedrückende Mischungsverhältnisse anzutreffen pflegt; von größter Wichtigkeit würden sie aber für die Geologie seyn; die dadurch über manche noch gänzlich dunkle Verhältnisse der Gesteinsarten Aufschlüsse erhalten könnte; wie u. A. der schöne Erfolg der von Christian Smee-
lin unternommenen Untersuchungen der Phonolithe und Basalte gezeigt hat; und für die Chemie würde sich dadurch ein neues Feld der Forschung eröffnen, von welchem ohne Zweifel auch diese Wissenschaft gute Früchte erndten könnte.

N^o XI. Mémoire sur les terrains de Comblement tertiaires, par M. Reboul. p. 197 — 213. Die Sand-, Schlamm-, Grand und Geschiebmassen, welche eine Fortführung erlitten, haben entweder Vertiefungen ausgefüllt, oder auf der Oberfläche tiefer liegender Gegenden sich ausgebreitet. Der Verf. unterscheidet hiernach 'terrains de comblement' und 'terrains d'atterrissement', und theilt Bemerkungen über die verschiedenen Arten der ersteren mit. Bey Gelegenheit zeigt er auch, wie irrig der Name Diluvium ist, indem die Ablagerungen, welche man damit zu bezeichnen pflegt, nicht ausschließlich durch Ueberschwemmung gebildet sind, und diejenigen, welche dadurch entstanden sind, doch nicht von einer einzigen Ueberschwemmung herühren. Wir sind hierin mit dem Verf. vollkommen einverstanden, und heben absichtlich Bemerkung hervor, weil jene durchaus unrichtige Bezeichnung unbegreiflicher Weise sehr allgemeinen Eingang gefunden hat.

N^o XII. Coup-d'oeil d'ensemble sur Carpathes, le Marmarosch, la Transylv et certaines parties de la Hongrie, ré en grande partie, d'après les Journaux

Voyage de feu M. Lill de Lilienbach; par M. A. Boué. p. 215 — 235. Herr Boué hat sich ein wahres Verdienst durch die Mittheilung dieser und der nächst folgenden Abhandlung aus den Papieren eines sehr eifrigen und talentvollen, der Wissenschaft zu früh entrissenen Geologen erworben. Beide verbreiten Licht über die geognostischen Beschaffenheiten höchst merkwürdiger, aber noch wenig gekannter Länder. Zuerst über das Verhalten der Gebirgszüge in den genannten Gegenden, welche die bisherigen Karten größtentheils sehr unrichtig darstellen; sodann über ihre innere geognostische Constitution. Die gegebene Uebersicht ist so gedrängt, daß sie einen Auszug nicht wohl gestattet.

N^o XIII. Journal d'un Voyage géologique fait à travers toute la Chaine des Carpathes, en Bukowine, en Transylvanie et dans le Marmarosch, par feu M. Lill de Lilienbach. Observations mises en ordre et accompagnées de Notes par M. A. Boué. p. 237 — 316. Der erste Theil dieser bedeutenden Arbeit enthält Beobachtungen über die kleinen Carpathen und die Bergkette von Posing. Der zweyte Theil liefert Bemerkungen über das Baag-Thal, zwischen Silein und dem südlichen Fuße des Tatra-Gebirges und südöstlich von dieser Gruppe bis nach Eperies in Ungarn. Der dritte Theil handelt von den Salzlagerern und Salzquellen am nördlichen Fuße der Carpathen, von Bieliczka bis in die Bukowine. Eine Sammlung schätzbarer Notizen über die Lagerfolgen im Salzgebirge jener Gegenden, die indessen keine Entscheidung über das noch immer problematische, relative Alter dieses wichtigen Gebildes geben. Im vierten Theile sind Beobachtungen

über das hohe Gebirge der Bukowine enthalten. Der fünfte Theil liefert die in Siebenbürgen angestellten Beobachtungen; der sechste die Bemerkungen über Marmarosch und Ungarn. Diese Abhandlung begleitet eine von Hn Boué entworfene, geologische Karte von Siebenbürgen. Angehängt sind Bemerkungen über Siebenbürgen aus dem Tagebuche einer von Hn Boué unternommenen Reise; eine Beschreibung der Bergwerke von Rezs-Banya, nebst einer geologischen Karte, von dem Bergdirector Behl; eine Beschreibung des Bergwerks-Districtes im Gebirge von Millova im Arader Comitatz in Ungarn von Hn Kassel; eine Beschreibung des Bergwerks-Districtes von Spasza im Bannat, vom Bergdirector Raymann.

N^o XIV. Notice géognostique sur l'île de Noirmontier, département de la Vendée, par M. Ch. Bertrand - Geolin. p. 317 — 330. Diese Insel, welche beynabe die Form eines Kochen hat, besitzt in geringem Umfange mannigfaltige Gebirgsarten, welche zu vier Systemen gehören: 1) primäre Gebirgsarten, welche sich besonders an der Küste vom nördlichen bis zum südwestlichen Theile derselben erstrecken; 2) secundäre Sandsteine, welche zum Grünsand-Gebilde gehören; 3) tertiäre Meergebilde, vermuthlich zum Pariser Grobkalk gehörig, an der südwestlichen Küste; 4) fortgeführte und aufgeschwemmte Massen.

N^o XV. Observations Calcaire intermédiaire. Jean Steininger, P.
Diese von Abbildungen begünstigt ursprünglich zu Trier im und durch Hn Dönnando übertragen.

M ü n c h e n .

Bei Georg Franz: Zeitschrift für Theorie und Praxis des Bayerischen Civil-, Criminal-, und öffentlichen Rechts. Herausgegeben von Dr. Fr. Freyherrn von Ba Rhein, K. Kämmerer, Oberstudienrath im Ministerium des Inneren und Ministerialreferenten. Bd. I. Heft 3., mit fortlaufenden Seitenzahlen S. 225 — 314. Bd. II. H. 1. S. 1 — 112. 1835. in 8.

Eine Fortsetzung der im vorigen Jahre in diesen Blättern (St. 174. 175.) angezeigten periodischen Schrift. Auch die beiden vorliegenden Hefte stehen den vorhergehenden würdig zur Seite, indem sie nicht nur den Fleiß und die Vaterlandsliebe ihrer, zum Theil in den wichtigsten Staatsämtern angestellten, Verfasser bezeugen, sondern auch häufig Anreizungen zum Nachdenken enthalten, die dem Gesetzgeber und dem Freunde der Wissenschaft im Inlande nicht anders als erwünscht seyn können, und zum Theil selbst für den Ausländer lehrreich sind, wie sich aus der hier folgenden Darstellung des Inhaltes ergeben wird.

B. I. Heft 3. № 13. v. Heimburg Erinnerungen über den Entwurf einer Civilgerichtsordnung für Bayern v. J. 1831. (Enthält die Fortsetzung und den Schluß von H. 2. № 7. Dieses Mähl a) über den Beweis durch den Eid, wobei u. a. der Wunsch geäußert wird, den Reinigungs Eid nach dem Beispiele der österreichischen Gerichtsordnung aus jeder Proceßordnung zu verweisen. b) Ueber Schlüsse und Vermuthungen, wobei gegen die Beweiskraft der zusammentreffenden Umstände manche wichtige Be-

Denklichkeiten aufgestellt werden. c) Ueber das wünschenswürdige Verhältniß der Einzelrichter zu den Districtsgerichten. d) Ueber die Beweis- kraft der Handlungsbücher; über Klagenhäufung u. s. w. 14. Ringelmann, über den Beweis des Meineides durch Zeugen. (Mit Recht wird dabey die größte Vorsicht empfohlen.) 15. WARTH, noch ein Wort über den unbedingten Vorzug des Verfahrens in gewechselten Schriftsätzen vor dem protocollarischen. Das Für und das Wider einer jeden dieser beiden Verfahrensarten wird mit Sachkenntniß und Scharfsinn gewürdigt und mit einigen — wiewohl von Halbheit nicht ganz frey zu sprechenden — Andeutungen über ihre Vereinbarkeit mit der öffentlich = mündlichen Rechtspflege verbunden. 16. Höfler, einige Winke über die dem Richter nothwendige Vorsicht bey Anwendung der Bestimmungen des bayerischen Strafgesetzbuches über die Präsomption des Dolus (I. Art. 41—44.), dann über den, von dem Untersuchten zu führenden, Beweis der Einsreden (II. Art. 272.). Bekanntlich war die Feuerbach'sche Theorie von der Vermuthung des Dolus in dem bayerischen Strafgesetzbuche zu gesetzlichem Ansehen erhoben. Als dieser Schriftsteller, von der Macht der Gegengründe gebrängt, späterhin seine Theorie widerrufen hatte, blieb sie im Gesetzbuche stehen. Der Verf. empfiehlt einige Vorsichtsmaßregeln, um diesen Uebelstand so unschädlich als möglich zu machen, und schließt mit den Worten von VORST: Verdamm't nicht leicht, wenn ihr nicht überwiesen habt! kann man den Richtern nicht laut genug zurufen. Den Gesetzgeber aber muß man dringend bitten, eine fehlerhafte Bestimmung, welche aus einer nicht genug entwickelten, und eben darum

fehlerhaften Theorie hervor ging, recht bald zu verbessern. 17. W. Ammon, ist der Kays dem großen Zehnten im bayrischen Civilrechte beizuzählen? (Gründe für eine bejahende Antwort). 18. Ebenders., macht sich der von seinem protestantischen Ehegatten durch das protestantische Ehegericht dem Bunde nach getrennte catholische Eheheil, wegen seiner Wiederverehelichung bey Lebzeiten des geschiedenen Gatten, des Verbrechens der Bigamie schuldig? (Eine Frage, die aus staats- und civilrechtlichen Gründen schon längst aufgehört haben sollte, Frage zu seyn und die der Verf., seiner würdig, mit zarter Schonung offenbar im Irrthume befangener Gewissen beantwortet). 19. Kurze Erörterungen aus dem gutsherrlichen Rechte, von dem Herausgeber. (Fortsetzung von H. 2. N. 11.)

8. II. Heft 1. N. 1. Debes, Betrachtungen über den Bundestagsbeschuß vom 30. October 1834, die Einführung des Instituts der Schiedsrichter betreffend, mit besonderer Rücksicht auf die Anwendbarkeit derselben in Bayern. Die Arbeit eines jungen Rechtsgelehrten in Würzburg, von dem das Vaterland, bey fortgesetzten Studien, nichts Gemeines erwarten darf. Ein Commentar, der sich durch Scharfblick und achtungswerthe Bescheidenheit auszeichnet, und allem Anscheine nach in anderen Bundesstaaten ähnliche Erörterungen veranlassen wird.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Geistliche gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 25. März. 1837.

München.

Beschluß der Anzeige: Zeitschrift für Theorie
und Praxis etc.

ste
m
ge
te
de
ri
al
v

en in Frage
reichsten und
t, zu dessen
Grundcharac-
terfassungen
Staaten zu-
n gehörigen,
auf folgende

den Bundes.
ind vor das
en?

daß bey ei-
fung an das

Schiedsgericht Platz greift?

III. Welche Garantie bietet das Schieds-
gericht für die Fällung eines unparteyischen Spru-
ches dar?

[36]

IV. Woburch wird der Vollzug des schiedsrichterlichen Ausspruches gewährleistet?

Der Verf. schließt seine Beantwortung dieser Fragen mit der Bemerkung, daß die Aufgabe, das Institut des Schiedsgerichts dem ganzen Organismus des Bundes und den einzelnen Landesverfassungen anzupassen, zu den schwierigsten Problemen gerechnet werden müsse, welche das deutsche Staatsrecht darbietet, und daß nur durch die practische Anwendung im Laufe der Zeit das Institut allmählich seine gebührige Ausbildung erhalten könne. 2) Steppes Bemerkungen über die Berechnung der Appellationssumme nach bayrischem Rechte. (Gegen die Praxis der bayrischen Obergerichte, welche die Appellationssumme nach dem Betrage berechnet, hinsichtlich dessen der Appellant durch das unterrichtliche Erkenntniß beschwert ist. (Beschwerdesumme, minus) sucht der Verf. zu zeigen, sondern die Streitsumme (Summe bis jetzt bestehenden Gesetzen die me ausmache. Was hier bloß e wird, dürfte in den Augen des ein Zugewicht durch allgemeine Gründe erhalten). 3) Faust, 6 Fragen aus der neuen bayrischen vom 1. Junius 1822. 4 über die Wirksamkeit der Staatsminalprocessen, nach den in Bayern geltenden Bestimmungen des Strafgesetzbuches von 1813, nebst beigefügten Wünschen für die künftige Gesetzgebung. Eine Bestätigung der schon von uns bey der Anzeige von Bd. I. St. 2. S. 1741. ausgesprochenen Bemerkung, daß das Institut der Staatsanwaltschaft bey der vorgeschlagenen Wiederherstellung der öffentlichen Rechtspflege doppelt nothwendig und wohlthätig erscheinen müsse.

Die Mangelhaftigkeit des bis jetzt in dieser Hinsicht Bestehenden wird gezeigt und mit Wünschen für eine zweckgemäßere Gestaltung verbunden. Ueber den Kostenpunct wird bemerkt, dieser Einwand sey zu unwürdig, als daß er berücksichtigt werden dürfte, denn zur Erlangung einer guten Justiz und besonders Strafrechtspflege dürfe dem Staate kein Opfer zu groß seyn). 5) Friedreich, gerichtlich-psychologische Bemerkung über den Artikel 98 und 99 des bayrischen Strafgesetzbuchs. (Der Verf. hatte Bd. I. S. 2. dieser Zeitschrift zu beweisen gesucht, daß es sowohl dem gegenwärtigen Standpuncte der gerichtlichen Psychologie angemessen sey, als auch vor Mißverständnissen und falschen und ungerechten Urtheilen bewahre, wenn in einem Gesetzbuche nicht die einzelnen psychischen Zustände, welche die Zurechnung aufheben, namhaft gemacht werden, sondern wenn eine allgemeine Bestimmung aufgestellt werde, nach welcher jede Frage über die Zurechnungsfähigkeit gelöst werden könne. Diese Ansicht wird hier auf die Bestimmung des bayr. Strafgesetzbuchs angewendet, in welcher die Zurechnungsfähigkeit bey begangenen Verbrechen nach dem Alter fest gesetzt wird. Der Verf. hält es für unzweckmäßig und ungeteicht, wenn in einem Strafgesetzbuche ein bestimmtes Alter in Bezug auf die Zurechnungsfähigkeit aufgestellt wird. Er bemerkt in dieser Hinsicht a) trotz aller Bemühungen der Gesetzgeber, in dieser Sache naturgemäße Bestimmungen zu erhalten, seyen dennoch bedeutende Lücken und Unbestimmtheiten geblieben, welche mit dem, was Anthropologie und Psychologie über die Characterere der verschiedenen Lebensperioden lehren, oft in grellen Widerspruch treten. b) Es sey unmöglich, die verschiedenen psychischen Charac-

tere und Zustände unter fixierte Bestimmungen nach den einzelnen Jahren zu bringen; die tägliche Erfahrung lehre, daß die psychische Entwicklung sehr oft hinter der Altersperiode zurück bleibe, so wie auch oft derselben vpraneile. c) Wenn nach dem fraglichen Artikel ein Individuum nur noch 3 Tage brauche, um 16 Jahre alt zu seyn, so gebe, im Falle eines begangenen Verbrechens, seine Jugend einen Grund zur Straf-milderung, drey Tage später falle er als Verbrecher der ganzen Strenge des Gesetzes anheim, und sein psychischer Zustand sey doch gewiß während dieser drey Tage der nämliche. Hier ents-tehe ein Absurdum und eine Widerrechtlichkeit, weil bey einem gleichen psychischen Zustande ein höchst verschiedener Grad der Bestrafung eintrete. Um diesen Bedenklichkeiten zu entgehen, trägt der Verf. darauf an, nicht durch ein gewisses Alter bestimmen zu lassen, ob Zurechnungsfähigkeit statuiert werden dürfe oder nicht, sondern durch den Ausspruch des Technikers, daß das Individuum zur Zeit der begangenen That im vollkommenen Besitze der psychischen Selbstbestimmungs-Fähigkeit gewesen sey, oder nicht, wobey sodann jeder einzelne Fall, gleichviel welches Alter der Thäter habe, diesem allgemeinen Princip subsumiert werden müsse. — Die Bemerkungen des Verfs, zumahl wenn sie mit dem in diesen Blättern (1835. N^o 138. S. 1373) angezeigten Aufsätze von F. Kistka, über die Zurechnungsfähigkeit jugendlicher Personen verglichen werden, können wesentlich dazu beitragen, die Theorte über diesen Gegenstand auf eine der Natur der Sache so wie der Würde und Unabhängigkeit der Gerichte entsprechende Art festzustellen. Ueber die Intervention der Techniker bey einer Sache, die in jedem einzelnen

Gasse das eigene Gewissen, und bey öffentlicher Verhandlung zugleich die Ueberzeugung des Publicums in Anspruch nimmt, wird nichts gesagt. Im Wesentlichen mit dem Verf. übereinstimmend bemerkt schon J. C. F. v. Böhm (Meditationes ad C. C. C. Art. 79. §. 5.) 'Sicuti moderamen in prima

ram numerum non
in senili in num

Diese Vergleichung

auf hohes Alter, |

Verf. entscheidend zu

bey Art. 103., der

punct haben müsse,

74) selbst zugegeben

vorgeschlagene viel

Auch würde bey ein

che der Zurechnu

der Berechnung selb

eintretenden Strafn

fähiger als hier w

6) Wausbach, be

Verurtheilungen in Wes

7) Ebenders., wi

felgerichts der Instan

ein gültiges Erkenntniß gefaßt werden soll? 8)

Weißgerber, einige Bemerkungen über den

§. 14. des Edicts, die gutherrlichen Rechte und

die gutherrliche Gerichtsbarkeit betreffend, Bey

lage VI. zur Verfassungsurkunde des Reichs.

(Alle Zinsen gutherrlicher Gaben werden in

Bayern unter allen Umständen zurück gewiesen

(Rückstandszinsen). So befehlt es das befragte

Edict und die Praxis der höheren Gerichte weiß

es aufrecht zu erhalten; eine gewiß billige Be-

stimmung, von deren Anwendung hier ein merk-

würdiges Beispiel mitgetheilt wird). 9) Haben

die rechtskräftigen Erkenntnisse der Rechnungs-
Behörde unbedingt executive Kraft, oder eignen
sich nicht vielmehr ein über die rechtliche Statt-
haftigkeit eines hierdurch auferlegten Zahlungs-
befehls entstandener Streit zum richterlichen Auf-
sicht? (Der ungenannte Verf. stellt zwar nicht
in Abrede, daß die einschlägigen Verwaltungsbe-
hörden in letzter Instanz der oberste Rechnungshof
hinsichtlich aller dem Rechnungswesen
angehörigen Gegenstände ausschließlich competent
sind, und daß ihre hierüber erlassenen Aussprüche
Vollziehungskraft haben, er sucht jedoch zu be-
weisen, daß gegen solche Aussprüche aus Pri-
vatrechtstiteln zwar nicht Berufung an die
Justizbehörden, wohl aber nach geleisteter Zah-
lung des Rückstandes, also ohne Suspensivkraft,
Imploration, Klage oder Einrede bey den Ju-
stizstellen ordnungsmäßig angebracht werden. Ob
sich bey diesem letzteren Verfahren nicht fast auf
jedem Schritte Gelegenheit zu Collisionen mit
der obersten Rechnungsbehörde darbieten würde,
die ihm den Stempel der Richtigkeit aufdrücken,
müssen wir höchlich bezweifeln). 10. Kurze Er-
örterungen aus dem gutherrlichen Rechte, von
dem Herausgeber (Fortsetzung). 11) Litera-
tur. Unter dieser Aufschrift will der Verfasser
künftig eine Anzeige der neuesten Erscheinungen
auf dem Gebiete der vaterländischen Literatur zur
Anzeige bringen, 'um dadurch Bayern wieder
den bisher fast aufgegebenen Ehrenplatz unter den
übrigen deutschen Staaten anzuweisen, deren Le-
gislationen in den letzten Jahrzehnden in einem
ungewöhnlichen Aufschwunge sich befanden.' Gleich
im vortiegenden Stücke wird mit einigen dahin
gehörigen Werken der Anfang gemacht, in den
nächsten Heften sollen auch die interessanteren Er-
scheinungen des Auslandes nicht ausgeschlossen
seyn.

Unsere am Schlusse der Anzeige des 1. und 2. Heftes geäußerte Bemerkung über die, nicht durchgängig reine und richtige, Sprache hat sich in den beiden vorliegenden, seltener wiederholt. Ungern haben wir bey mehreren Mitarbeitern die Anzeige ihrer Laufnamen vermißt. Die Schnürfel an den ersten Buchstaben der Familiennamen dienen zu nichts, als daß man häufig in dem, in currenter Schrift beygefüigten, Inhaltsverzeichnisse nachschlagen muß — was sie bedeuten.

Böhmer.

Leipzig

Bei Carl Knobloch, 1837: Die Psalmen metrisch übersetzt und erklärt von Dr August Wilhelm Krahnke, academ. Privatdocenten zu Marburg und ordentl. Mitglieder der königl. Societät für histor. Theologie zu Leipzig. Mit besonderer Berücksichtigung für Anfänger. Erster Band, enthaltend die Einleitungen und Uebersetzungen. XXX u. 306 S. gr. Octav.

Da in der letzten Zeit eine Menge neuer Bearbeitungen der Psalmen erschienen sind, und man von jeder neuen etwas Besseres und Vollkommneres erwartet, so wird man dies auch bey der vorliegenden voraussetzen, zumahl da der Vf. in der Vorrede versichert, daß er eine von den früheren ganz verschiedene Behandlungsmethode angewandt, manches Neue und Eigenthümliche habe und von namhaften Sachverständigen zur Herausgabe seiner Arbeit ermuntert sey, biß sehr bescheiden nur einen Versuch, das Beste zu erstreben, nennt. Die verschiedene Behandlungsmethode setzt Hr Kr. wohl darein, daß jeden Psalm in Strophen abgetheilt, und ei-

anlassung und den Verfasser voraus geschickt hat. Daß diese Einleitungen etwas zu breit gerathen sind, gesteht der Verf. selbst und entschuldigt sich damit, daß er beym Niederschreiben nur die Anfänger in der alttestamentlichen Exegese vor Augen gehabt und aus Gründen, die er in der Folge noch angeben werde, eine nochmalige Umarbeitung und Abkürzung unterlassen habe. Oft wäre hier bey der Anführung der Ansichten Anderer eine so entschiedene, heftige Sprache gar nicht nöthig gewesen bey Dingen, die jetzt nicht mehr bestritten werden, oder die nie entschieden werden können, sondern auf subjectiver Ansicht beruhen; und wenn auch gerade die Zuversicht und Entschiedenheit, womit Andere ihre Meinungen geltend zu machen suchen, zum Widerspruch reizt, so werden Anstand, Wissenschaftlichkeit und auf Gründe gestützte Beweise doch immer einen besseren Eindruck machen.

Etwas Eigenthümliches findet sich in der Zergliederung der Ueberschriften S. XXIV—XXX. Die Entstehung derselben erklärt sich Hr. Kr. dadurch, daß die späteren Juden aus dem Inhalte eines Liedes im Vergleich mit den historischen Büchern den Dichter und die Veranlassung mühsam heraus gesucht hätten; aber ein solches kritisches Verfahren möchten wir den Juden nicht zutrauen, denn, wenn man von dem Urtheile und Gefühle der Juden eine nicht gar zu schlechte Meinung hat, so müßte daraus doch etwas ganz anderes entstanden seyn, als was Hr. Kr. daraus folgert, daß aus diesem Grunde so manche Ueberschrift gar nicht zu dem Inhalte eines Liedes passe. Vielmehr scheint die Tradition, die bey den Orientalen eine so große Rolle spielt, manches über die Veranlassung und den Verfasser eines Liedes erhalten zu haben, und, da sie doch

der Verfälschung ausgesetzt ist, durch sie auch manches Unrichtige und dem Inhalte und unter sich widersprechende Angaben in die Ueberschriften gekommen zu seyn. — Diese haben nun eine vierfache Bestimmung, von denen die erste zu allgemein die musicalische genannt wird, da doch auch die zweyte, von der Melodie, zur Musik gehört. In jener rechnet der Verf. das meist voran stehende *וְהַיְי* vor lyrischen Gesängen und zieht hierher, daß in solchen Psalmen meistens auch das bekannte *וְהַיְי* vorkommt, woraus es wahrscheinlich wird, daß an solchen Stellen, wo dieses Selah stand, eine kleine Pause statt fand, entweder nur in dem Gesange und der Musik, während welcher Zeit der Hohenpriester etwas Angemessenes vorgetragen haben mag, oder bloß in der Musik, so daß die darauf folgenden Stellen ohne Musikbegleitung gesungen worden wären, bis zum folgenden Selah, wo alsdann die Musik wieder eingefallen wäre, was vielleicht noch wahrscheinlicher und denkbarer ist. Hier übergeht Hr. Kr. die umgekehrte, und noch immer wahrscheinlichste Meinung, daß Selah eine Pause im Gesange bezeichnet, während welcher die Musik weiter ging. In der zweyten Bestimmung der Ueberschriften weicht der Verf. am meisten von allen früheren Erklärern ab, indem er zu der Angabe der Melodie auch alle diejenigen Ausdrücke rechnet, welche man bisher für Namen musicalischer Instrumente hielt. Mit Gewißheit wird sich hierüber wohl nie etwas entscheiden lassen, da die meisten Worte sonst nirgends vorkommen, und Hr. Kr. ist auch den Beweis für seine Behauptung, oder gegen die Erklärung von musicalischen Instrumenten noch schuldig geblieben. Wie aber in der dritten Angabe, der Art der Lieder, *וְהַיְי* ein

Trauerlied bedeuten könne, ist uns nicht einleuchtend, weder die Erklärung eines früheren Interpreten, noch eine uns bekannte Etymologie, noch der Inhalt der Psalme, vor denen es steht, führen auf eine solche Bedeutung. Die vierte Angabe betrifft die Dichter.

Bei der Feststellung des hebräischen Textes loben wir es, daß Hr. Kr. sich nicht, wie mehrere Neuere, in eine Menge gewagter Conjecturen eingelassen, sondern nur selten nach den Varianten-Sammlungen oder nach den Andeutungen der alten Versionen eine Aenderung des rezipierten Textes vorgenommen hat. Die Eintheilung nach Strophen liegt in den Psalmen meistens sehr nahe und in den Einleitungen wird nach dem allgemeinen Inhalte auch der Fortgang durch die verschiedenen Strophen angegeben; nur selten wurden wir diese anders abgetheilt haben. Wenn aber der Verf. in der Vorrede sagt, daß er diese Abtheilung gemacht habe, 'um wo möglich auch im Deutschen jene Poesie der Hebräer fest zu halten, von denen wir noch nicht wissen, ob sie ein bestimmtes Metrum haben, oder nicht': — so hätten wir nicht geglaubt, daß in unserer Zeit diese Frage wieder erneuert wäre; auch entgeht dadurch der Erhabenheit der Psalme nichts, denn, wie schon vor länger als achtzig Jahren Joh. Andr. Cramer in seiner poetischen Uebersetzung der Psalme bei der Erörterung und Widerlegung dieses Gegenstandes sehr richtig sagt: 'Solbenmaß und Reim sind keine wesentlichen Vollkommenheiten der Poesie.' Wir sind nun freylich daran gewöhnt, mit einer erhabenern, feyerlichen Sprache auch den Rhythmus zu verbinden, und unstreitig ist das jambische Metrum, worin fast alle Neuere und so auch Hr. Kr. die Psalmen übersetzt haben,

Das passendste. Im Ganzen ist Hr. Kr.'s Uebersetzung sehr fließend und einzelne Härten wird man leicht entschuldigen. Wichtiger noch ist es, die Psalmen in ihrer einfachen und doch edlen und erhebenden, und in einer deutlichen, deutschen Sprache wieder zu geben, und es verdient lobende Anerkennung, daß Hr. Kr. in der Wahl des Ausdrucks glücklich gewesen ist. Einzelne Ausstellungen von unpassenden und undeutschen Ausdrücken ließen sich freylich auch hier machen, wie Ps. 2, 12. des Weges untergehen; 4, 9. in Frieden gleich leg' ich mich hin; 9, 7. und Städte, die du trümmertest; 9, 18. all' Heiden, besser 'die Heiden alle', vergl. 118, 10.; 10, 4. es gibt kein'n Gott, wohl eben so wie bey 14, 1. angegeben ist, zu ändern in 'es ist kein Gott'; 12, 6. der Duld' der Unterdrückung wegen; weniger gelungen ist auch Ps. 11. Hin und wieder ist wegen des Verhältnisses ein Wort hinzu gesetzt, welches nicht im Originale steht, wie 7, 12. ein streng gerechter Richter; 8, 2. über diesen Himmel; 26, 6. muthige Kälber; 29, 9. die dichten Wälder und dergl.

Ueber die von andern abweichende Uebersetzung mancher Verse halten wir unser Urtheil noch zurück bis zum Erscheinen des zweyten Bandes, worin wir eine nähere Erklärung und weitere Begründung der einzelnen Stellen zu finden hoffen. Es bleibt nur noch übrig die Tabellen zu erwähnen, worin der Verf. einen Versuch gemacht hat, die Psalmen chronologisch zu ordnen. Sie sind in sechs aufwärts steigende Perioden getheilt, von denen die erste, nachexilische Lieder, 400 — 536, außer Ps. 1. von einem Sammler der Psalmen, Nehemia? 60 Lieder enthält. Der Verf. wiederholt an einer anderen

Stelle ausdrücklich die Ansicht, daß wir keine maabäische Psalmen mehr haben können, S. XXI. In die zweyte Periode, Nieder aus den Zeiten des Exils, zwischen 500 und 600, fallen 39 Psalme, in die dritte, von 600 — 700, 17 Psalme und eben so viel in die vierte, von 700 — 800. In die fünfte Periode, Nieder aus der salomonisch-davidischen Zeit, werden Ps. 2. von Salomo, Ps. 21. von einem Unbekannten und von David selbst nur 13 Psalme gerechnet. Nimmt man dagegen, daß in den Ueberschriften David als der Verf. von 73 Psalmen genannt wird, wozu noch 12 von Asaph und 2 von Heman und Ethan, den Sängern Davids, kommen, so wird man bey allem Zweifel, den man an der Echtheit der Ueberschriften haben kann, doch erwarten, daß in diese Periode mehr Lieder fallen müssen. Doch ist hier der Ort nicht, darüber weitere Untersuchungen anzustellen. Die sechste Periode endlich enthält nur den 90sten Psalm, mit der Bemerkung: von Samuel? wenigstens nicht früher, da in dieser Zeit die Schreibkunst unter den Hebräern erst gebräuchlich wurde, also gegen 1100. Auch hier möchten wir den Verf. erinnern, daß, abgesehen davon, wann die Schreibkunst den Hebräern bekannt wurde, die Tradition so manches schöne Lied im Munde des Volkes Jahrhunderte erhalten hat, ehe es ausgezeichnet wurde.

H a n n o v e r.

Bey Hahn, 1832: Sagen des Harzes, gesammelt und erzählt von Karl Schuster. IV und 186 Seiten in 8.

Der Verf., ein junger, für den Staatsdienst Hoffnung gewährender Mann, zum Theil am Fuße des Harzes, zu Scharzfeld, bey einem

höchst würdigen Vater aufgewachsen, mit den gewöhnlichen Kenntnissen zur juristisch-administrativen Laufbahn ausgerüstet, außerdem von Natur, Poesie und Jagd vielfach angezogen, zerstreuet und erquicht; wohlgefinnt, nachdenkend, nicht ohne einen gewissen, angebildeten Halbschmack in Kunst und Literatur, mit denen er seine müßigen Stunden meistens ausfüllte; von dem alterthümlichen Reize einiger Traditionen des südtlichen Vord- und des Oberharzes angezogen, hat sich mit Ausführung einiger, theils geschichtlicher, theils sagenartiger Stoffe beschäftigt, die unter den Ueberschriften: 'der Schwarzfels, das Weingartenloch, die rehberger Klippe, das Hörtterthal, das Teufelsbad, Heiso Freyenbagen, die Steinkirche, der Magd Bette' in dem vorliegenden Hefte sich zusammen gestellt finden. Voran geht ein Gedicht — von des Verfassers Neigung und Beruf zu diesen Beschäftigungen —, als Einleitung, und angehängt ist wieder ein Schlusssgedicht über eine dreytägige Saujagd. Nach dem frühen Tode des Verfassers hat das Büchlein ein freundlicher Bekannter desselben drucken lassen. Die Gesinnung des Herausgebers gegen seinen geschiedenen Freund ist ehrenwerth; aber sie hätte ihn nicht zu der Herausgabe dieser für die Literatur und das Publicum gleichgültigen Federübungen verleiten sollen. Ein Anderes ist das Interesse solcher Hervorbringungen für gute Bekannte, denen man scherzende oder ernsthaftes Aufsätze und angebliche Gedichte vorliest und dadurch das Wohlwollen, welches sie für Verfasser und Vorleser empfinden, auf seine Geisteskinder herüber zieht; ein Anderes ist wahrer dichterischer und literarischer Werth. Die beiden, ziemlich gedehnten, Gedichte in diesem Hefte sind Anreihenungen der gewöhnlichsten, in der That zum Theil unter das Alltägliche herab sinkenden:



Gedanken und jener hergebrachten Gefühls = Ausdrücke über Natur und besonders über ländliches Leben und Treiben, welche seit Langem in den schwächsten Dichterlingen dem Leser zu seiner größten Ermüdung wieder begegnen. In einer Sprache, 'die für ihn dichtet und denkt', kann jeder leicht einen Vers machen. So sehr aber, wie der Verf. von allem poetischen Sinne und in diesen Gedichten von jedem Kunstgeschick sich ledig und verlassen zeigt, möchte schwerlich irgend ein Versemacher davon entblößt seyn. Dazu leidet er an einer, auch in seinen sehr schwach stilisierten, prosaischen Erzählungen vorherrschenden, widerwärtigen Epithetomanie, die an mehreren der ernstesten Stellen bis zum Lächerlichen sich steigert. So finden sich z. B. in einem einzigen Puncte S. 65 zwey und zwanzig Epithete. Natürlich schwächen sie den Eindruck gerade, den man hervor bringen will. Wie wahr sagt Voltaire: si l'on pouvait leur faire entendre que l'adjectif est le plus grand ennemi du substantif! Sprachwidrigkeiten und eigentliche Incorrectheiten sind ebenfalls zahlreich in dem Hefte zu finden (z. B. 'aus der Thäler wildverwundnen Schlünden'). Die Erzählungen sind, mit Ausnahme der einigermaßen an die Geschichte sich lehnennden, vom Bürgermeister Heiso Freienhagen zu Osterode, gänzlich leer von Leben, und also auch von Interesse entblößt. Am unangenehmsten aber berührt es jeden Kenner echter Sagen und den der Gegenden, wo gerade die vorliegenden Sagen zu Hause sind, wohl kundigen Leser, daß der Character der Sage auf die willkürlichste Weise hinten gesetzt, verändert und verschoben ist. Von einer treuen Wiedererzählung des unter dem Volke noch lebenden Sagenhaften ist keine Spur zu finden. Mit entschiedenster

Nichtachtung und gleichgültigster Hand ist der letzte duftige Staub so zarter Blüten älteren Volkslebens vermischt. Wer meinen sollte, daß er in diesen Bogen auch nur das Mindeste von eigentlichen Harzsagen erführe, der sieht sich durchaus getäuscht. Manchemal hat der Verf. nur einige Züge, manchemal nur ein einziges Wort oder eine Wortbedeutung aus der Sage genommen, und daran ein werthloses Geflecht so genannt romantischer Situationen und abgebrauchtester Sentimentalität angeknüpft, unter welchem das echte Bild der Sage immer mehr versinkt. Man muß in dieser Hinsicht also vor dem Büchlein warnen; und es ist nur recht erwünscht zu nennen, daß dasselbe durch seinen gänzlichen Mangel an Interesse Leser auch nicht anzieht, folglich ziemlich unschädlich bleiben wird. Das alte Mißverständniß, daß die einfache Sage, unaufgeputzt und ohne jene falschen Glitzern, nicht schön genug sey, scheint den Verf. irre geführt zu haben. Ein eigener Unstern waltet über dem Harz auch in der Rücksicht, daß dreyerley gar sehr ausgezeichnetes noch keine oder nur sehr schwache Bearbeiter gefunden, seine Geschichte, seine Sprache und seine Sagen, obwohl jeder dieser drey Gegenstände beachtenswerthe Eigenthümlichkeiten hat. Daß dies Gebirge unter sechs Landesherren getheilt ist, mag zum Theil jene Vernachlässigung verursacht haben.

W. W.

P o t s d a m.

Von dem vaterländischen Handel und der Seemacht deutscher Städte im Mittelalter, und von finanziellen Verhältnisse des jetzigen deutschen Zollvereins, vom K. Pr. Geh. Oberrechnungs-Rathe



Stengel. 1835. 8. 99 S. Der erste dieser beiden Aufsätze ist ein Vortrag in einer Gesellschaft für literarische Unterhaltung vorgelesen. Er beschränkt sich auf die Hanse, da der süddeutschen Städte nur gelegentlich Erwähnung geschieht. Es sind dabey die bekannten größeren Werke, welche auch von dem Verf. bemerkt gemacht worden, zum Grunde gelegt, und das Ganze als eine aus diesen geschöpfte Uebersicht zu betrachten. Man wird also allerdings keine neue Forschungen hier erwarten dürfen; wir halten aber doch die Bekanntmachung des Aufsatzes für sehr zweckmäßig; da er für das größere Publicum bestimmt ist, und diesem nach seinem Umfange eine klare Ansicht des wichtigen Gegenstandes gibt, welches dasselbe aus den größeren Werken zu schöpfen weder die Zeit noch die Gelegenheit hat. So wohl die Organisation des Bundes, als die Einrichtung des Handels, und die Geschichte der Kriege, welche derselbe hauptsächlich zu der Behauptung keines Monopols führte, werden dem Zwecke gemäß auseinander gesetzt. Der zweyte Aufsatz ist auch ein Auszug aus einer Abhandlung in der Zeitschrift des Hn Prof. Ranke vom Jahre 1834, der jedoch mit einigen Anmerkungen des Hn Verfs begleitet ward, die um so schätzbarer sind, da sie aus eigener Erfahrung geschöpft worden. Sie beziehen sich hauptsächlich auf die Verhütung der Waaren-Einschmückung, und der dagegen anzuwendenden Mittel, besonders durch die Auswahl des dabey gebrauchten Personals. Daß beide Aufsätze durch die neuesten Zollverträge veranlaßt worden, brauchen wir kaum zu erinnern, und ist bey dem letzten auch schon auf dem Titel bemerkt. Hn.

Referate

49. Grid.

Nov 27. Dec 1837.

3:42 PM

Bei Dunder und Humblot, 1837: Grund-
riß der Chemie von Dr. F. Wöhler. An-
organische Chemie. Vierte Auflage. 8. 188 S.

Di
für die
seine
Habitat
aus
bar: be
von d
einem
die G
Wort
des M
da: be
wo so
tiges
ben v
führbe

rend ist. Unter den vorhandenen Büchern aber entsprach keins ganz einer solchen Absicht; sonst würde die Abfassung eines Buches der Art, welches weder neue Ansichten noch neue Thatsachen enthalten kann, ein sehr überflüssiges Beginnen gewesen seyn. — Das dathr befolgte System ist im Wesentlichen das des Lehrbuches der Chemie von Berzelius, und die Anordnung dieser Ordnung ist einzig und allein in der Ueberzeugung des Verfs begründet, daß dieser Gang, diese Methode der Darstellung, unter allen für die Lernenden die sächlichste ist.

Das Buch enthält bloß die unorganische Chemie; die organischen Verbindungen und Verhältnisse sollen einen zweyten Theil ausmachen. Von dem, in einer früheren Auflage gemachten, Versuche, außer den vegetabilischen Säuren, noch einige andere wichtige Theile der organischen Chemie mit der unorganischen zu verschlechten, ist der Verf. zurück gekommen, indem ihm keine solche Verschmelzung in einem Unterrichtssysteme für den Studierenden nutzlos und selbst hinderlich zu seyn scheint, ungeachtet die gegenwärtige Entwicklungperiode der Lehre von den organischen Zusammensetzungen zeigt, daß eine solche Verschmelzung, in einem rein theoretischen Systeme, in Zukunft vielleicht möglich und auch richtig wäre.

P a r i s.

Dez Le Normant: Cours de littérature comparée ou leçons françaises de littérature et de morale; recueil en prose et en vers des plus beaux morceaux de notre langue dans la littérature des deux derniers siècles, avec des préceptes de

genre et des modèles d'exercice par Laharpe, Marmontel, Maury, Liebauteux etc. Ouvrage classique, adopté par l'université Royale de France, à l'usage des Collèges et Institutions. Par M. Noël et De Laplace. (Lectorem delectando pariterque monendo. Hor.). 1834. Tome I. XXIV u. 752 Seiten; Tome II. 738 Seiten in 8.

Aus dem ziemlich ausführlichen Titel, den man in Deutschland einen geschmacklosen, zum Theil einen ruhmredigen, nennen würde, kann man ungefähr erkennen, was der Inhalt dieses französischen Schul-Besebuchs ist. Der Ausdruck *cours de littérature comparée* will nicht gelehrt verstanden seyn; er bezieht sich, so viel wir sehen, bloß darauf, daß nach einem ähnlichen Plane von den Herausgebern und ihren Freunden auch *leçons latines* und *leçons anglaises* außer diesen *leçons françaises* heraus gegeben worden sind, in denen allen verschiedend einander im Inhalte ähnliche Stücke auf einander verweisen. Unge stellt ist die Vergleichung nirgend, sondern dem Leser bleibt lediglich überlassen, die ohne weitere Andeutung und selten citirten Stellen aus den *leçons latines* etc. nachzusehen. Von einem unmittelbaren Unterricht in der Geschichte der französischen Literatur aber, oder von einer kritischen Beurtheilung der Schriftsteller ist darin gar keine Spur. — Wenn nun zu der Benennung Schul-Besebuch noch die Bemerkung hinzu kommt, daß dies schon und zwanzigste Ausgabe desselben ist, könnte die Frage, warum man hier noch aufmerksam mache, um so mehr aufgeworfen werden, als es bekanntlich in Deutschland ähnlichen Sammlungen, die zum Theil noch auf die neueste französische Literatur

sich nehmen, keinesweges fehlt. Aber zunächst ehe zu Vergleichung mit diesen einheimischen Chrestomathien für das Französische, dann auch mit unsern Sammlungen deutscher Lesestücke für die Jugend, dient das vorliegende Werk vorzüglich. Es hat in der That einen durchaus andern Character, ist rein practischer, von gelehrtem Beyweisen der Litterararztigen und Critiken unbeschwert, reich Lesestoff; und zeigt uns nicht nur, daß die Franzosen das Studium ihrer vaterländischen Musterschriftsteller die Jugend in ihrem Bebrandstalten treiben lassen, sondern auch, wie sie dies einrichten. Daß der Gebrauch solcher auf das einheimische Classische zielenden Schulbücher für die in manchem Betrachte noch jetzt (wenigstens in der Prose) uns mustergebende, correcte und elegante Sprech- und Schreib-Kunst der Franzosen vom größten Erfolge gewesen, wird Niemand bezweifeln. Unsere deutschen Lesebücher für die Jugend gehen gewöhnlich nicht auf dieselben Zwecke, welche in solchen französischen Cours. verfolgt werden. Entweder wollen wir bloß Schulschulbücher gemeinnützigen und nützlichen Inhalts für Erreichung der Lesefertigkeit und einer gewissen Lesekunst liefern, — unter ihnen im Vorbeygehen gesagt; das bey Hahn in Hannover erschienene; von Hn Litroge, sich ganz besonders vortheilhaft auszeichnet und allgemeine Empfehlung verdient —; oder wir bestimmen Chrestomathien für das geschichtliche Studium der Sprache und der Litteratur, unter denen die von Burde und von Wilhelm Wadernagel großes Lob verdienen. Aber ein Lesebuch vorzugsweise des Mustergültigen einer bestimmten Zeit und zwar zunächst der Gegenwart, aus welchem, neben einer bloß mittelbaren Litteraturkunde und einer gewissen sittlichen

Nahrung für die Jugend, sie vorzüglich lernen, wie man sich auszudrücken habe, also eine durch Beispiele praktische Sammlung für den prosaischen und poetischen Stil haben wir noch nicht. In sofern ist die angezeigte Sammlung ein Muster für das, was die Deutschen in ihrer Sprache für die deutsche Jugend thun sollten. Aus diesem Gesichtspuncte ist es beifallswerth, daß die Herausgeber bloß Stücke aus den (mit und seit Pascal anfangenden) Schriftstellern aufgenommen, welche für classisch im französischen Sinne des Wortes gelten, also weder ältere, die zum Studium der Geschichte der Sprache sonst sehr anziehend wären (etwa nach einem umfassenderen Plane, aber ähnlich wie die französische Chrestomathie von Schmidt), noch Neuere, deren Sprachveränderungen sich noch nicht siegend durchgekämpft haben.

Der erste oder prosaische Theil enthält, nach einer Vorrede und, der stilistischen Richtung des Buches wegen, nach einigen *regles de l'art d'écrire*, zwölf Abtheilungen: *narrations, tableaux, descriptions* (von *tableaux* bloß so unterschieden, daß diese phantasiereichere Schilderungen, *descriptions* aber besonders naturgeschichtliche, genauere Beschreibungen bezeichnen), *définitions* (ernsthafte, dem Wissenschaftlichen sich nähernde Erklärungen über allerley Gegenstände der populären Philosophie, besonders der Sittenlehre), *ables et allégories, morale religieuse ou philosophie pratique, lettres, discours et morceaux oratoires, exordes, peroraisons, dialogues, caractères ou portraits et parallèles* (caract. politiques, littéraires, moraux). Fast jeder der Abtheilungen geht eine kurze Theorie über die betreffende Gattung unter dem Titel *préceptes du genre* voraus, welche wieder auf

Schriftstellern entlehnt (nicht von den Herausgebern ausgearbeitet) ist, namentlich aus Marmontel, Lacharpe und Maury. Auch findet sich hin und wieder, aber sehr selten, ein *modèle d'exercice* von Marmontel, Thomas u. A., welches zeigen soll, wie Lehrer mit den Schülern die Stücke erklärend durchzugehen haben, woben denn ziemlich große Voraussetzungen beym Lehrer und Schüler gemacht zu seyn scheinen. In den Abtheilungen ist die chronologische Folge der Schriftsteller nicht beobachtet, sondern mehr eine gegenständliche, doch zufällige, z. B. bey den Erzählungen ist der Tod Turenne's aus Mascaron's Leichenrede genommen, darauf sogleich derselbe Gegenstand aus der Leichenrede Fléchier's, dann nochmahls eben derselbe aus den Briefen der Sévigné. Weiterhin ist ein Stück aus Chateaubriand's Märtyrern (die Katakomben) entlehnt, worauf dann die Erzählung von der Pest in Athen aus Barthelemy's Reise des Anacharsis und zur Vergleichung die von der Pest in Florenz aus Sismondi's Geschichte der italienischen Republiken folgt. — Der zweyte oder poetische Theil beginnt mit einer Stelle aus dem erwähnten Barthelemy'schen Werke, um (in einigen wohlklingenden, aber trivialen Nachsprüchen) zu zeigen, was Poesie sey; dann folgt Volleau's Lehre, wie man Verse zu machen; und Neufchateau's Unterricht, wie man sie zu lesen habe. Die Musterstellen sind in elf Abtheilungen geordnet, welche wie die im prosaischen Theile überschrieben sind, nur daß noch *morceaux lyriques* hinzukommen, während *lettres*, *exordes* und *peroraisons* hier wegfallen. Wiederum sind auch in diesem Theile fast jeder Abtheilung *préceptes de genre* vorausgeschickt (von Marmontel, Lacharpe und Lacharpe). — Wenn wir nun auch

über Manches in dieser Art der Einrichtung lächeln, welche stoffartige und formenmäßige Theilungsgebinde, ohne daß die Sammler den Unterschied und eine wissenschaftlich folgerechte Sonderung zu ahnen scheinen, neben einander hergehen läßt; die Vorschriften über jede Gattung im höchsten Sinne dürftig; äußerlich, ja die bekanntesten oberflächlichen aus der Schule des Lebaltens sind; von dem Wesen der Poesie und der Prose aber eine Vorstellung zu geben den Herausgebern gar nicht eingefallen ist: so darf doch das Buch in mehrfacher Rücksicht einer genaueren Betrachtung werth gehalten werden. Denn außer dem oben berührten Interesse desselben, bietet es einen geschichtlich wichtigen Inbegriff fast alles dessen, was von Pascal an bis jetzt in der s. g. classischen Schule für sprachlich muster-gültig angesehen wird. Dieses Ganze, wenn gleich aus zahllosen Stücken zusammen gesetzt, in zwei mäßige Bände gefaßt vor sich zu haben, hat um so größeren Werth, als beym jetzigen Aufschwunge der französischen Sprache zur Nebenbelohnung ihrer lange schlafenden Wurzeln und Keime, so weit dieselben erkennbar sind, nach funfzehn bis zwanzig Jahren das jetzt noch karger der modernsten Lesewelt von Paris) in ganz Frankreich sich mit aristocratischer Anschließlichkeit erhaltende academische Französisch nicht unwahrscheinlich dem Uebergewichte des neuen beträchtlich gewichen seyn möchte. Neben dieser Sprachstatistik der Worte, Redensarten und Constructions der nächst vergangenen zwey Jahrhunderte, enthält das Buch auch den kurzen Inbegriff der französischen allgemeinen Bildung dieser Zeit, d. i. aller im Kreise der nach bisheriger Sitte Frankreichs Gebildeten umlaufenden Gedanken und Gefühle, mit Ausnahme des Ro-

mischen und Irtholen. Es wird uns stattdoch ein Maßstab dessen in die Hand gegeben, was im Gange der gebildeten Franzose bey den Vorkommnissen des äußeren und inneren Lebens zunächst denkt und empfindet, und wir werden unmittelbar belehrt, was nicht vor ihm zu erwarten sey. Man ist in Deutschland, wie es scheint, jetzt nur zu geneigt, sich die Bildung der Franzosen als durch ein Studium der englischen und deutschen Literatur wesentlich verändert zu denken. Dies ist ein Irrthum. Das *siècle de Louis XIV. et de Louis XV.* liegt immer noch sichtlich in seinen Adern fort; und im Stande bilden diejenigen, welche anders denken, noch immer nur eine ganz unbedeutende Ausnahme in einigen pariser Cirkeln. Wie es nach Verlauf eines halben oder ganzen Menschenalters in Frankreich mit der Literatur steht, welche Folgen die neuen verbesserten und vervollständigten Schulrichtungen haben können, welche Wirkungen der nicht zu verkennende Aufschwung der Sprache zu ihrer eignen Wiederbelebung haben müsse, und was aus einer eingreifenden, selbstständigen Thätigkeit der großen Departementsstädte (besonders im Süden Frankreichs) gegen die das Geistesmonopol ansprechende Hauptstadt erwachsen werde, können wir noch nicht voraus sehen, dürfen aber, wenn die Ungunst der Zeiten nicht das Aufkeimende zerstört, diesen erfreulichen Erfolg vorher sagen.

B. M.

Es 361. 3. 15. v. u. lies E. Landon. statt
E. Sanchon,

G ö t t i n g e r
gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. 51. Stück.

Den 30. März 1837.

G ö t t i n g e n .

Von der
Commission der
Merg. d. S.

Es wird
bevorstehen
auf bitlige
bis 22sten
die Imma-
den Studi-
mung auf-
fange der-
also nicht

Hinsicht
zur Im-
Beugniß

1) die,
ginnen,
Beugniß ist
demselben

2) die, welche von einer andern Universität kommen, von jeder früher besuchten Universität ein öffentliches Zeugniß ihres dortigen sittlichen Betragens und Fleißes,

3) die, welche zunächst vor ihrer Ankunft hieselbst eine Lehranstalt nicht besucht haben, ein von der Obrigkeit des Ortes, wo sie sich im letzten Jahre längere Zeit aufgehalten, ausgestelltes Zeugniß über ihr sittliches Betragen beizubringen haben, worin zugleich bemerkt ist, daß von ihnen eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht sey. Dasselbe gilt von denjenigen, welche nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre oder darüber auf die hiesige Universität zurück kehren, ohne inzwischen eine andere Universität besucht zu haben.

Außerdem hat jeder, der sich zur Immatriculation meldet, eine obrigkeitlich beglaubigte Bescheinigung seiner Eltern oder Vormünder darüber beizubringen, daß er nach deren Willen die hiesige Universität besuche.

D a r a u f a b t .

Verlag von Ebuard Heil, 1835: Beiträge zur Griechischen und Römischen Literaturgeschichte von Dr. Friedrich
ster Band. —

Das Werk,
vorliegt, soll e
handlungen über
Gegenstände der
aturgeschichte e
dehnung wird e

werden können, der sich dieser erste Versuch in
der philologischen Welt überhaupt zu erfreuen

hat. Diese Theilnahme glaubte aber der Verf. sich dadurch am besten sichern zu können, daß er den zu den einzelnen Untersuchungen gewählten Stoff in seinem ganzen Umfange erfasste und ordnete, und ihn in allen seinen Einzelheiten darzustellen suchte. Durch möglichst genaue Erwägung aller einzelnen Momente eines Gegenstandes und durch scharfe Prüfung der verschiedenen Ansichten früherer Zeiten sollen die einzelnen Behauptungen auf eine Art begründet werden, welche auch bey Anderen die Ueberzeugung erweckt, daß die Untersuchung nur bis zu dem Grade der Sicherheit oder Wahrscheinlichkeit geführt werden könne, zu welchem sie der Verf. überhaupt geführt hat. Hiermit ist nun freylich dem Forscher ein unabsehbares Feld eröffnet, auf dem es auch in unseren Zeiten keineswegs an Mitarbeitern fehlt, die nach den verschiedensten Plänen und Methoden ein jedes auf seine Art die gute Sache zu fördern bemüht sind. So man sagt bereits an, die Besorgniß auszusprechen, daß die Masse von Einzelschriften und besonderen Untersuchungen über literarische Probleme in mancher Rücksicht schon zu groß sey, als daß eine summarische Darstellung der Literaturhistorie, welche den inneren Organismus des geistigen Lebens zur klaren Anschauung bringen will, sie ganz übersehen und benennen könne. Auf der andern Seite will man selbst das unmittelbare Ergebniß der Monographien auch eben nicht zu hoch anschlagen, indem man von dem culturhistorischen oder philosophischen Standpunkte aus behauptet, daß aus einer zusammen hängenden Reihe solcher Bausteine sich allenfalls ein brauchbares Buch für Antiquitäten, nimmermehr aber eine literarische Darstellung verfassen lässe, sollte man selbst mit bewundernswerthem Geschick um-

pilieren, das heißt, die Fugen anmerklich ver-
 fitten und die streitenden Ansichten in die glück-
 liche Mitte rücken. Von einer Monographie, die
 als wesentlicher Theil eines großen organisch-
 vollendeten Ganzen betrachtet seyn will, verlangt
 man mit Recht, daß sie nur vom allgemeinen
 Standpunkte aus mit Glück unternommen wer-
 den könne, und daß sie selbst dann noch der
 Auflösung und Prüfung des Universalhistorikers
 zu unterwerfen sey. Zuerst muß also der Mono-
 graph die Ganze der hellenischen Literatur in
 seinen Grundzügen begriffen haben, und im
 Stande seyn, die sämtlichen Zustände, die Nei-
 gungen und Kräfte jedes Jahrhunderts darin
 nachzuweisen, aus denen die Productivität her-
 einzelner hervor ging. Dann wird die Bedeu-
 tung und Gebiegenheit einer einzelnen Untersu-
 chung gar sehr von der Fähigkeit des Verfassers
 bedingt, 'die Individuen und die charakteristischen
 Besonderheiten auf eine Totalität von Ursachen,
 auf einen Mittelpunkt in der Nationalität und
 im Zeitalter zurück zu führen.' Reiset nun der
 Verfasser diesen Forderungen Genüge (und wer
 wird es läugnen wollen, daß unsere Zeit eine
 größere Anzahl trefflicher Monographien dieser
 Art aufzuweisen hat, als man sonst wohl brauch-
 bare Gesamts Compendien antrifft), so ist seine
 Arbeit gewiß ein bedeutender Gewinn für die
 ganze Wissenschaft, der um so höher angeschla-
 gen werden muß, je überzeugender die Erfahrung
 lehrt, daß kaum der mäßigste Versuch im Gro-
 ßen möglich ist, wenn nicht die tiefsten For-
 schungen im Einzelnen angestellt wären, und
 wenn nicht die ausführliche Begründung einer
 Reihe der wichtigsten Thatsachen auch das Ziel
 näher gerückt hätte. —

Obgleich der Titel des vorliegenden Werkes

Beiträge zur griechischen und römischen Literaturgeschichte verspricht, so sind doch die Untersuchungen über Gegenstände der römischen Literatur aus dem ersten Bande vorläufig abgeschlossen. Der Erfolg muß uns also erst lehren, was für Schriften der Römer vom Verf. in den Kreis seiner Versuche aufgenommen werden sollen. Jetzt erhalten wir 1) einen Aufsatz über die hellenische Elegie, welcher sich über die Entstehung und das Wesen dieser Dichtgattung verbreitet, dann noch besonders Elegie spricht und 1) Dionysios den Ehern 2) über die dem A von der Welt und d fer, nebst zwey Bei des Chryssippos, und lischen Textes; 3) de Zambukos und sein Rhetor Cæcilius aus Aetolos, über die Heraklea des Diotimos, über einige Gr. griechische

Was n
der Bf. de
und ihres
zuthun, u
tung, der
ursprüngli

subjective Ausdruck der Empfindung, worin er das eigentliche Wesen der elegischen Poesie bestehen läßt, durch das Medium der Seme sich der elegischen Form für jede unmittelbare Aeußerung des Gemüths bemächtigt habe. Er betrachtet es so als eine natürliche Folge, daß sich aus diesem ursprünglichen Begriffe die verschiedenen Gattungen der elegischen

Poesie, wie die politische, gnomische, erotische; threnodische, im Laufe der Zeit ausscheiden konnten und mußten. Doch hält er es auch zugleich für einen Irrthum, wenn man eineerspaltung der Elegie in diese verschiedenen Gattungen, als eben so viele für sich bestehende Theile, für wesentlich oder nothwendig hält. Vielmehr soll man von einer Poesie des Lebens sprechen, die in allen ihren Verhältnissen und Beziehungen ihr Organ in der Elegie gefunden, und im Falle man durchaus spalten wolle, so soll man sie nach den Hauptäußerungen; in denen das Leben selbst sich kund gibt, eintheilen. Doch dieser Vorschlag führt offenbar zu einer noch größerenerspaltung, als man bisher in der Darstellung der hellenischen Elegie gewohnt gewesen ist, und, was noch schlimmer ist, die Begriffsbestimmung, welche der Verf. von Elegie aufstellt, nämlich 'subjectiver Ausdruck der Empfindung', umfaßt nicht nur die Elegie allein, sondern die ganze lyrische Gattung der Poesie überhaupt. Was die Hellenen Elegie nennen, bezeichnet nur die bekannte Form; und die Aufgabe des Forschers besteht vorzugsweise darin, daß er alles, was während der eigentlichen Entwicklungsperiode die hellenische Literatur, so lange diese noch ein zusammenhängendes Ganzes und zugleich den reinsten Ausdruck der hellenischen Nationalität darstellt (d. h. bis auf Alexander d. Großen) in elegischer Form gedichtet worden ist, auf eine geistige Einheit zurück führe, welche durchaus schon in der Form selbst gegeben seyn muß. Die Geschichte der hellenischen Elegie, so weit wir diese kennen, hebt freylich mit der politischen Gattung des Kallinos an, welcher daher in den Augen der Späteren für den Erfinder der elegischen Form gilt. Aber in der rythmischen Vereinigung des

Hexameters und Pentameters sowohl als auch in dem etymologischen Begriffe von Elegos liegt nach den scharfsinnigsten Untersuchungen älterer und neuerer Zeit der Ausdruck derjenigen Gemüthsstimmung, welche durch das Gefühl des Schmerzes, oder der Sehnsucht, oder der bangen Besorgniß erzeugt wird. Daher tritt die elegische Form überall da hervor, wo diese Gemüthsstimmung im einzelnen oder im ganzen Volke vorwaltet, wo das Unmittelbare der Empfindung die Menschen einander näher rückt, und wo die bedrückte Brust sich durch Mittheilung Erleichterung zu verschaffen sucht. Daher ertönte die älteste Elegie der Hellenen, die uns erhalten ist, in Kriegesnöthen, wo der Andrang der Feinde dem Vaterlande Gefahr und Untergang droht, und wo der Dichter, der sich damals in der schönsten Blüthe des ionischen Volkslebens selbst als Theil des Ganzen fühlte, seine Mitbürger zur Tapferkeit anfeuerte. Daher wählte die belehrende Gnome zur Zeit der heftigen Bürgerzwistigkeiten in den zwischen Volksherrschaft und Tyranny schwankenden Staaten dieselbe Form, und Männer, wie Theopanis und Solon konnten kraft ihrer, durch vielen Gemüthsstimmung Distichen schreiben; mitunter eine heitere so findet doch das G Pentameter nach dem men. Ferner hat je fühlte ihren Grund, ten eines Todesfalls verewigen wollen. C erotischen Elegie, Dichtart, kaum zu bestimmung genau an

die hellenischen Kunstrichter vollkommen Recht,
 wenn sie Elegos überall als synonym mit Thre-
 nos aufführen, oder die Threnensänger bey Ho-
 mer im Reichenzuge des Hector mit den Elegi-
 kern zusammen stellen. Auch der Verf. hält die
 elegische Begräbnisflage, oder das einfache Di-
 stichon zum Andenken eines Verstorbenen für ur-
 alt, wenigstens für älter als Kallinos, der viel-
 leicht zuerst längere Gedichte in elegischer Form
 verfaßte. Anfänglich mochten wohl die Klagelie-
 der, wie der Einosgesang, in epischer Form ge-
 dichtet seyn; ja nach der Siphonischen Urkunde
 war Einos aus Cubda zu Amphions Zeit selbst
 Erfinder des Threnos, über dessen frühe Ausbil-
 dung Homer keinen Zweifel zuläßt. In der
 Blüthe des eigentlichen lyrischen Zeitalters unter-
 schied man mehrere Classen dieser Trauergefänge,
 die *ἐπικήδεια*, *ὀλοφύρματα*, *ἰάλεμοι* und *οἰκτροί*,
 welche zugleich auch verschiedene Zwecke und ver-
 schiedene Formen hatten. Das *ἐπικήδειον* wurde
 neben der Leiche zur Flöte gesungen (welche selbst
ἐπικήδειος hieß) und enthielt eine Lobpreisung
 des Verstorbenen mit mäßiger Klage verbunden;
 der *ὀῖνος* hingegen war an keine Zeit gebun-
 den, und sein Inhalt war ebenfalls Lob und
 Klage. Nur durch die mehr lyrische Form scheint
 sich die letztere Dichtart von der Elegie unter-
 schieden zu haben.

sind die Dichter der
 Epikeden ;
 Elegikern di-
 es von den
οἰκτροί und
ἰάλεμοι, aber
 gedichtet. Daher will man
 als besondere Dichtart gelte
 zeichnet lieber mit diesem
 welche entweder in der Ep-

in der Tragödie, oder selbst in der Epik vorkommen; und erklärt den *olktos* in diesem Sinne auch wohl durch *olktos*, indem man zugleich bemerkt, er sey mit klagender und gedämpfter Stimme gesungen worden, was man auch auf den *Threnos* ausgedehnt findet. Doch wurde dieser wohl gewöhnlich, wie der *Linos*, mit heller, durchdringender Stimme gesungen, denn bey Homer singt ihn die hellstimmige Muse. Anders war es indeß mit den *olktos* der Tragödie, welche meistens im feyerlichen Tone nach dorischer Weise vorgetragen wurden. Zu den *Threnen*, deren älteste Erscheinung der *Linos* ist, gehört endlich auch der *Talemos*, welcher, wie *Linos*, zu einem Musensohne personificiert wurde, um dessen frühen Tod die Musen klagten. Doch ist zu allen Zeiten *Elegos* der generellste Name für poetische Klage überhaupt geblieben, ohne die Form oder den Gegenstand der Trauer immer genauer zu bezeichnen; *Elegeion* hingegen hat der Sprachgebrauch von jeher nur auf die Form bezogen, und damit so wohl einen einzelnen Pentameter als auch ein ganzes Distichon bezeichnet, worin ursprünglich nur Grabschriften gedichtet worden seyn sollten. Ueber die Erfindung des Pentameters, den Einige noch vor dem Hexameter entstehen lassen, trägt der Verf. eine neue Ansicht vor. Von der metrischen Form der ältesten *Spävor*, die wohl nicht dactylisch seyn konnte, ausgehend, er die noch vorhandenen Bruchstücke die bey Pindar, welche sich zu demselb hinneigen, oder worin das dactylis selbst noch als Grundform erscheint, alle Arten des poetischen Ausdrucks, die *Threnodie* schon in der ältesten metrischen Form gehabt haben, die erst

weitere Vervollkommenung der Epyril selbst sich von dem Grundtypus entfernte, und die vollendete Gestalt gewann, auf die wir nach dem Beispiele bey Pindar wenigstens muthmaßlich schließen können. Dieser Ansicht zufolge läßt der Verf. das Urschema des Ehrenods aus einer einfachen dactylischen Penthemimeris bestehen, die man freylich durch zweckmäßige Vertheilungen noch in den Pindarischen Bruchstücken herstellen kann. Eine Verdoppelung dieser Penthemimeris hat dann ganz natürlich den elegischen Pentameter erzeugt. Ueber diesen letzteren Punct herrscht wohl jetzt kein Zweifel mehr. Aber daß die Ehrenodien, wozu auch die Einodie gehört, ursprünglich eine andere als epische Form gehabt haben sollten, davon kann sich Ref. keineswegs überzeugen. Es ist mehr als gewiß, daß die eigentliche Epyril der Hellenen seit Archilochos, Alkman und Stesichoros sich auch dadurch neue Formen zu schaffen wußte, daß sie den heroischen Vers in kleinere Theile zerlegte, und diese dann in ungleicher Länge zusammen stellte, um Strophen daraus zu bilden; daß aber der Hexameter erst aus einer gleichmäßigen Zusammensetzung dieser selbständig vorhandenen und schon lange vor Homer durch die Poesie ausgebildeten dactylischen Rhythmen entstanden sey, widerspricht dem Bildungsgange der hellenischen Poesie, die nach dem einstimmigen Urtheile des ganzen Alterthums ihre Laufbahn mit dem heroischen Verse begann. Hätte sie die kleineren dactylischen Reihen früher ausgebildet, so wären ja die großen Epyrilen der historischen Zeit nur zu den Formen einer vorhomerischen Periode zurück gelehrt, und könnten folglich nicht Erfinder dieser Formen genannt werden. Ferner sind die ältesten Bruchstücke der Einosklage durchs aus hexametrisch (z. B. bey Gysaib. zur II. 2,

570. T. 4. S. 99, 22 ff. ed. Lips), und weisen auf Erinnerungen verschollener Jahrhunderte hin, wo man noch keine andere Form der Poesie kannte. Die Einosdien in lyrischer Form hingen (wie die in den Schol. zur Il. a. a. D.) sind offenbar den späteren Ehrenen nachgebildet, wie ein Vergleich derselben mit den lyrischen Bruchstücken dieser Dichtart deutlich lehrt. Merkwürdig aber bleibt es bey dieser Einsicht, daß die Einosklage und die daraus hervor gegangene Ehrenodie im engeren Sinne nie in elegischer Form aufgetreten ist; selbst die der Einosklage nachgebildeten Adoniasmen, und ähnliche Trauerlieder sind bis auf Moschos' Einosklage u. wohl vorzugsweise im heroischen Versmaße gedichtet worden; — wiederum ein Beweis, mit welcher Treue die durch die Volkssitte geheiligten Formen der Poesie aus den ältesten Zeiten überliefert worden sind. Die Ablösung der Penthemimeris von dem epischen Verse und seine epodische Abwechselung mit demselben ist indeß eben so alt, als die Verdoppelung derselben Penthemimeris zu einem Pentameter, und die einfache strophische Vereinigung dieses mit dem Hexameter zu Distichen, die bereits mit Kallinos und Archilochos als vollendet auftreten, und deshalb eine frühere Entstehungsperiode voraus setzen, wo sie unter den Joniern, und namentlich zu Ephesos, dem uralten Siturcultus, zuerst müssen. Gleich der Poesie entstehungsweisen, n zwischen dem so der Mannigfaltigen, bald aber Wir erinnern

heroischen Versen durch Einmischung von flüchtigen jambischen Trimetern mehr Abrundung zu verschaffen, und so die Form der *ἡρωϊαμβοί* in die epische Parodie einzuführen, wie Pignesi in scherzhafter Weise bey der Interpolation oder Färbung des herametrischen Margites gethan hat (Tz. Chil. 4, 868. Bg. Lindemann's Eyra S. 82).

Was ferner die vom Verf. zuerst angenommene Gattung der symposischen Elegie anlangt, so ist zwar nicht zu läugnen, daß Gedichte in elegischer Form bey den Gastmählern der Hellenen unter musicalischer Begleitung vorgetragen worden sind, gerade wie man auch andere Lieder, und selbst Theile von Tragödien, zu symposischen Zwecken benutzte. Doch ist hier wohl zu beachten, daß der Elegiker niemals in der Absicht gedichtet hat, um den Freuden des Mahles zu huldigen. Wenn daher der Verf. allen noch vorhandenen elegischen Bruchstücken (bis auf Dionysios den Ehernen) worin vom Essen und Trinken die Rede ist, eine solche Absicht unterschiebt, so handelt er offenbar etwas zu voreilig, und ohne zu bedenken, daß selbst die eigentlichen Skoliensänger die symposischen Freuden in der Regel gar nicht berührten, sondern irgend eine ethische Sentenz poetisch ausbildeten und zwar meistens in Lesbisch-Aeolischen Strophen. Die schönsten Skolien der Hellenen (und man weiß aus Athenaios, wie groß der Reichthum dieser Dichtgattung einst war) bilden in der That die herrlichste Fundgrube der edelsten Gedanken, wiewohl bey weitem nicht alles hierher zu rechnen ist, was Ilgen zusammen gestellt hat. Die Elegie eignet sich aber unter allen Dichtarten am wenigsten für die Symposien. Die Flötenmelodien, zu denen sie vorgetragen wurden, hatten

etwas zu klagend = wehmüthiges, als daß sie dem heiteren Sinne der Hellenen bey ihren Symposien hätten zusagen können. Wurde doch die Elegie erst spät in die öffentlichen Feste zu Delphi eingeführt, und gleich nach den ersten Versuchen wieder abgeschafft, weil ihre Töne der fröhlichen Stimmung der Feiertage zu sehr widersprachen. Daß aber der Gang der elegischen Melodien, die uralt sind und schon durch den älteren Dympos eine feste geregelte Form erhielten, unter allen Verhältnissen mehr oder weniger klagend seyn mußte, läßt sich jetzt noch in dem rythmischen Baue der Distichen erkennen. Ja, das Vaterland dieser elegischen Töne, Vorderasien, mochte wohl durch die Religion der mythischen Naturgöttheiten, deren Mittelpunkt das ewige Hinschwinden und Wiederaufblühen der Natur selbst bildet, viel zur Begründung der neuen Dichtart beitragen. Noch der Nomos Krazias, dessen sich Mimnermos vorzugsweise bediente, erinnert an diesen Ursprung und an dieses Verhältniß zum Cultus.

Zuerst rechnet der Verf. zwey Bruchstücke des Archilochos (N^o LVI und XLIX. bey Liebel) zu seiner symposiischen Gattung der Elegie. Beide stammen indeß wahrscheinlich aus längeren elegischen Gedichten, in denen der von namenloser Kummerniß bedrängte und ausgewanderte Dichter (wie er sich selbst und wie Pindaros ihn schildert) als Soldat auftritt, und im Uebermuth seine gewiß nicht angenehme Lage durch Wein zu erheitern sucht. Ferner ist das von Athenaios (II. p. 463 A.) aufbewahrte Tetrastickon des Anakreon hierher gezogen, welches offenbar einen Theil eines größeren Ganzen bildet, dessen elegischen Grundgedanken wir nicht mehr errathen können. Auf ähnliche Art läßt sich auch über

Die Distichen des Xenophanes, Theognis, Erinos, Ion und Dionysios urtheilen, welche der Verf. der Reihe nach aufgeführt und mit einer deutschen Uebersetzung (meistens nach Weber) begleitet hat. Um diesen letzteren Dichter zu sich aber der Verf. noch besonders dadurch verdient gemacht, daß er zuerst alle Notizen, die über ihn noch vorhanden sind, zusammen stellt und beurtheilt, was um so mehr zu schätzen ist, da selbst die neuesten Literaturbücher ihn nicht wä hnt lassen. Dionysios war in Athen geboren, wanderte aber in den achtziger Olympiaden nach Thurium aus. Seinen Beinamen der Eberne verdankt er irgend einem Umstande, den wir nicht mehr mit Sicherheit erforschen können. Athendios sagt, er habe einst den Athenern gerathen, Geld aus Erz schlagen zu lassen, und sey deshalb der Eberne genannt worden. Er war auch Redner, und Kallimachos räumte ihm als solchem einen Platz in seiner Anagraphe ein. Es sind von ihm nur Elegien übrig geblieben, welche der Verf. sämmtlich zu der symposiatischen Gattung rechnet. Als eine auffallende Eigenthümlichkeit, die er nur mit sehr wenigen Dichtern des Alterthums gemein hat, wird von ihm die Sitte angeführt, seinen Elegien einen Pentameter voran zu schicken, und dann das Ganze in regelmäßigen Distichen ablaufen zu lassen (Gött. gel. Anz. 1832. S. 704), oder aber einzelne Distichen umzukehren, und den Pentameter vor den Hexameter zu setzen, was jedoch minder wahrscheinlich ist.

Eine sehr ausführliche und werthvolle Untersuchung hat ferner der Verf. der Streitfrage gewidmet, wer für den Urheber der so genannten Aristotelischen Schrift *περὶ νόμων* zu halten sey. Von einer genauen Prüfung der bisher aufge-

stellten Ansichten ausgehend, verweilt er etwas länger bei der Behauptung des neuesten Uebersetzers dieser Schrift, wornach dieselbe allerdings von Aristoteles selbst verfaßt seyn soll. Unter den Aiten selbst führen mehrere, wie Apulejus, Justinus, Stobäos und Philoponos dieselbe unter Aristoteles' Namen an; doch findet sich von Apulejus keine Spur einer Erwähnung irgend einer Aristotelischen Schrift unter diesem Titel, wiewohl sämtliche Handschriften dieselbe dem Aristoteles belegen. Die Hauptgründe, welche sie als nicht Aristotelisch erscheinen lassen, sind indeß schon von mehreren Gelehrten älterer und neuerer Zeit aus dem Inhalte derselben, welcher mit der echten Philosophie des Aristoteles in vielfachem Widerspruche steht, ausführlich entwickelt worden. Daher beruft sich der Verf. im Allgemeinen auf seine Vorgänger, und hebt hauptsächlich nur drei Punkte hervor, worin diese Schrift auffallend von den Aristotelischen Ansichten abweicht; 1) die physische und cosmologische Lehre im Allgemeinen sowohl als im Einzelnen; 2) Erwähnung von Thatsachen, welche auf ein nach Aristotelisches Zeitalter hindeuten; 3) Verschiedenheit in der Darstellungsweise, sowohl im Bezug auf den Stil als die Sprache selbst. Hierauf geht der Verf. zu dem Beweise über, daß der Urheber ein Stoiker gewesen seyn müsse, was freilich schon andere Gelehrte früher vermuthet hatten. Doch diesen Stoiker näher zu bezeichnen, ist bisher Niemanden in den Sinn gekommen. Man hält, jetzt Chrysippos selbst dafür, ohne jedoch die Möglichkeit bestreiten zu wollen, daß auch ein anderer Philosoph derselben Secte Urheber der Schrift seyn könne. Für Chrysippos spricht indeß außer der in vorliegender Abhandlung aufgestellten Beweisführung

besonders noch der Umstand, daß dieser Stoiker überhaupt sehr Vieles von Aristoteles entlehnt hat, und es also nicht auffallen kann, wenn wir hier und da auf Uebereinstimmung in den Ansichten, oder auch auf offenbare Benutzung und Ausführung Aristotelischer Lehre stoßen. Auf der anderen Seite konnte es dem Chrysippos, dessen etwas streitsüchtiger Character bekannt ist, auch nicht an Gelegenheit fehlen, sich gegen die Dogmen seines großen Lehrmeisters feindselig zu erklären. Daß er aber wirklich ein Werk *περί καθολοῦ* geschrieben habe, bezeugt Stobaios mit deutlichen Worten (Ecl. phys. I, p. 180. ed. Heeren), und ist schon längst aus Baguet's trefflicher Preisschrift (Annal. Acad. Lovaniensis, 1822) bekannt. Die Schrift selbst, mag sie nun dem Chrysippos oder einem andern Philosophen angehören, hat freylich nur einen populären Zweck, und gehört eigentlich nicht der Wissenschaft im engeren Sinne des Wortes an. Sie berührt nur summarisch und in allgemein verständlicher Form, was vielleicht in Werken von umfangreicherer und wissenschaftlicherer Darstellung ausführlich begründet war. Auch konnte es bey einem so fruchtbaren Schriftsteller, wie Chrysippos war (er soll über 700 Schriften hinterlassen haben), an Bearbeitungen desselben Stoffes in verschiedener Form nicht fehlen; ja, es wird von den Alten ausdrücklich berichtet, daß er über denselben Gegenstand zu wiederholten Malen geschrieben habe.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

